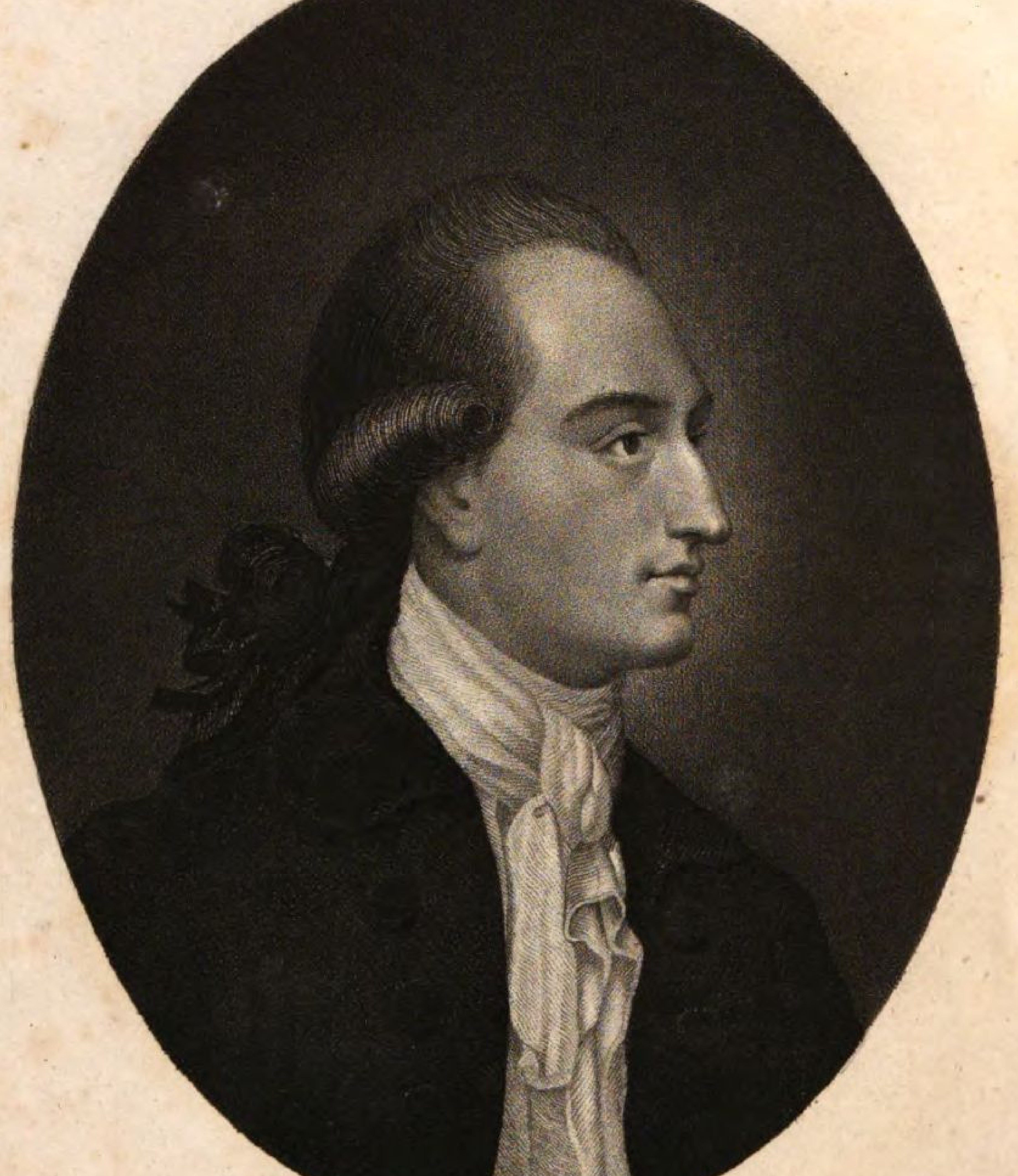
Biogr. 2410-1

Viehoff

(Goethe)

<36618592080011
<36618592080011
S
Bayer. Staatsbibliothek



GOETHE

nach May's Oelgemælde, 1779.

Stuttgart, Literatur-Comptoir.

Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Erster Theil.

Mit einem Stahlstiche: „Goethe im 29. Lebensjahre"
nach May's Oelgemälde.

Stuttgart,
Ad. Becher's Verlag.
1847.

384-D.
Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Stuttgart, Schnellpressendruck der Königlichen Hofbuchdruckerei
zu Guttenberg.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erste Periode.

Goethe's Kindheit und Jugend

bis

zum Ende der Universitätsjahre.

1749—1771.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Capitel.

Goethe's Vorfahren.

Die Entfaltungsgeschichte eines genialen Geistes darzustellen, gehört, wenn irgend Etwas, zu den Aufgaben, die nur annäherungsweise zu lösen sind. Schon in der Entwickelung des gewöhnlichen Menschen verschlingen sich die ursprünglichen Anlagen mit den vielfachsten Einflüssen so innig zusammen, daß nicht der schärfste Blick ihren beiderseitigen Antheil an der Bildung rein auseinanderzuhalten vermag. Das Genie entzieht sich aber der Beobachtung in die geheimnißvollsten Tiefen hinein. Es paralysirt oder bewältigt die äußeren Einwirkungen oft schon beim ersten Zusammenstoße mit denselben, macht Hemmungen zu Fördernissen, und findet umgekehrt in dem, was Anderen zum Fortschritte gereicht, ein Hinderniß. Wenn aber auch hiernach bei ihm die gewöhnliche Schätzung der Dinge sich unzulänglich erweis't, so fällt darum doch nicht sein Entwickelungsgang, wie Jean Paul meinte, ganz außer den Bereich der historischen Erklärung und der pragmatischen Behandlungsart. Von dieser irrigen Ansicht, zu welcher sonst gerade die genialen Menschen selbst am Meisten sich hinneigen,

war Niemand weniger befangen, als der Mann, mit dem sich unsere Biographie beschäftigt. Er erkannte sich gern, wie unser größter Literarhistoriker bezeugt *), in dem Wechselverhältnisse der Einwirkungen, in welchem sich mehr oder minder jeder Mensch zu seiner Zeit und Umgebung befindet. Bis in's Endlose, glaubte er, könne man die Quellen seiner Bildung verfolgen; nichts wollte er für sich behalten, als die Energie und den Willen, die offene Seele, die das Wahre sucht und sich gern anbildet; er meinte, „daß, wenn er Alles sagen könnte, was er großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden, nicht viel übrig bleiben würde." Damit hat er nun freilich zu viel behauptet, und ganz ohne Zweifel wird der Biograph, der es unternimmt, die Summe einer Existenz, wie der eines Goethe, zu ziehen, sich auf einen großen, unmeßbaren Summanden hingewiesen sehen, der eben in dem tiefverborgenen Wirken des Genies besteht. Aber dieß darf uns nicht entmuthigen, Alles was zu seiner Entwickelung mitgewirkt, Zeit und Ort, Erziehung und Unterricht, Lectüre und Umgang, nationale und religiöse Einflüsse, Lebenserfahrungen und Lebensbezüge jeder Art sorgfältig in Rechnung zu tragen, um so die geheimnißvolle Erscheinung des genialen Geistes unserm Gesichtskreise wenigstens anzunähern. Und wie der gründliche Historiker ein Volk in das Dunkel mythischer Jahrhunderte zurückverfolgt, so übersieht der gewissenhafte Biograph auch nicht die entlegensten und unscheinbarsten Anfänge

*) Gesch. der poet. National-Literatur der Deutschen, von Gervinus, IV, 497.

der Kindheit seines Helden, wo Spiele, Einfälle und knabenmäßige Beschäftigungen die künftigen Thaten und Tugenden des Mannes vorausverkünden; ja er wird selbst einen flüchtigen Blick auf Aeltern und Voraltern zurückwerfen, in denen die Eigenschaften des großen Nachkommen, wenn auch nur in zerstreuten Andeutungen, vorgebildet sind.

Die Nachrichten über Goethe's Voraltern von väterlicher Seite lassen sich nach Urkunden des Frankfurter Stadtarchivs und den Hauptkirchenbüchern bis auf des Dichters Urgroßvater zurückführen. Um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts lebte in Artern, in der Grafschaft Mansfeld, ein Hufschmiedmeister Namens Hans Christian Goethe. Diesem ward am 7. September 1657 ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Friedrich Georg erhielt. Dem Knaben mochte das derbe, mühsame Handwerk seines Vaters nicht gefallen; er wählte ein möglichst entgegengesetztes, die Schneiderprofession. Nach zurückgelegter Lehrzeit begab er sich, dem Handwerksbrauche gemäß, auf die Wanderschaft, besuchte die angesehensten Städte des Reiches, brachte viertehalb Jahre in Frankreich zu, und richtete dann seinen Stab nach Frankfurt a. M. Als der junge Schneiderbursche in die Mauern der kaiserlichen Wahl- und Krönungsstadt still und unbekannt einzog, konnte er nicht ahnen, daß hundert Jahre später der Name, den er trug, aus den Mauern dieser Stadt durch eine halbe Welt auf den Flügeln des Ruhmes gedrungen seyn werde. Der Ankömmling fand bald Arbeit, und lernte die Tochter des Bürgers und Schneidermeisters Sebastian Lutz, Jungfrau Anna Elisabetha, kennen. Zwischen den jungen Leuten

entspann sich ein inniges Verhältniß, und am 18. April 1687 führte Goethe seine Geliebte heim, nachdem er vom Rathe zu Frankfurt das Bürgerrecht erlangt und von der Schneiderzunft als Meister aufgenommen worden war. Das Glück seiner ersten Ehe, die mit mehreren Kindern gesegnet war, dauerte indeß nur bis ins Jahr 1700, wo ihm der Tod seine Gattin entriß. Etwa fünf Jahre lebte er als Wittwer, da wußte der Schneidermeister, der Etwas von des Enkels Gewalt über Frauenherzen besessen zu haben scheint, die Neigung einer begüterten Wittwe zu gewinnen, der Frau Cornelia Schelhorn (geb. 27. Sept. 1668), hinterlassenen Wittwe von Johannes Schelhorn, Besitzer des Gasthauses zum Weidenhof in Frankfurt. Sie hatte nach dem Tode ihres 1704 gestorbenen Mannes die Wirthschaft fortgeführt. Als nun Goethe sich mit ihr am 5. Mai 1705 verheirathete, entsagte er dem Schneiderhandwerke und war fortan Gasthalter. Fünfundzwanzig Jahre lebten Beide in zufriedener Ehe, durch mehrere Kinder beglückt, denen sie, ihrer günstigen Vermögensumstände wegen, eine sorgfältige Erziehung geben konnten. Friedrich Georg Goethe starb am 13. Febr. 1730 in seinem dreiundsiebenzigsten Lebensjahre; seine Ehefrau folgte ihm am 28. März 1754, in dem hohen Alter von sechsundachtzig Jahren. Man sieht, der Dichter hatte die Anlage zu langer Lebensdauer ererbt; denn auch sein Vater und seine Mutter, so wie seine Großältern von Mutterseite, haben ihr Leben zu hohen Jahren gebracht.

Schade, daß uns über Friedrich Georg Goethe's und seiner Gattin Charakter keine näheren Nachrichten überliefert

worden sind; vielleicht würden wir hier manche Eigenthümlichkeiten unseres Dichters schon vorgebildet gefunden haben; denn in dem Enkel treten häufig Charakterzüge des Ahnen, die im Sohne verschleiert lagen, wieder deutlich zu Tage. Der Großmutter erinnerte sich der Dichter aus frühester Kinderzeit noch gleichsam wie einer Geistererscheinung, als einer schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau, sanft, freundlich und wohlwollend gegen Jedermann, zumal gegen ihre Enkelchen. Wir werden ihrer noch weiter unten gedenken. Auch über den Großvater hätte Goethe vielleicht Einiges, nach den Mittheilungen seiner Aeltern, uns sagen können; allein er hat seine künstlerische Natur auch bei seiner Biographie nicht verläugnet, und zwar nicht bloß durch Darstellen, sondern auch durch Verschweigen. Es mochte zum ganzen Lebenstone des Helden nicht angemessen erscheinen, eines Hufschmieds, eines Schneiders, als Vorfahren, zu gedenken, wogegen der Großvater mütterlicher Seite, der kaiserliche Rath, Stadtschultheiß und beider Rechte Doctor, Herr Johann Wolfgang Textor, würdig im Eingange des Werkes erscheinen konnte. Uns macht es besondere Freude zu berichten, daß der Stammbaum Goethe's aus den wackern Ständen herauswuchs, denen der Meistersänger Hans Sachs angehörte, und in die auch Schiller's Geschlecht zurückreichte; denn des Letztern Aeltern und Großältern von Vater- und Mutterseite übten das Bäckerhandwerk *).

---

*) Vergl. Schiller's Leben für den weitern Kreis seiner Leser, von Hoffmeister, Thl. 1, S. 1 u. 4.

Unseres Dichters Vater war ein Sohn Friedrich Georg Goethe's aus zweiter Ehe; er wurde am 31. Juli 1710 geboren und erhielt in der Taufe denselben Namen, wie Schiller's Vater, Johann Caspar. Seine Jugend brachte er auf dem Gymnasium zu Coburg zu, und legte dort einen guten Grund in sprachlichen und anderen Kenntnissen. Dann widmete er sich auf der Universität zu Leipzig der Rechtswissenschaft und promovirte zu Gießen. Seine mit Ernst und Fleiß geschriebene Dissertation: **Electa de aditione hereditatis** fand Anerkennung bei den Juristen. Im dreißigsten Jahre machte er eine Reise nach Italien, die ihm für sein ganzes künftiges Leben zur erheiternden Erinnerung gereichte *). Nach Hause zurückgekehrt, wollte er, um sich zum Dienste der Stadt zu befähigen, eines der subalternen Aemter übernehmen und ohne Besoldung führen, wenn es ihm ohne Ballotage übertragen würde. Als man ihm diese Auszeichnung, die freilich weder gesetzlich noch herkömmlich war, verweigerte, gerieth er in Aerger und Mißmuth; und, um es sich selbst unmöglich zu machen, je eine öffentliche Stelle anzunehmen, verschaffte er sich von Carl VII. den Charakter eines kaiserlichen Rathes, der ihn mit dem Schultheiß und den ältesten Schöffen in gleichen Rang erhob und ihn daher nicht füglich mehr von unten

---

*) Es hat sich ein Brief von Joh. Caspar Goethe erhalten, datirt **Palmada ex Contumacia** 20. Jan. 1740, welcher den Beginn der Reise schildert, die auf des Sohnes Entwickelung keinen unbedeutenden Einfluß haben sollte. S. Briefe an und von Merck, herausgeg. von Dr. K. Wagner (Darmstadt 1838), S. 1 u. ff.

anfangen ließ. Derselbe Gedanke bewog ihn, sich um die älteste Tochter des Schultheißen, Catharina Elisabetha Textor, zu bewerben. Vielleicht wäre er, ohne diesen Beweggrund, in seiner schroffen Abgeschiedenheit, unverehelicht geblieben; denn er hatte schon das achtunddreißigste Lebensjahr erreicht, als er um die Hand des siebenzehnjährigen Mädchens anhielt.

Nach der Verheirathung, die am 20. August 1748 stattfand, setzte er seine abgeschlossene Lebensart fort, und trat nicht einmal mit anderen Zurückgezogenen, deren es mehrere zu Frankfurt gab, in nähere gesellschaftliche Verbindung. Der Dichter hat die Meinung geäußert, sein Vater möge wohl auf Reisen und in der freien Welt, die er gesehen, sich einen Begriff von eleganterer und liberalerer Lebensweise entwickelt haben, als er sie unter seinen Mitbürgern vorfand. In dieser Abgeschiedenheit nun bildete sich seine Eigenthümlichkeit immer schroffer heraus.

Er war ein Mann von geradem und rechtschaffenem, aber störrischem und eigensinnigem Charakter, der Welt gegenüber und besonders gegen Vornehme stolz und zurückhaltend, im Hause nicht frei von herrischer Laune, fest in seinen Grundsätzen, ordnungsliebend, geregelt und folgerecht in all' seinem Treiben, ausdauernd in Neigung und Abneigung, eine durchaus achtungswerthe, wenn gleich nicht gerade anmuthige und liebenswürdige Persönlichkeit. Die Natur hatte ihn nicht freigebig mit Geistesgaben ausgestattet; aber er ersetzte vieles Fehlende durch eisernen Fleiß und Anhaltsamkeit. Bis in seine späteren Jahre war er von regem Fortbildungstriebe beseelt, und was er erlernt und sich angeeignet hatte, theilte er im

Kreise der Seinigen gern mit, obwohl er sonst lakonisch in seinen Aeußerungen war. Im Religiösen scheint er ziemlich freidenkend gewesen zu seyn. An der Literatur nahm er mäßigen Antheil, wärmern an Musik und Malerei. Wer mit unsers Dichters Wesen auch nur oberflächlich bekannt ist, weiß, wie unähnlich dieser in manchen Zügen dem hier skizzirten Charakterbilde war. Doch läßt sich nicht verkennen, daß bei ihm in späterm Lebensalter mehrere Charakterzüge des Vaters immer entschiedener hervortauchten, wogegen in früheren Jahren die Aehnlichkeit mit der Mutter überwog.

In Bau und Haltung des Körpers hatte Johann Caspar Goethe viel Uebereinstimmendes mit dem Sohne. Die „Gedenkblätter an Goethe" *) enthalten sein Bildniß, nach einem Medaillon und einem Bilde in Lavater's physiognomischen Fragmenten gezeichnet, wonach auch sein Kopf an den des Sohnes erinnert. Lavater begleitet sein Portrait mit der Bemerkung: „Hier ein ziemlich ähnliches Bild des vortrefflich geschickreichen, Alles wohl ordnenden, bedächtlich und klug anstellenden, aber auf keinen Funken dichterischen Genies Anspruch machenden Vaters des großen Mannes."

Wir verfolgen seine Lebensgeschichte nicht weiter, da wir in der des Sohnes vielfach auf ihn zurückkommen werden, und lassen ihn nur noch, ehe wir einstweilen von ihm scheiden, selbst zum Leser sprechen, indem wir einen Brief von ihm an den dänischen Consul Schönborn in Algier, datirt Frankfurt den 24. Juli 1776, hier mittheilen:

---

*) Erschienen zu Frankfurt a. M. 1846.

„Ihr freundschaftlicher Brief d.d. Algier den 28. Oct. 1775 an Unsern Sohn, worinnen eine succinte Beschreibung des Spanischen coup manqué besonders enthalten, ist ohngefähr sechs Wochen hernach alhir richtig eingelaufen, und ist seine Schuld nicht, daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals schon abwesend, und wir mußten ihm solchen nach Weimar schicken, wo er sich noch aufhält. Hören Sie, wie dies aneinanderhängt, weil Ihnen doch alles, schätzbarer Freund, was diesen Singularen Menschen betrifft, interessant seyn mögte. Ich fange von Ursprung seiner itzigen Verhältnisse an. Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor zwei Jahren auf der vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach, wo er sich mit der Darmstadt. Prinzessin Louise vermählt hatte, wieder zurück nach Frankfurth kam, wurde er von diesem jungen Herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er dan auch gefolget. Er hielte sich den vergangenen Winter daselbst als Gast auf, und unterhielt die dortigen Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werkgens, führte das Schlittschuhfahren und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich dieselben sowohl, als auch in der Nachbarschaft viele Hohe und Vornehme zu Freunden machte. Jemehr nun aber der Herzog den Doctor kennen lernte, desto weniger konnte Er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die Er so beschaffen fand, daß Er ihn endlich zu seinem geheim. Legations Rath mit Sitz und Stimme im geheim. Conseil und 1200 Thlr. Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen lassen, jedoch auch

wegen dessen itzigen Amtsgeschäften in dieser Correspondenz ablösen und vertretten. Sie sollen das Weitere von ihm jederzeit erfahren, auch seine kleine Schriften (alter Colomosius), womit anbey der Anfang gemacht wird, überkommen. Noch eins: Weilen der Herzog von W. die Gelährte nicht nur schätzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnt, so dürfte seine Residenz in kurzen der Sammelplatz vieler schönen Geister seyn, z. B. ist daselbst der eine Graf von Stollberg Cammerherr geworden, und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General Superind. auf, und Lenz ist ingleichen seit einigen Monathen dort. Was Sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Doctor mit Wieland ausgesöhnet und nun auf dem freundschaftlichsten Fuß mit ihm lebet. Und das geht von Herzen. Was den Hofrath Schlosser in Emmeding betrift, kan er mit Druckschriften nicht fertig werden, die theils denen dogmatischen Theologen gar nicht anstehen, wie dan eben diese Schwarzen Männer mit weisen Krägen den zweiten Theil seines Landkatechismus nach ihrer dogmatischen Lehrart nicht gestellet fanden, und daher den welt. Arm zur Confiscation reizten. Er kam auch erst mit seinem Anti-Pope zum Vorschein u. s. w.

Hactenus Goethe Pater.“

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.

Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Diese heitere Verzichtleistung des Dichters auf Originalität führe uns hinüber zu seinen Vorfahren mütterlicher Seite, bei denen wir indeß nur bis zu den Großältern zurückgehen, da über den „Urahnherrn“ und die „Urahnfrau“ uns Nachrichten fehlen. Der Großvater, der ihm als Pathe seine Vornamen gegeben, Johann Wolfgang Textor, war getauft den 12. Dec. 1693 und starb den 8. Febr. 1771. Sein Bild in den jüngst zu Frankfurt erschienenen „Gedenkblättern von Goethe“ zeigt uns einen stattlichen Mann mit der gewichtigen goldenen Kette und Medaille, die er von der Kaiserin Maria Theresia erhalten hatte, *) in einer Perrücke mit 8 Etagen, hochstirnig mit etwas abwärts gebogener Nase, und enger geschlitzten Augen, als wir sie an Goethe's Bildern sehen. Dieser schildert uns den Großvater als einen würdevollen, etwas einsylbigen, immer gleichmüthigen Greis, der in seiner burgartigen Wohnung auf der Friedberger Gasse ein durchaus sanftes und geregeltes Leben führte. Ein Tag spann sich ihm wie der andere ab. Morgens fuhr er auf's Rathhaus, speis'te nach seiner Rückkehr,

*) Goethe's Werke, Bd. 20, S. 51 (Ausg. in 40 B.).

nickte hierauf in seinem Lehnstuhle, brachte dann die Registrande seiner Proponenden für den andern Tag in Ordnung und las die Acten, und stieg gegen Abend in den schönen und geräumigen Garten hinter seiner Wohnung hinab, um eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht zu besorgen. Wenn er so in seinem talarähnlichen Schlafrocke, eine faltige, schwarze Mütze auf dem Haupte, durch die Spaliere und Blumenbeete daherschritt, konnte er, wie Goethe meint, recht füglich eine mittlere Person zwischen Alkinoos und Laertes vorstellen. Aehnlicher Seiten mit dem Enkel mochte seine ganze Persönlichkeit nur sehr wenige darbieten, doch war vielleicht Goethe als Greis, wie er im Jahr 1828 in den herzoglichen Gärten zu Dornburg zwischen Bäumen und Blumen wandelte, eine Erscheinung, die an den würdigen Ahnherrn hätte erinnern können.

Goethe erwähnt als einer besondern Gabe, die sein Großvater besessen, daß er durch bedeutende Träume von zukünftigen, ihn betreffenden Dingen unterrichtet worden sey. Die hierauf bezüglichen Einzelnheiten hat er meistens den Briefen von Bettina Brentano entlehnt, welcher sie von der Mutter Goethe's erzählt wurden. Es wird dem Leser nicht unwillkommen seyn, die Quelle, woraus der Selbstbiograph geschöpft hat, *) mit seiner Darstellung vergleichen zu können. „Dein

*) Selbst Riemer, wie sehr er sonst die Aechtheit von „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" anficht, bezeugt doch, daß Goethe von Bettinen die „Mittheilungen über seine Kindheit und erste Jugendgeschichte erhalten, ohne welche er seine Lebensbeschreibung nicht hätte beginnen können." S. Riemer's Mittheilungen über Goethe, B. 1, S. 39.

Großvater," schreibt ihm Bettine, „war ein Träumender und Traumdeuter; es ward ihm Vieles über seine Familie durch Träume offenbar. Einmal sagte er einen großen Brand, dann die unvermuthete Ankunft des Kaisers voraus; dieses war zwar nicht beachtet worden, doch hatte es sich in der Stadt verbreitet und erregte allgemeines Staunen, da es eintraf. Heimlich vertraute er seiner Frau, es habe ihm geträumt, daß einer der Schöffen ihm sehr verbindlicher Weise seinen Platz angeboten habe; nicht lange darauf starb dieser am Schlage, seine Stelle wurde durch die goldene Kugel Deinem Großvater zu Theil. Als der Schultheiß gestorben war, wurde noch in später Nacht durch den Rathsdiener auf den andern Morgen eine außerordentliche Rathsversammlung angezeigt. Das Licht in seiner Laterne war abgebrannt; da rief der Großvater aus seinem Bette: Gebt ihm ein neues Licht, denn der Mann hat ja doch die Mühe bloß für mich. Kein Mensch hatte diese Worte beachtet; er selbst äußerte am andern Morgen nichts, und schien es vergessen zu haben; seine älteste Tochter (Deine Mutter) hatte sich's gemerkt, und hatte einen festen Glauben dran. Wie nun der Vater in's Rathhaus gegangen war, steckte sie sich, nach ihrer eigenen Aussage, in einen unmenschlichen Staat und frisirte sich bis an den Himmel. In dieser Pracht setzte sie sich, mit einem Buche in der Hand, im Lehnsessel an's Fenster. Mutter und Schwester glaubten, die Schwester Princeß (so wurde sie wegen ihrem Abscheu vor häuslicher Arbeit und Liebe zur Kleiderpracht und Lesen genannt) sey närrisch; sie aber versicherte ihnen, sie würden bald hinter die Bettvorhänge kriechen, wenn die Rathsherren kämen, ihnen wegen

dem Vater, der heute zum Syndicus erwählt werde, zu gratuliren. Da nun die Schwestern sie noch wegen ihrer Leichtgläubigkeit verlachten, sah sie vom hohen Sitze am Fenster den Vater im stattlichen Gefolge vieler Rathsherren daher kommen. Versteckt Euch! rief sie, da kommt er, und alle Rathsherren mit! Keine wollte es glauben; bis eine nach der andern den unfrisirten Kopf zum Fenster hinaussteckte und die feierliche Procession daher schreiten sahen, liefen sie Alle davon, und ließen die Princeß allein im Zimmer, um sie zu empfangen."

Nach Goethe vererbte sich diese Gabe der Weissagung auf keines der Kinder und Enkel. Dagegen schreibt ihm Bettine: „Diese Traumgabe schien sich auf die eine Schwester fortgepflanzt zu haben; denn gleich nach Deines Großvaters Tode, da man in Verlegenheit war, das Testament zu finden, träumte ihr, es sey zwischen zwei Brettchen im Pulte des Vaters zu finden, die durch ein geheimes Schloß verbunden waren. Man untersuchte den Pult und fand Alles richtig." — „Deine Mutter aber," fügt Bettine hinzu, „hatte das Talent nicht; sie meinte, es komme von ihrer heitern, sorglosen Stimmung und ihrer großen Zuversicht zu allem Guten; gerade dieß mag wohl ihre prophetische Gabe gewesen seyn; denn sie sagte selbst, daß sie in dieser Beziehung sich nie getäuscht habe."

Wenn es weiter in Goethe's Selbstbiographie als etwas Bemerkenswerthes bezeichnet wird, „daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in des Großvaters Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie vor gewissen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- oder Todesereignissen durch sinnliche Wahr-

zeichen eine Vorempfindung hatten," so finden wir bei Bettine eine Geschichte, die ihn zu dieser Bemerkung veranlaßt haben mag. Goethe's Großmutter, Frau Textor, hörte in einer Nacht ein Rascheln von zusammengeknittertem Papier, und ein wiederholtes tiefes Seufzen. Kurz nachher erfuhr sie, ein entfernter Freund von ihr, der in jener Nacht den Tod herannahen fühlte, habe nach Papier verlangt, um der Freundin in einer wichtigen Angelegenheit zu schreiben; aber, noch ehe er fertig war, habe er, vom Todeskrampfe ergriffen, das Papier zerknittert, und dann zweimal aufgeseufzt und das Leben ausgehaucht. — Für uns ist bei diesen Geschichten das Merkwürdigste, daß Goethe sie offenbar nicht mit Unglauben hingeschrieben hat, wie sich denn auch später noch zeigen wird, daß er auf Ahnungen und Vorbedeutungen Etwas gab. In gleicher Sinnesweise hielt seine Mutter sich mehrere Arten von Orakeln zum Hausgebrauche und wandte sie in bedenklichen Augenblicken an, um über die Zukunft einen bedeutenden Wink zu erhalten.

Die eben erwähnte Großmutter Goethe's, Anna Margarethe Textor, war eine geborne Lindheimer aus Wetzlar, geb. den 31. Juli 1711, gest. den 18. April 1783. Ueber ihren Charakter fehlt es an Nachrichten. In ihrem Portrait, wie es die „Gedenkblätter an Goethe" darbieten, finden wir eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Enkel in seinem späten Alter: dieselbe hohe Stirne, dasselbe große Auge und etwas Strenges und Herrschendes in Blick und Gesichtsausdruck.

Es bleibt uns nun noch unter Goethe's Vorfahren von

seiner Mutter zu reden. Die oft gemachte Bemerkung, daß geniale Männer ihre geistige Erbschaft meist den Müttern verdanken, bestätigt sich auch an unserm Dichter. In der unten folgenden Charakterskizze wird sich uns mancher Zug darbieten, den wir in Goethe sehr deutlich ausgesprochen wiederfinden. Katharina Elisabetha Textor *) war den 19. Febr.

*) Außer dem, was Goethe in seiner Selbstbiographie und den Annalen an verschiedenen Stellen über sie mitgetheilt hat, geben uns ihre jüngst von **Dr.** Ebers und **Dr.** Kahlert (Lpzg. 1846) veröffentlichten Briefe an Friedr. Freiherrn von Stein, und ihre von Dorow herausgegebenen Briefe an die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar, an den Schauspieler Unzelmann und an J. G. Schlosser's Kinder (Reminiscenzen von **Dr.** Dorow, S. 132 ff. Lpzg. 1842) eine lebendige Anschauung von dem Wesen und der Natur dieser lebensfrischen Frau, die unsers Interesses würdig wäre, selbst wenn sie nicht den größten Dichter unserer Nation geboren hätte. Die in Bettinen's bekanntem Buche enthaltenen Briefe der „Frau Rath" mögen allerdings unter der Feder der Herausgeberin eine bedeutende Ueberarbeitung erfahren haben, sind aber (was ich an einem andern Orte nachzuweisen gedenke) ihrem Hauptinhalte, ja selbst dem Geiste und Tone der Darstellung nach, als ächt zu betrachten, so wie auch die sonstigen in Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde über seine Mutter gegebenen Nachrichten von dem Biographen der Hauptsache nach benutzt werden dürfen. Dann sind uns noch ein paar einzelne Briefe von ihr in anderen Büchern überliefert worden; und endlich finden sich in Jacobi's Iris (Bd. 7) und in Joh. Falks nachgelassener Schrift über Goethe einige Beiträge zu ihrer Charakteristik. Letztere hat der Verfasser zum Theil aus dem Munde einer Dame, die Goethe's Mutter sehr nahe gestanden, zum Theil aus den Erzählungen der mit Goethe

1731 geboren. Als ein frisches und kräftiges, von der Natur an Körper, Geist und Gemüth gut ausgestattetes Kind wuchs sie erfreulich genug heran, obwohl ihr kein gründlicher und planmäßiger Unterricht zu Theil ward. An tüchtigen Lehrern war damals noch großer Mangel, und dem Vater, dessen Leben sich zwischen Amtsgeschäften und Gartencultur oder sonstiger Erholung in regelmäßiger Pendelschwingung bewegte, gebrach es an Zeit und vielleicht auch an Geschick, die Lücken des Unterrichtes aus eigenen Mitteln auszufüllen. Allein das große Capital von Mutterwitz, das ihr die Natur mitgegeben, die anregungsreiche patrizische Familienatmosphäre, worin sie aufwuchs, die nachträgliche Ausbildung, die ihr in den ersten Jahren der Ehe durch ihren Gatten zu Theil wurde, dann die gemeinsame Entwickelung mit ihrem genialen Sohne, die lebhafte Theilnahme an Literatur und literarischem Verkehre, in die sie durch ihren Wolfgang hineingezogen ward, häufige Lectüre und fleißiger Besuch des Theaters, gaben ihr eine Bildung, daß sie später gewandt und unbefangen sogar mit fürstlichen Herren und mit Schöngeistern aller Art verkehrte.

An äußeren Wechseln und Wendungen war das Leben der

längere Zeit hindurch vertrauten Corona Schröter aufgezeichnet. Aus diesen Quellen sind die im Folgenden gegebenen Züge und Mittheilungen zusammengestellt; mancherlei Ergänzendes wird unsere Schrift noch in ihrem weitern Verlaufe hinzufügen. Ein sehr reicher Schatz, Goethe's Briefwechsel mit seiner Mutter, ist uns zur Zeit noch verschlossen; vielleicht fördert ihn die nächste Zukunft an's Licht, wie uns die nächste Vergangenheit so überraschend vieles auf Goethe Bezügliche gebracht hat.

Mutter Goethe's durchaus nicht reich. Sie fühlte ihr ganzes Daseyn mit ihrer Vaterstadt so innig verwachsen, daß sie auch nach ihres Gatten Tode, wo sie sich ohne nahe Angehörigen ganz allein fand, zu einer Uebersiedelung nach Weimar sich nicht entschließen konnte. Goethe erzählt in den Annalen unter dem J. 1794, wo die Kriegsverhältnisse sich auch für die Gegend von Frankfurt so drohend gestalteten, er habe ihr wiederholt einen ruhigen Aufenthalt bei sich angeboten, aber sie habe keine Sorge für ihre Persönlichkeit gefühlt; „sie bestärkte sich," fügt er hinzu, „in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige zu rechter Zeit ihr begegnende Stellen aus den Psalmen und Propheten in der Neigung zur Vaterstadt; weßhalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte." Im J. 1795 verkaufte sie, auf Antrieb ihres Sohnes, den wohlbestellten Keller, die in manchen Fächern vortreffliche Bibliothek, eine Gemäldesammlung, das Beste damaliger Künstler enthaltend, Kupferstiche, Landcharten, Alterthümer und sonst Mancherlei, und zuletzt schlug sie noch die überflüssigen Hausgeräthe in einer Auction los und verkaufte das Haus, um ein schönes Quartier an der Hauptwache miethweise zu beziehen, wo sie die Zeil gerade hinaufschaute und an zerstreuendem Anblicke keinen Mangel haben konnte. Im J. 1796 mußte sie, beim Bombardement von Frankfurt, das einen Theil der Judenstadt in Asche legte, auf eine Zeitlang nach Offenbach flüchten, nachdem sie ihre Habseligkeiten in feuerfeste Keller gerettet, kehrte aber, sobald es anging, in ihre geliebte Wohnung an der Hauptwache zurück. Sie starb am 13. Sept. 1808 in ihrem 78sten Lebensjahre.

Diesem äußerlich so einförmigen Daseyn fehlte es aber nicht an der mannichfaltigsten Belebung und Anregung. Sie baute sich früh durch Lectüre und lebendige Thätigkeit ihrer Phantasie eine reiche innere Welt aus. Goethe erzählt selbst von ihren früheren Jahren: während die lebhafte nächstjüngere Schwester in der Nachbarschaft umhergestrichen sey, um sich dort versäumter Kinder anzunehmen, sie zu warten, zu kämmen und herumzutragen, habe seine Mutter sich, in reinlicher Kleidung, bei einer zierlichen weiblichen Arbeit oder im Lesen eines Buches gefallen. Ihre erste Liebe hatte, wenn wir Bettinen's Mittheilungen darüber trauen dürfen, einen sehr romantischen Charakter; sie galt keinem Geringern, als dem Kaiser Carl VII., der im J. 1745, kurz vor seinem Tode, noch einmal Frankfurt besuchte. Alles war dort voll Begeisterung über die große Schönheit des Kaisers, dessen Unglück das Interesse für ihn noch erhöhte. Am Charfreitage sah sie ihn im langen schwarzen Mantel zu Fuß mit vielen Herren und schwarz gekleideten Pagen die Kirchen besuchen. „Himmel, was hatte der Mann für Augen!“ so sprach sie sich als Greisin zum ersten Male in ihrem Leben über diese früheste Liebe gegen Bettinen aus; „wie melancholisch blickte er unter den gesenkten Augenwimpern hervor! Ich verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen, überall kniete er auf der letzten Bank unter den Bettlern, und legte sein Haupt eine Weile in die Hände; wenn er wieder empor sah, war mir's alle Mal wie ein Donnerschlag in der Brust. Da ich nach Hause kam, fand ich mich nicht mehr in die alte Lebensweise; es war, als ob Bett, Stuhl und Tisch nicht mehr an dem gewohnten Orte

stünden. Es war Nacht geworden, man brachte Licht herein, ich ging an's Fenster und sah hinaus auf die dunkeln Straßen, und wie ich die Leute in der Stube von dem Kaiser sprechen hörte, da zitterte ich wie Espenlaub. Am Abende in meiner Kammer, da legte ich mich vor meinem Bette auf die Knie, und hielt meinen Kopf in den Händen, wie er, und es war nicht anders, wie wenn ein großes Thor in meiner Brust geöffnet wäre. Meine Schwester, die ihn enthusiastisch pries, suchte jede Gelegenheit, ihn zu sehen; ich ging mit, ohne daß es Einer ahndete, wie tief es mir zu Herzen gehe. Ein Mal, da der Kaiser vorüberfuhr, sprang sie auf einen Prallstein am Wege und rief ihm ein lautes Vivat zu; er sah heraus, und winkte freundlich mit dem Schnupftuche. *) Sie prahlte sich sehr, daß der Kaiser ihr so freundlich gewinkt habe; ich war aber heimlich überzeugt, daß der Gruß mir gegolten habe; denn im Vorüberfahren sah er noch einmal rückwärts nach mir. Ja, beinahe jeden Tag, wo ich Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, ereignete sich Etwas, was ich mir als ein Zeichen seiner Gunst auslegen konnte; und am Abende in meiner Schlafkammer kniete ich alle Mal vor meinem Bette, und hielt den Kopf in meinen Händen, wie ich von ihm am Charfreitage in der Kirche gesehen hatte; und dann überlegte ich, was mir Alles mit ihm begegnet war. Und so baute sich ein geheimes Liebesverständniß in meinem Herzen auf, von dem mir unmöglich war zu glauben, daß er nichts davon ahnde; ich glaubte gewiß, er habe meine Wohnung erforscht, da er jetzt öfter durch unsere Gasse fuhr, wie sonst, und alle Mal heraufsah nach den

*) Vergl. Goethe's W. (Ausz. in 40 B.) Bd. 20, S. 45.

Fenstern, und mich grüßte. O wie war ich den vollen Tag so selig, wo er mir am Morgen einen Gruß gespendet hatte; da kann ich wohl sagen, daß ich weinte vor Lust." Dann erzählte sie noch, wie sie eines Tages, als der Kaiser offene Tafel hielt, sich auf die Gallerie des Festsaales durchgedrängt und der Kaiser bei einem Trunke, womit er den anwesenden Fürsten Bescheid that, ihr zugenickt habe. Am andern Tage reiste er ab; es war am 17. April, der Morgen fing eben an zu grauen, da hörte sie mehrere Posthörner blasen. Sie sprang aus ihrem Bette, fiel vor übergroßer Hast in der Mitte der Stube, und verletzte sich am Knie; aber sie achtete es nicht und eilte an's Fenster. In diesem Augenblicke fuhr der Kaiser vorbei; er sah schon nach dem Fenster, ehe es aufgerissen ward, er warf ihr Kußhände zu und winkte mit dem Schnupftuche, bis er die Gasse hinaus war. „Von der Zeit an," fügte sie hinzu, „hab' ich kein Posthorn blasen hören, ohne des Abschiedes zu gedenken, und bis auf den heutigen Tag, wo ich den Lebensstrom in seiner ganzen Länge durchschifft habe, und eben im Begriffe bin zu landen, greift mich sein weitschallender Ton noch schmerzlich an."

Ihren Gatten hatte sie, wie sie Bettinen gestand, ohne bestimmte Neigung geheirathet, obwohl er ein schöner Mann war; sie wußte sich aber vortrefflich in die Schroffheit seines Charakters zu fügen. Nachdem sie Mutter geworden, erblühte ihr, besonders in dem Erstgeborenen, mit jedem Jahre eine reichere Fülle des Glückes, worüber unsere Biographie später ausführlicher berichten wird; und als der Ruhm ihres Sohnes sich mit Einem Male in alle Welt verbreitete, belebte sich die bisherige Stille des Familienkreises durch den Besuch

bedeutender und geistvoller Männer. Aber auch nachdem ihr Wolfgang durch den Herzog von Weimar ihr entzogen worden war, blieb ihre Wohnung, von Goethe's Verehrern Casa santa genannt, fortdauernd eine Wallfahrtsstätte interessanter und ausgezeichneter Menschen. Wieland, Merck, Bürger, die Frau von Stael, der Coadjutor von Dalberg, der Herzog Carl August und andere fürstliche Herren und Geistesoptimaten kamen, um Goethe's Mutter kennen zu lernen; und alle fühlten sich von der lebensheitern, gemüth- und geistreichen Frau so sehr angezogen, daß sie gern wiederkamen. „Ich habe die Gnade von Gott," schrieb sie selbst in einem Briefe an die Baronin von Stein (14. Nov. 1785), „daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und das behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, — bemoralisire Niemanden, — suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf, und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." Jene zahlreichen Besuche vornehmer und berühmter Personen machten ihr große Freude. „Ich bin doch viel glücklicher, als die Frau von Recke," schrieb sie an den Sohn der eben genannten Baronin, Friedrich von Stein. „Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen, zu mir kommen sie alle in's Haus, das ist ungleich bequemer, — ja, ja, wem's Gott gönnt, gibt er's im Schlafe." Einen anziehenden Einblick in ihren behaglich

heitern und freien Verkehr mit solchen Gästen gewährt ein Brief an Friedrich von Stein, den sie nach einem ihr abgestatteten Besuche (am 20. Oct. 1785) an ihn richtete. „Mein lieber Cherubim, Ihre glücklich abgelaufene Reise und die ausführliche Beschreibung davon hat mich sehr gefreut, — auch ergötzte mich herzinniglich, daß mich mein lieber Fritz in gutem Andenken hat. Ich vergesse aber meinen lieben Pathen eben so wenig — Alles erinnert mich an ihn — die Birn', die ihm früh Morgens so gut schmeckten, während ich meinen Thee trank, — wie wir uns hernach so schön auftecklen ließen, er von Sachs, ich von Zeitz, und wie's hernach, wenn die Pudergötter mit uns fertig waren, an ein Putzen und Schniegeln ging, und dann das vis à vis bei Tische, und wie ich meinen Cherubim um zwei Uhr (freilich manchmal etwas unmanierlich) in die Messe jagte, und wie wir uns im Schauspiele wieder zusammenfanden, und das nach Hauseführen, — und dann das Duodrama im Hausehren, wo die dicke Katharine die Erleuchtung machte, und die Greineld und die Marie das Auditorium vorstellten — das war wohl immer ein Hauptspaß!"

Lebte sie, nach solchen Besuchen, wieder still für sich, so genoß sie ihres Daseyns nicht minder glücklich; sie konnte dann, wie sie an Fritz von Stein schreibt, ihre Steckenpferde desto ruhiger galoppiren lassen. „Ich habe deren vier," fügte sie hinzu, „wo mir eins so lieb ist wie's andere, und ich oft nicht weiß, welches zuerst an die Reihe soll. Einmal ist's brabanter Spitzenklöppeln, das ich noch in meinen alten Tagen gelernt und eine kindische Freude darüber habe; dann kommt das Clavier; dann das Lesen; und endlich das lange aufgegebene und

dann immer wieder hervorgesuchte Schachspiel." Sie hätte noch ihre große Liebhaberei für's Theater hinzusetzen können, wovon ihre Briefe an vielen Stellen zeugen. Und wie für das Schauspiel, so interessirte sie sich auch lebhaft für ausgezeichnete Schauspieler, besonders für C. W. Unzelmann (geb. 1753, gest. 1832), zu welchem sie, nach den von Dorow mitgetheilten Briefen zu urtheilen, in einem sehr innigen Freundschaftsverhältnisse gestanden haben muß. Ihre Correspondenz mit demselben trägt stellenweise das Gepräge einer enthusiastischen Zuneigung, und läßt erkennen, woher der Dichter von Werther's Leiden die Lebhaftigkeit und das Feuer seiner Empfindungen geerbt hat *).

Ueberhaupt war alles Feine, Edle, Geistreiche, Humoristische, was wir in Goethe finden, alle Gemüthstiefe und Poesie in dem Charakter seiner Mutter vorgebildet, während er vom Vater her nur einige Charakterzüge gröberer Art, wenn ich so sagen darf, z. B. die strenge Ordnungsliebe, das ökonomische Talent, die Gravität, die er in späteren Jahren zeigte, überkommen hatte. Ein ähnliches Mischungsverhältniß fand sich in Goethe's Aeußerem. Die „Statur," die Körperhaltung, zumal in seinem Mannes- und Greisenalter, die äußeren Gesichtsumrisse waren ihm vom Vater angestammt, wogegen die zarteren Lineamente, worin sich die Geistes- und Gemüthseigenthümlichkeit am feinsten abspiegelt, der eigentliche Gesichtsausdruck eine Erbschaft von Seiten der Mutter war. In einem Briefe an Fritz von Stein gibt sie selbst eine

*) S. z. B. den Brief vom 16. März 1788 in den Reminiscenzen von Dorow, S. 135 f.

Beschreibung ihres Aeußern in folgender Stelle: „Hier schicke ich Ihnen zwei Schattenrisse, — freilich ist an dem großen die Nase etwas zu stark, — und der kleine zu jugendlich, mit alle dem ist im Ganzen viel Wahres drinnen. Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich corpulent, — habe braune Augen und Haare, — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, — doch muß etwas daran seyn, weil es schon so oft ist behauptet worden." Ihr Bild in den „Gedenkblättern von Goethe" zeigt eine heitere, klare Stirne, einen offenen, freien Blick; das ganze Gesicht drückt Heiterkeit, und freundlichen Humor aus; und dabei spielt eine gewisse gutmüthige Schalkheit um Mund und Auge.

In ihrem Charakter begegnet uns ein besonderer Zug, der sich auf den Sohn ganz entschieden fortpflanzte, nämlich eine sehr zarte Scheu vor allen heftigen und gewaltsamen Eindrücken, welche sie in allen Lebenslagen möglichst zu entfernen suchte. Ohne Zweifel leitete sie dabei ein mehr oder weniger dunkles Gefühl, daß sie bei der großen Reizbarkeit ihres Gemüthes alle starken Schläge von sich abwehren müsse, wenn sie nicht darunter zu Grunde gehen sollte. Es wird von ihr erzählt, sie habe beim Miethen einer Magd oder eines Bedienten unter Anderm folgende Bedingungen zu stellen gepflegt: „Ihr sollt mir nichts wiedererzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, sey es nun in meinem Hause, oder in der Stadt, oder in der Nachbarschaft, vorfällt.

Ich mag ein für alle Male nichts davon wissen. Geht's mich nah an, so erfahre ich's noch immer zeitig genug. Geht's mich gar nicht an, bekümmert's mich überhaupt nicht! Sogar wenn es in der Straße brennte, wo ich wohne, so will ich's auch da nicht früher wissen, als ich's eben wissen muß." So wagte denn auch bei einer lebensgefährlichen Krankheit Goethe's im Jahre 1805 Niemand aus ihrer Umgebung in Frankfurt der Gefahr, worin der Entfernte schwebte, zu erwähnen. Erst als er in völliger Besserung begriffen war, brachte sie selbst das Gespräch auf ihn und sagte zu ihren Freundinnen: „Ich hab' halt Alles wohl gewußt, habt Ihr gleich nichts davon gesagt und sagen wollen, wie es mit dem Wolfgang so schlecht gestanden hat. Jetzt aber mögt Ihr sprechen; jetzt geht es besser. Gott und seine gute Natur haben ihm geholfen. Jetzt kann wieder von dem Wolfgang die Rede seyn, ohne daß es mir, wenn sein Name genannt wird, einen Stich in's Herz gibt." — „Wäre Goethe," setzte die Freundin hinzu, welcher Falk diese Mittheilung verdankte, „wäre Goethe damals gestorben, auch dann würde dieses Todesfalles im Hause seiner Mutter schwerlich von uns Erwähnung geschehen seyn; wenigstens nur mit sehr großer Vorsicht, oder von ihr selbst dazu aufgefordert, würden wir dieß gewagt haben, weil, wie ich schon bemerkt, es durchaus eine Eigenthümlichkeit ihrer Natur, oder Grundsatz, wo nicht beides war, allen heftigen Eindrücken und Erschütterungen ihres Gemüthes, wo sie nur immer konnte, auszuweichen."

Daraus erhellt, wie wir es zu nehmen haben, wenn sie an Friedrich von Stein schreibt: „Die Ruhe, die Ruhe ist meine Seligkeit! Und da sie mir Gott schenkt, so genieße ich

sie mit Danksagung.“ Nicht körperliche Ruhe ist gemeint; an häuslich-weiblicher Thätigkeit ließ sie es bis in ihr hohes Alter nicht ermangeln; aber sie suchte ihr Gemüth stets in einem sanften Gleichgewichte zu erhalten, wozu eine geregelte Beschäftigung, eine gewisse Tagesordnung besonders beitrug. „Ordnung und Ruhe,“ schreibt sie selbst an den jungen Stein, „sind Hauptzüge meines Charakters, — daher thu' ich Alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rathe des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann Alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.“

So bewahrte sie ihre innere Zufriedenheit, und wie die Menschen, die mit sich selbst in Frieden leben, Andere mild und läßlich zu beurtheilen pflegen und an fremdem Glücke Theil nehmen, so sehen wir auch sie, ganz nach der spätern Weise ihres Sohnes, einen Jeden in seinem Kreise „gewähren lassen,“ Jedem sein Glück gönnen und es still betrachtend mitgenießen. „Unsere freien Reichsbürger,“ meldet sie dem jungen Stein, „essen, trinken, bankettiren, musiciren, tanzen und erlustigen sich auf allerlei Weise — und da sie das freut, so gesegne es ihnen Gott!“ — „Fröhlichkeit,“ schreibt sie ein ander Mal an denselben, „ist die Mutter aller Tugenden, wie Götz von Berlichingen sagt — und er hat wahrlich Recht. Weil man zufrieden und froh ist, so wünscht man alle Menschen vergnügt und heiter zu sehen, und trägt Alles in seinem Wirkungskreise dazu bei.“ In dieser Sinnesart bezeigte sie

auch bei manchen freieren Scherzen des Sohnes in seinen Knabenjahren, wo der Vater mit strenger Rüge eingetreten seyn würde, eine mütterliche, liebende Nachsicht, oder ging gar wohl in dieselben ein. Sie sagte zuweilen in scherzhafter Laune, weil sie so früh geheirathet hatte und erst achtzehn Jahre alt Mutter geworden war: „Ich und mein Wolfgang haben uns halt immer verträglich zusammengehalten; das macht, weil wir Beide jung und nicht gar so weit als der Wolfgang und sein Vater aus einander gewesen sind." Auch später noch, erzählt Falk, als Goethe sein bürgerliches Leben nach dem Rathe des Vaters in Frankfurt damit eröffnete, daß er sich den Geschäften eines Anwaltes unterzog, verhüllte die Mutter Manches mit dem Mantel der Liebe, was der Vater schwerlich so frei hätte hingehen lassen. In demselben Grade, wie der etwas mürrische Vater die Augen offen behielt, pflegte die Mutter sie gelegentlich zuzudrücken. Junge Autor-Manuscripte wurden für Acten ausgegeben, und manche kleine Einladung zu einem unschuldigen Gartenpiknik mit jungen lustigen Leuten seines Schlages ward, wenn der Vater darnach fragte, in ein Handbillet von diesem oder jenem Clienten verwandelt. Sie verlor auch zu ihrem Wolfgang keinen Augenblick das Vertrauen, wenn auch sein Verhalten wohl einmal räthselhaft war, und selbst damals nicht, als er gegen alle seine Freunde schweigsam wurde, und Jedem kalt erschien. „Daß mein Sohn gegen seine Freunde kalt geworden ist, glaube ich nicht," schrieb sie während seines ersten Aufenthaltes in Italien an Stein; „aber stellen Sie sich an seinen Platz — in eine ganz neue Welt versetzt, — in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem

Herzen und ganzer Seele daran hing, — und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und Niemand wird's ihm verargen können."

Mochte nun auch Goethe, über den „tausend Geistern, die sich um ihn stritten," zu Zeiten wohl einmal selbst der geliebten Mutter weniger gedenken, so trug sie ihn dagegen fortwährend und lebenslang im innersten Herzen, und erfüllte mit den Jahren immer mehr und mehr ihre ganze Seele mit dem Bilde ihres Wolfgang. Und so gereichte es ihr denn gegen das Ende ihres Lebens noch zum höchsten Genusse, daß sie damals ein eben erst dem Kindesalter entwachsendes geniales Mädchen um sich hatte, welches an ihrem Sohne in schwärmerisch phantastischer Liebe hing, und nur in ihm lebte. Bettina Brentano, die Schwester des Dichters Brentano, und die nachherige Gattin Achim's von Arnim, war ihr eine unversiegbare Quelle der lebendigsten Unterhaltung über den Liebling ihres Herzens. Es ist ein großer Beweis für ihre Fähigkeit, sich in die verschiedensten Charaktere zu fügen, daß sie, die kerngesunde, von aller Ueberspanntheit entfernte Frau, sich mit dem in mancher Hinsicht diametral entgegengesetzten, leidenschaftlich aufgeregten Wesen vertrug. Sie duldete Bettinen's wunderliche Grillen um so eher, als sie mit ihr in der herrschenden Empfindung ihrer Seele, in der Begeisterung für Goethe, zusammentraf. Stundenlang konnten sie Abends zusammensitzen und über den Geliebten plaudern, indem Bettine ihren enthusiastischen Gefühlen für ihn freien

Lauf ließ, und die Mutter allerlei Züge aus seinen Kinder= und Jünglingsjahren erzählte. War das Mädchen entfernt, so empfand die Mutter eine große Leere. „Ich habe mir meine Feder frisch abknipsen lassen," schrieb sie ihm am 14. März 1807, „und das vertrocknete Dintenfaß bis oben vollgegossen; und weil es denn heute so abscheulich Wetter ist, so sollst Du auch gleich eine Antwort haben. Liebe Bettine, ich vermisse Dich sehr in der bösen Winterzeit; wie bist Du doch im vorigen Jahre so vergnügt dahergesprungen kommen! Wenn's kreuz und quer schneite, da wußt' ich, das war so ein recht Wetter für Dich; ich brauchte nicht lange zu warten, so warst Du da. Jetzt guck' ich auch immer noch aus alter Gewohnheit nach der Ecke von der Katharinenpforte; aber Du kommst nicht, und weil ich das ganz gewiß weiß, so kümmert's mich. Es kommen Visiten genug, das sind aber nur so Leute=visiten, mit denen ich nichts schwätzen kann."

Noch eine interessante Mittheilung aus ihren letzten Lebensjahren hat uns Falk aufbewahrt. Sie war einige Wochen hindurch von den Beschwerden des hohen Alters schmerzlich geplagt worden; da sagte sie einer Freundin, die sich nach ihrem Befinden zu erkundigen kam: „Gottlob! nun bin ich wieder mit mir zufrieden, und kann mich auf einige Wochen hinaus leiden. Zeither bin ich völlig unleidlich gewesen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt, wie ein klein Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt' ich es nicht länger mit mir ansehen; da hab' ich mich selbst recht ausgescholten und zu mir gesagt: Ei, schäme Dich, alte Räthin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt, und den

Wolfgang dazu, mußt', wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit Dir vorstellen, daß Du so ungeduldig und garstig bist, wenn der liebe Gott Dir ein Kreuz auflegt? Willst Du denn immer auf Rosen gehen, und bist über's Ziel, bist über siebenzig Jahre hinaus! Schauen's, so hab' ich zu mir selbst gesagt, und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser geworden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war."

Ueber ihren Tod berichtet Bettine an Goethe: „Im September wurde mir in's Rheingau geschrieben, die Mutter sey nicht wohl. Ich beeilte meine Rückkehr; mein erster Gang war zu ihr. Der Arzt war gerade bei ihr; sie sah sehr ernst aus. Als er weg war, reichte sie mir lächelnd das Recept hin und sagte: Da lies, welche Vorbedeutung mag das haben? Ein Umschlag von Wein, Myrrhen, Oel und Lorbeerblättern, um mein Knie zu stärken, das mich seit diesem Sommer anfing zu schmerzen, und endlich hat sich Wasser unter der Narbe (von jenem Fall bei der Abfahrt des Kaisers) gesammelt. Du wirst aber sehen, es wird nichts helfen, mit diesen kaiserlichen Specialien von Lorbeer, Wein und Oel, womit die Kaiser bei der Krönung gesalbt werden. Ich seh' das schon kommen, daß das Wasser sich nach dem Herzen ziehen wird, und da wird es gleich aus seyn. Sie sagte mir Lebewohl, und sie wolle mir sagen lassen, wann ich wieder kommen solle. Ein paar Tage darauf ließ sie mich rufen; sie lag zu Bette. Sie sagte: Heute lieg' ich wieder zu Bett, wie damals, als ich kaum sechszehn Jahre alt war an derselben Wunde. Ich lachte mit ihr hierüber und sagte ihr scherzweise viel, was sie rührte

und erfreute. Da sah sie mich noch einmal recht feurig an, drückte mir die Hand und sagte: Du bist so recht geeignet, um mich in dieser Leidenszeit aufrecht zu halten; denn ich weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht. Sie sprach noch ein paar Worte von Dir, und daß ich nicht aufhören solle, Dich zu lieben; und ihrem Enkel solle ich zu Weihnachten noch einmal die gewohnten Zuckerwerke in ihrem Namen senden. Zwei Tage darauf am Abende, wo ein Concert in ihrer Nähe gegeben wurde, sagte sie: Nun will ich im Einschlafen an die Musik denken, die mich bald im Himmel empfangen wird. Sie ließ sich auch noch Haare abschneiden und sagte, man solle sie mir nach ihrem Tode geben, nebst einem Familienbilde von Seekatz, worauf sie mit Deinem Vater, Deiner Schwester und Dir, als Schäfer gekleidet, in anmuthiger Gegend, abgemalt ist. Am andern Morgen war sie nicht mehr; sie war nächtlich hinübergeschlummert."

Das anschaulichste Charakterbild dieser merkwürdigen Frau würden wir unseren Lesern vorführen können, wenn uns der Raum gestattete, hier eine Auswahl aus ihren Briefen folgen zu lassen. Viele derselben, und vielleicht die interessantesten, sind noch nicht an's Licht gefördert. Sie führte eine sehr lebhafte Correspondenz nicht bloß mit ihrem Sohne, sondern auch mit der Herzogin Amalie, dem Fräulein von Göchhausen, Wieland und anderen Weimaranern. Für Wieland, der sie und Merck als Pathen eines ihm 1778 geborenen Sohnes in's Kirchenbuch hatte schreiben lassen, für die Herzogin Amalie und ihren Hof war die Ankunft eines ihrer Briefe

ein frohes Ereigniß. „Von Frau Aja *)," schreibt Wieland an Merck den 15. Februar 1778, „habe ich, seit ich wieder hier bin, keine Zeile, das mich schier wundert, weil ich doch auf meinen von hier aus an sie geschriebenen Brief ein — Victoria! da eben langt eine gar schöne Epistola von ihr an. Nun nichts weiter!" Am 25. Januar 1779 schreibt er: „Wenn die Herzogin Mutter einen Brief von Dir oder Mutter Aja bekommen hat, so spricht sie nicht anders davon, als ob ihr ein groß Glück widerfahren wäre, recht wie das Weib im Evangelio, die ihre Nachbarinnen anruft, sich mit ihr zu freuen, daß sie ihren Groschen funden habe." Und in einem Briefe vom Mai 1780 heißt es: „Ich hab' inzwischen von Frau Aja einen großen Brief bekommen, der mich auf etliche Tage guter Laune gemacht. Es geht in der Welt nichts über die Weiber von dieser Art, um sich von Poeten und Propheten gefangen nehmen zu lassen; nur Schade, daß sie immer rarer werden. Frau Aja ist die Königin aller Weiber, die Herz und Sinnen des Verständnisses haben **); und dem Himmel sey Dank, daß

*) In seiner Selbstbiographie sagt Goethe, wo er von dem Besuche der Grafen von Stolberg in seinem älterlichen Hause erzählt: „Nicht anders als Frau Aja ward sie (seine Mutter) genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze und ging so eher in die Phantastereien der Jugend mit ein, als sie schon in Götz von Berlichingen's Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte."

**) Man vergleiche damit, was Bettine an Goethe schreibt: „So entfernt Du auch warst, und so lange Zeit auch: Du warst nie besser verstanden als von ihr; während Gelehrte, Philosophen und Kritiker Deine Werke untersuchten, war sie ein lebendiges

es auch hier einige gibt, die werth sind, unter ihrer Fahne zu dienen." Wir können uns nicht versagen, zum Schlusse unserer kleinen Skizze ihres Charakters, wenigstens einen ihrer originellen Briefe an die Herzogin Amalie mitzutheilen:

Frankfurt, am 22. Oct. 1782.

Durchlauchtigste Fürstin!

Was dem müden Wanderer ein Ruheplätzchen, dem Durstigen eine klare Quelle, und Alles, was sich nun noch dahin zählen läßt, — was die armen Sterblichen stärkt und erlabt, war das gnädige Andenken unserer besten Fürstin! Du bist also noch nicht in Vergessenheit gerathen, — die theuerste Fürstin denkt noch an dich, fragt nach deinem Befinden. — Tausendfacher Dank sey Ihro Durchlaucht davor gebracht! Ihro Durchlaucht haben die Gnade zu fragen, was ich mache? O, beim Jupiter, so wenig als möglich! und das Wenige noch obendrauf von Herzen schlecht. — Wie ist's aber auch anders möglich! Einsam, ganz allein mir selbst überlassen. — Wenn die Quellen abgeleitet oder verstopft sind, wird der tiefste Brunnen leer — ich grabe zwar als nach frischen — aber entweder geben sie gar kein Wasser, oder sind ganz trübe, und Beides ist dann freilich sehr schlimm. Die noble Allegorie könnte ich nun bis in's Unendliche fortführen — könnte sagen, um nicht Durst zu sterben, ich jetzt mineralisch Wasser tränke,

---

Beispiel, wie Du aufzunehmen seyst. Sie sagte mir oft einzelne Stellen aus Deinen Büchern vor, so zu rechter Zeit, so mit herrlichem Blicke und Tone, daß in diesen auch meine Welt anfing lebendigere Farben zu empfangen."

welches sonst eigentlich nur für Kranke gehört u. s. w. Gewiß viele schöne Sachen ließen sich hier noch anführen — aber der Witz, der Witz! den hab' ich immer vor Zugluft gehalten — er kühlt wohl — aber man bekommt einen steifen Hals davon. Also ohne alle den Schnickschnack! — Alle Freuden, die ich jetzt genießen will, muß ich bei Fremden, muß ich außer dem Hause suchen — denn da ist's so still und öde, wie auf dem Kirchhof. Sonst war's freilich ganz umgekehrt — doch, da in der ganzen Natur nichts an seiner Stelle ist, sondern sich in ewigem Kreislauf herumdreht — wie könnte ich mich da zur Ausnahme machen? — Nein, so absurd denkt Frau Aja nicht. Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist, und daß die Sonne jetzt nicht so warm macht, wie im Julius? — Nur das Gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht dran gedacht, daß es anders seyn könnte; so kommt man am Besten durch die Welt — und das Durchkommen ist doch (Alles wohl überlegt) die Hauptsache. Ihro Durchlaucht können nun so ungefähr aus Obigem ersehen, daß Frau Aja immer noch — so ohngefähr Frau Aja ist, ihren Humor beibehält, und Alles thut, um bei guter Laune zu bleiben — auch das Mittel, das weiland König Saul gegen den bösen Feind so probat fand, fleißig gebraucht; und so hat's menschlichem Ansehen nach noch lange keine Noth mit der guten Frau. Zumal da Herr Tabor (den Ihro Durchlaucht wenigstens dem Namen nach kennen) für unser Vergnügen so stattlich gesorgt hat. Den ganzen Winter Schauspiel! Da wird gegeigt, da wird trompetet — Ha! den Teufel möcht' ich sehen, der Courage hätte, einen mit schwarzem Blute

zu incommodiren. — Ein einziger Sir John Fallstaff treibt ihn zu Paaren — Das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl — Christen und Juden, Alles lachte sich die Galle vom Herzen. — Diese Woche sehen wir auch Clavigo — da geht ganz Frankfurt hinein; alle Logen sind schon bestellt — das ist vor so eine Reichsstadt allemal ein großer Spaß. Ich habe nun Ihro Durchlaucht Befehl in Unterthänigkeit befolgt — von meinem Seyn und Nichtseyn wahrhaften und aufrichtigen Bericht erstattet. Empfehle mich zu fernerer Huld und Gnade und bin ewig

Durchlauchtigste Fürstin

Dero

unterthänigst treugehorsamste Dienerin

Goethe.

Zweites Capitel.

Die fünf ersten Lebensjahre: Züge aus der frühesten Kindheit Das älterliche Haus. Einfluß der Mutter, des Vaters, der Großmutter. Puppenspiel.

Aus einem so tüchtigen Stamme entsprossen, wie wir im vorigen Capitel kennen gelernt, erblickte am 28. August 1749, Mittags mit dem Glockenschlage Zwölf, unser Dichter, Johann Wolfgang Goethe, das Licht der Welt. Was er über die seinen Lebensanfang begleitenden Umstände in der Selbstbiographie berichtet hat, verdankte er größtentheils den

Nachrichten, die ihm Bettine aus dem Munde seiner Mutter zukommen ließ. Wir lassen die begeisterte Verehrerin des Dichters selbst reden. „Deine Mutter“, so meldete sie Göethe'n, war damals achtzehn Jahre alt, und ein Jahr verheirathet; hier bemerkte sie, Du würdest wohl ewig jung bleiben, und Dein Herz würde nie veralten, da Du die Jugend der Mutter mit in den Kauf habest *). Drei Tage bedachtest Du Dich, ehe Du an's Weltlicht kamst und machtest der Mutter schwere Stunden. Aus Zorn, daß Dich die Noth aus dem eingebore- nen Wohnorte trieb, und durch die Mißhandlung der Amme kamst Du ganz schwarz und ohne Lebenszeichen. Sie bäheten Dir die Herzgrube mit Wein, ganz an Deinem Leben ver- zweifelnd. Deine Großmutter stand hinter dem Bette; als Du zuerst die Augen aufschlugst, rief sie hervor: Räthin, er lebt! „„Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde!““ sagte sie mir in ihrem fünfundsiebzigsten Jahre. Dein Großvater, der der Stadt ein herrlicher Bürger und damals Syndicus war, wendete stets Zufall und Unfall zum Wohle der Stadt an, und so wurde auch Deine schwere Geburt die Veranlassung,

*) Napoleon's Mutter hatte ihren größten Sohn ebenfalls in ihrem achtzehnten Jahre geboren. Mit Beziehung darauf sagt Goethe in den Gesprächen mit Eckermann (II, 270): „Das Talent ist freilich nicht erblich, allein es will eine tüchtige physische Unter- lage, und da ist es denn keineswegs einerlei, ob Jemand der Erste oder Letztgeborene, und ob er von kräftigen und jungen, oder von schwachen und alten Aeltern ist gezeugt worden.“

daß man einen Geburtshelfer für die Armen einsetzte. „„Schon in der Wiege war er den Menschen eine Wohlthat,““ sagte Deine Mutter.“

Aus seinem dritten Lebensjahre erzählte die Mutter Bettinen: „Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn sehr schön seyn. In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen, und schrie: Das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden! Er hörte auch nicht auf mit Weinen, bis er nach Hause kam, wo ich ihn über die Unart befragte; er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit.“

„Zu der kleinen Schwester Cornelia,“ so lautet die weitere Erzählung der Mutter, „hatte er, da sie noch in der Wiege lag, schon die zärtlichste Zuneigung. Er trug ihr Alles zu, und wollte sie allein nähren und pflegen, und war eifersüchtig, wenn man sie aus der Wiege nahm, in der er sie beherrschte. Da war sein Zorn nicht zu bändigen; er war überhaupt viel mehr zum Zürnen, als zum Weinen zu bringen.“

Einen andern Zug aus seiner Kindheit, den er selbst in seiner Biographie anmuthig ausgeschmückt hat, berichtet Bettine in folgender Weise: „Die Küche im Hause ging auf die Straße. An einem Sonntage Morgen, da Alles in der Kirche war, gerieth der kleine Wolfgang hinein und warf alles Geschirr nach einander zum Fenster hinaus, weil ihn das Rappeln freute, und die Nachbarn, die es ergötzte (Goethe nennt drei gegenüber wohnende Brüder von Ochsenstein), ihn dazu aufmunterten. Die Mutter, die aus der Kirche kam, war sehr erstaunt, die Schüsseln alle herausfliegen zu sehen;

da war er eben fertig und lachte so herzlich mit den Leuten auf der Straße, und die Mutter lachte gleichfalls."

Wir richten nun unsern Blick auf das älterliche Haus, worin der Knabe in den ersten Lebensjahren heranwuchs. In diesen Jahren ist das Haus dem Kinde eine Welt, zumal dem städtischen Kinde. Wohl ihm, wenn seine Wohnung nicht zu beschränkt ist, nicht zu modern einförmig, wenn sie der Einbildungskraft, dem Ahnungsvermögen etwas bietet, wenn sie einen Blick in eine herzerweiternde Ferne gestattet, in Garten- und Hofräumen Platz zu freier Bewegung gewährt. Nur das Letzte fehlte Goethe's älterlichem Hause; die Häuser vom Roßmarkte her hatten sich so große Gärten und Hintergebäude zugeeignet, daß dem Goethe'schen Hause nur ein ziemlich beschränkter Hofplatz *) blieb, der durch eine hohe Mauer von den anschließenden Paradiesen abgesondert war. Um sich für diesen Mangel einigermaßen zu entschädigen, unterhielt man einige Gewächse vor dem Fenster eines Zimmers im zweiten Stocke, welches man daher das Gartenzimmer nannte. Hier war des Knaben Lieblingsaufenthalt, und hier empfing sein junges Herz tausend Eindrücke, die durch das ganze Leben nachklangen. Wenn er dort zu Frühlings- und Sommerszeiten die aufgegebenen Lectionen lernte, so blickte sein Auge oft sehnsüchtig vom Buche über die schönen Nachbarsgärten, über Stadtmauern und Wälle weg, in die fruchtbare Ebene

---

*) Eine Zeichnung des Hofes von Dr. Rösel in Berlin ist von Rabe sauber geätzt worden.

hin, die sich nach Höchst zieht. In diesem Zimmer *) beobachtete er die Gewitter, hier weidete er sich am Glanze der untergehenden Sonne. Und wenn er dann die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergötzen sah, die Kegelkugeln rollen, die Kegel fallen hörte, so erregte dieß früh in ihm ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden ahnungsvollen Sehnsucht.

Auch das Innere des alten, winkelhaften, an vielen Stellen düstern Hauses, war geeignet, Ahnungen und Schauer in kindlichen Gemüthern zu wecken. Es bestand eigentlich aus zwei durchbrochenen Häusern. Eine thurmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke hatte man durch Stufen ausgeglichen. Ein Lieblings-Tummelplatz des jungen Goethe und seiner Schwester Cornelia war die untere geräumige Hausflur, mit einem großen vogelbauerartigen hölzernen Gitterwerke, Geräms genannt, neben der Thüre. Mit einem solchen Geräms waren viele Frankfurter Häuser versehen; die Frauen saßen darin nähend und strickend, die Köchin las dort ihren Salat, die Nachbarinnen besprachen sich aus demselben, und so kamen auch die Kinder hier mit den Nachbarn in Verbindung, wie sich denn die Bekanntschaft mit den oben erwähnten Brüdern von Ochsenstein ebenfalls hier angeknüpft hatte. Aeußerlich erinnerte das Goethe'sche Haus, gleich den meisten damaligen Häusern

*) Eine Abbildung desselben s. vor dem ersten Theile von Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. (Berl. 1835).

Frankfurts, durch seine alterthümliche Bauart an die deutsche Vorzeit. Ueber dem Eingange stand das prophetische Symbol einer Lyra mit einem Sterne, das Goethe später in seinem Wappen führte.

Des Knaben erste Wohnstätte wirkte selbst durch eine halbmythische Vorgeschichte anregend auf seine Phantasie. Das Haus lag, der goldenen Federgasse gegenüber, am sogenannten Hirschgraben. Erkundigte er sich nun nach der Bedeutung dieses Namens, so erzählte ihm die Großmutter, der Raum, wo das Haus stehe, habe ehedem außerhalb der Stadt gelegen, und ihre Straße sey damals ein Graben gewesen, worin Hirsche unterhalten worden, weil, einem alten Herkommen gemäß, der Senat alle Jahre einen Hirsch öffentlich verspeis't habe. Der kleine Goethe vertiefte sich dabei recht lebhaft in die Vorstellung jener Zeiten, und hätte gar zu gern auch jetzt noch eine solche zahme Wildbahn in seiner Nähe gehabt.

Kehren wir nun von dem Hause zu seinen Bewohnern und ihrem Verhältnisse zu dem Knaben zurück, so ist vor Allen der Mutter zu gedenken, die sich mit Recht einen bedeutenden Einfluß auf die Erregung seiner Einbildungskraft und die Entwickelung seiner Darstellungsgabe zuschrieb. „Denn einmal," sagte sie Bettinen, „konnte ich nicht ermüden zu erzählen, so wie er nicht ermüdete, zuzuhören. Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Princessinnen vor; und Alles, was in der Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald fester glaubte, als meine Zuhörer; und da wir uns erst zwischen den Gestirnen Straßen dachten, und daß wir einst Sterne bewohnen, und welchen

großen Geistern wir da oben begegnen würden, da war kein Mensch so eifrig auf die Stunde des Erzählens mit den Kindern, wie ich; ja, ich war im höchsten Grade begierig, unsere kleinen eingebildeten Erzählungen weiter zu führen, und eine Einladung, die mich um einen solchen Abend brachte, war mir immer verdrießlich. Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen; und wenn das Schicksal irgend eines Lieblinges nicht recht nach seinem Sinne ging, da sah ich, wie die Zornader an seiner Stirne schwoll, uud wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch ehe ich meine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Princessin heirathet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen todtschlägt. Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher seyn, daß er bis dahin Alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abende die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: Du hast's gerathen! so ist's gekommen! da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte, und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Texte kommen solle, und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das Keiner an den Andern verrieth; so hatte ich die Satisfaction, zum Genusse und Erstaunen

der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu erkennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen; und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifalle. Diese schönen Abende, durch die sich der Ruhm meiner Erzählungskunst bald verbreitete, so daß endlich Alt und Jung daran Theil nahm, sind mir eine sehr erquickliche Erinnerung."

Wie wir hier die Mutter mit feinem pädagogischen Instinct die Selbstthätigkeit des Kindes frühe wecken und unterhalten sehen, so wird sich uns später zeigen, daß der Vater gleichfalls schon beim Unterrichte des sieben- bis neunjährigen Knaben stets auf Erregung der Selbstthätigkeit hinzielte. Aber auch in den Jahren, wovon wir jetzt reden, wirkte er anregend auf den Sohn. Er hatte einen Vorsaal des Hauses mit werthvollen römischen Prospecten ausgeschmückt. Da konnte der Knabe täglich die Piazza del Popolo, das Coliseo, den Petersplatz, die Peterskirche, die Engelsburg und Anderes sehen, was sich alles seinem Geiste tief einprägte. Und wie lakonisch auch sonst der Vater war, so ließ er sich doch manchmal auf eine Beschreibung dieser Gegenstände ein, die er einst auf seiner italienischen Reise mit so hohem Genusse betrachtet hatte. Bisweilen zeigte er auch eine kleine Marmor- und Naturaliensammlung vor, welche er aus Italien mitgebracht; und so finden wir des Knaben Sinn in frühester Kindheit schon durch seinen Vater auf zwei Bahnen hingelenkt, die er später mit der entschiedensten Neigung verfolgen sollte. Daß der alte Goethe eine große Vorliebe für die italienische Sprache besaß

und italienischen Gesang und Clavierspiel in seinem Hause fleißig üben ließ, haben wir gleichfalls als einen glücklichen Umstand für seinen Sohn anzusehen, dessen Ohr dadurch zeitig für sprachlichen und musikalischen Wohlklang gebildet wurde. Den ersten Elementarunterricht scheinen ihm die Aeltern, und besonders der Vater ertheilt zu haben, der, wenn auch sonst einsylbig, doch lehrhafter Natur war, und bei seiner Zurückgezogenheit von Geschäften reichliche Muße dazu fand.

Die dritte bedeutende Person des Hauses, die auf des Knaben Geistesentwickelung förderlich einwirkte, war die Großmutter. Wenn die Unterrichtszeit zu Ende war, eilten die Kinder zu ihr und fanden in ihrem geräumigen Zimmer Platz zu allerlei Spielen. Die freundliche, sanfte Frau wußte sie immer mit diesem und Jenem zu beschäftigen, und erquickte sie dabei auch wohl mit manchem guten Bissen. Einen sehr tiefen, vielleicht durch das ganze Leben nachklingenden Eindruck machte sie auf das Gemüth des Enkels durch ein Geschenk, womit sie die Kinder am Weihnachtsabende des Jahres 1753 überraschte. Es war ein Puppenspiel, das, wie Goethe sagt, „in dem alten Hause eine neue Welt erschuf.“ Die mächtige Bewegung, die es in dem Kopfe des Knaben hervorbrachte, ist in den ersten Capiteln von Wilhelm Meister's Lehrjahren unübertrefflich dargestellt; und wir irren sicher nicht bei der Annahme, daß selbst das Detail dieser Darstellung aus Goethe's eigenen Erlebnissen geschöpft ist. Und so dürfen wir auch ohne Bedenken den kleinen Goethe an Wilhelm's Stelle versetzen, wenn dieser erzählt: „Ich weiß noch, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns Kinder nach Empfang der gewöhnlichen

Christgeschenke, vor einer Thüre niedersitzen hieß, die aus einem andern Zimmer hereinging. Sie öffnete sich; allein nicht wie sonst zum Hin- und Wiederlaufen, der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhange verdeckt war. Erst standen wir von ferne, und wie unsere Neugierde größer ward, um zu sehen, was wohl Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an, und gebot uns, in Geduld zu warten. So saß nun Alles und war still. Eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte uns eine hochroth gemalte Aussicht in den Tempel," — und nun führten die Puppen ein Schauspiel auf, worin der zwerggestaltete Sohn Isai den Riesen Goliath mit seiner Schleuder erlegt. Recht charakteristisch für den kleinen Zuschauer, und ein Seitenstück zu dem Aerger über den verdammten Schneider in dem Märchen der Mutter, der die Princessin heirathen sollte, war der Verdruß, den er trotz aller Freude am Stücke darüber empfand, daß ein so zwergmäßiges Männchen, wie David, die schöne Königstochter zur Gemahlin erhielt. Wollen wir uns nun weiter lebendig veranschaulichen, wie durch dieses Ereigniß die ganze innere Welt des jungen Goethe in Gährung gerieth und sich eine geraume Zeit hindurch alle Kräfte seines Geistes und Herzens nach dieser Richtung hinstürzten, so brauchen wir nur in Wilhelm Meister's Lehrjahren bis zum neunten Capitel fortzulesen, worin ohne Zweifel Goethe überall Selbsterlebtes zu Grunde gelegt hat.

Dieses unschätzbare Geschenk der guten Großmutter war aber gleichsam ihr letztes Vermächtniß. Den Winter über nahm ihre Kränklichkeit fortwährend zu, und sie starb gegen Ende des März 1754 *). Ihr Tod machte in mehrfacher Hinsicht Epoche in dem Leben des Knaben. Bis dahin war er fast ausschließlich auf das älterliche Haus beschränkt gewesen; jetzt sollte sich ihm auch ein freierer Blick in die Vaterstadt und das Leben und die Zustände anderer Menschen aufthun; hatte bisher in der engen und einförmigen Umgebung vorherrschend seine Einbildungskraft thätig seyn müssen, um seine innere Welt zu bereichern, so stellte sich von nun an eine mannichfaltige, wechselvolle Wirklichkeit seinen Sinnen dar, und an die Stelle der einsamen häuslichen Privatstunden trat eine Zeit lang der öffentliche Unterricht und der Verkehr mit einer größern Anzahl von Altersgenossen. Ehe wir aber auf diese Veränderungen und die nächsten Veranlassungen derselben weiter eingehen, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf das durchlaufene erste Lebens-Lustrum unseres Dichters zurück.

In vielfacher Beziehung hatte das Schicksal den Knaben in dieser Zeit begünstigt. Ein Vater, der mancherlei, zwar mühsam angeeignete, aber eben dadurch ihm stets bewußte und zu Gebot stehende Kenntnisse besaß, und, wenn auch übrigens wortkarg, doch gern den Seinigen, was er wußte und vermochte, mitzutheilen pflegte; eine sehr junge gemüth- und phantasievolle Mutter, unerschöpflich in Erzählungen und

---

*) Die Kirchenbücher geben den 28. März 1754 als den Tag ihres Begräbnisses an.

Märchen, unerschöpflicher in Liebe und Zärtlichkeit für die Kinder; eine Großmutter, die mit ihrer schönen, hagern Gestalt, der immer weißen, reinen Kleidung, dem sanften Wohlwollen, dem ruhigen Dulden die Kinder wie ein halb schon dem Jenseits angehöriges Wesen, wie ein gütiger Genius anmuthete; eine jüngere Schwester, an welcher der Knabe schon früh die liebenden Kräfte seines Herzens übte; eine Umgebung, aus der alles Rohe und Gemeine verbannt war; eine gebildete sprachliche Atmosphäre, ein mit Liebe und Nachsicht ertheilter Elementarunterricht; häufige Gelegenheit, Musik zu hören; ein geräumiges Haus, das eine Aussicht in's Freie gewährte und durch mehrere zur täglichen Schau ausgehängte Kunstsachen den Schönheitssinn bildete und die Einbildungskraft anregte; — gewiß sind das Gaben des Glückes, deren Werth wir nicht gering anschlagen dürfen. Allein es kann uns nicht entgehen, daß diese Verhältnisse bei fernerer Dauer doch etwas Wesentliches hätten vermissen lassen, und daß, wenn der junge Goethe sich noch lange unter gleichen Einflüssen fortentwickelt hätte, sein Gemüth von einer gewissen Ungesundheit bedroht gewesen wäre. Die Beschäftigung der Einbildungskraft, die Anregung des Gefühles überwog in jener Zeit allzusehr die Anschauung des Wirklichen, die Uebung von Sinn und Verstand im nahen Verkehre mit Natur und Welt. Jenes sehnsüchtige Hinausblicken aus dem einsamen Zimmerchen auf die abgeschlossenen Nachbarsgärten und fernen Ebenen, die wunderbaren phantastischen Märchen der Mutter, die Beschreibung der Kunst- und Naturgegenstände entlegener Himmelsstriche aus dem Munde des Vaters, das Puppenspiel

der Großmutter — Alles war wie darauf berechnet, die Einbildungskraft des Kindes in eine ungemessene Aufregung zu bringen. Dieß hätte auf die Dauer dem Knaben schädlich werden müssen, sein Geist hätte, statt mit kräftigen Bildern, sich mit matten, luftigen Schemen gefüllt, wenn ihm nicht bald eine reichere Wirklichkeit zur Anschauung wäre geboten worden. Auch war er bis dahin zu wenig mit gleichalterigen Kindern, namentlich mit Knaben in Berührung gekommen, deren Umgang sich besonders in früheren Jahren durch nichts Anderes ersetzen läßt. Das alles sollte sich aber nun ändern, und was diesen wohlthätigen Wechsel herbeigeführt, liegt uns nun zunächst ob zu berichten.

Drittes Capitel.

Zweites Lustrum: Umbau des Hauses. Kurzer Besuch einer öffentlichen Schule. Näheres Bekanntwerden mit der Vaterstadt. Verkehr mit Malern. Wiederbeginn des häuslichen Unterrichtes. Exercitienheft. Drei Dialoge. Morgenglückwünsche. Polyglottische Uebungen. Stechschriften. Geometrischer, geographischer, geschichtlicher Unterricht. Tanzunterricht.

Goethe's Aelternhaus gehörte eigentlich der Großmutter. Sein Vater mußte daher den Plan eines Umbaues desselben bei ihren Lebzeiten noch aussetzen. Bald nach ihrem Tode aber, im Beginne des Sommers 1754, ging er an die Ausführung desselben, wobei er auf eine seltsame Weise verfuhr. Um nicht bloß mit dem ersten Stocke, sondern auch mit dem

zweiten überbauen zu dürfen, was in Frankfurt durch ein Gesetz für Neubauten untersagt worden war, bediente er sich der Ausflucht, die oberen Theile des Hauses zu unterstützen, und von unten herauf einen Theil nach dem andern wegzunehmen und neu zu bauen, damit das Ganze noch immer für eine Reparatur gelten könnte. Weil er aber Alles selbst zu leiten wünschte, hatte er beschlossen, nicht aus dem Hause zu weichen, und ließ auch die Seinigen nicht von sich, welche so freilich in einer eben so unbequemen, als bedenklichen Lage sich befanden. Wie aus einem vor Kurzem aufgefundenen interessanten Documente *) hervorgeht, war unser Wolfgang bei der Ceremonie der Grundsteinlegung als kleiner Maurer betheiligt. Wir lassen dieses Document, einen von dem Knaben im Januar 1757 als stylistische Uebung verfaßten Dialog, so weit er auf die Grundsteinlegung Bezug hat, hier um so eher folgen, als wir später, wo von seinen Studien im Jahre 1757 die Rede seyn wird, davon weitern Gebrauch machen können. Die darin über den Hausbau gegebenen Details dürfen wir unbedenklich als wirkliche Erlebnisse ansehen, da sie sich an das in Goethe's Selbstbiographie Berichtete genau anschließen, und, wie sich bald zeigen wird, zu den stylistischen Arbeiten des Knaben in der Regel der Stoff aus der eigenen Erfahrung und der nächstumgebenden Welt geschöpft wurde.

Pater et Filius. Januar. 1757.

F. Ist es erlaubt, mit in den Keller zu gehen?

---

*) Mittheilungen aus einem Original-Manuscript der Frankfurter Stadtbibliothek, herausgegeben von **Dr.** Weismann, Frankfurt 1846.

P. Ja es ist erlaubt, wenn Du mir sagst, was Du daselbst machen willst

F. Ich höre, daß sie die Weine auffüllen wollen, und davon möchte ich einen Begriff haben.

P. Verschlagener! Hierunter steckt etwas Anderes verborgen: sage die Wahrheit.

F. Ich kann's nicht bergen, den Grund= und Schlußstein habe ich Lust einmal wieder zu sehen.

P. Folge mir, Dir soll in einem als andern willfahrt werden.

F. Ich will gerne folgen. Siehe, wir sind schon an der Treppe. O, was vor eine große Finsterniß, es kann nicht dunkler im Grabe aussehen.

P. Hinweg dermalen mit dieser traurigen Vorstellung. Gehe, mein Sohn, nur behutsam die Treppe hinunter, Du wirst bald Licht finden.

F. Sie haben recht: ich sehe alle umliegenden Sachen, als Kessel, Töpfe, Butten u. dgl. mehr.

P. Warte ein wenig, es wird sich Dir noch mehr, und dieses weit deutlicher, als bisher geschehen, entdecken.

F. Fürwahr, das wenige Licht, so durch das Kellerloch fällt, erleuchtet Alles.

P. Wo glaubst Du nun das Gesuchte zu finden?

F. Den Schlußstein sehe ich wohl über meinem Kopfe, aber den Grundstein kann ich nicht antreffen.

P. Siehe da, in diesem Winkel ist er eingemauert.

F. Nunmehro sehe ich ihn wohl, und erinnere mich, daß

ich ihn unter vielen Feierlichkeiten mit eigner Hand eingemauert habe.

P. Kannst Du Dich noch mehrer Umstände, die dabei vorgefallen, erinnern?

F. Warum nicht! Ich sehe mich nehmlich in der Tiefe als einen Maurer gekleidet, mit der Kelle in der Hand, mit vielen Maurergesellen, und hatte den Steinmetzenmeister zur Seite.

P. Wurde denn dabei sonst nichts geredet?

F. Ja wohl. Es fing der Obergeselle zwar nach Gewohnheit eine Rede an, konnte sie aber nicht ausführen und unterließ nicht, sich die Haare auszuraufen, da er von so vielen Zuschauern inzwischen ausgelacht wurde.

P. Was denkest Du nun Gutes bei diesem Stein, nach dem Dich so sehr verlangt?

F. Ich gedenke und wünsche, daß er nicht eher als mit dem Ende der Welt verrückt werden möge.

P. Das wollen wir Gott anheimstellen. Du aber gehe nur weiter.

F. Potz, wie bequem kommt man nicht von diesem in den großen Keller. Es muß viel Mühe und Oel gekostet haben, bis diese Oeffnung zustande gekommen.

P. Du hast's getroffen. Setze bei: viele Gefahr, welche die Handwerks-Leute gehabt, vornehmlich in Erbauung der Haupt-Treppe, wie Du hier stehst, da das ganze Gewölbe fast mit unzähligen Stützen unterbauet wurde.

F. Und wir sind bei aller Gefahr dennoch wohnen

geblieben. Es ist gut, wenn man nicht alles weiß, ich hätte gewiß nicht so ruhig geschlafen als geschehen *)....."

Ungeachtet der hier zuletzt angedeuteten Gefahr und Unbequemlichkeit setzte Goethe's Vater, consequent und hartnäckig, wie er in Allem war, in der ersten Zeit seinen Plan durch, die Kinder bei sich zu behalten. Nichts desto weniger gewannen diese schon durch den Hausbau selbst eine Menge neuer Anschauungen, die ein wohlthätiges Gegengewicht gegen ihr bisheriges Phantasie- und Gemüthsleben bildeten. Der scharf beobachtende Knabe merkte sich das technische Verfahren, und blickte in die Zustände und Verhältnisse der Arbeiter. Es war für ihn eine sonderbare Empfindung, als die Zimmer, an die sich tausend Erinnerungen knüpften, die Gänge, auf denen sie gespielt, die Wände, die sonst so reinlich gehalten wurden,

---

*) Der lateinische Text dieses Dialogs lautet:

F. Licetne tecum ire in cellam vinariam?

P. Immo licebit: ut primum dixeris, quid illic facturus sis.

F. Audio quod vina replenda sint, cujus rei notionem veram habere cuperem.

P. Astute, latet sub hoc quid monstri: dic verum.

F. Ingenue fatear: volupe est tandem aliquando videre lapidem fundamentalem et clausularem.

P. Sequere me, voluntati tuae in utroque satis fiet etc.

Es steht indessen nicht fest, wie groß der Antheil des Vaters an diesen stylistischen Arbeiten gewesen, so daß sich aus ihnen allein der Grad der Fertigkeit im schriftlichen lateinischen Ausdruck nicht ermessen läßt, den Wolfgang in seinem achten Jahre besaß.

vor der Hacke des Maurers, dem Beile des Zimmermannes dahinstürzten. Die Privatlectionen ließ zwar der Vater selbst im Getümmel der Arbeit und in der gefährlichen Lage, wo sie oben auf unterstützten Balken gleichsam in der Luft schwebten, nicht gänzlich ruhen; indeß bekamen die Kinder doch etwas mehr Spielraum und durften sich manchmal lustig auf Balken schaukeln und auf Brettern schwingen. Als aber endlich selbst das Dach zum Theile abgetragen wurde, und trotz alles übergespannten Wachstuches der Regen bis zu den Betten der Kinder drang, übergab sie der Vater auf eine Zeitlang einer befreundeten Familie und schickte sie in die öffentliche Schule.

Dieß wäre ein epochemachendes Ereigniß in Goethe's Leben gewesen, wenn nicht sogleich nach Vollendung des Hausbaues der Privatunterricht wieder an die Stelle des öffentlichen getreten wäre. Deutschland hätte einen andern Goethe gehabt, wenn er in Elementarschule und Gymnasium sich zur Universität vorbereitet hätte. Mit Recht sagt Gervinus: „Daß sein Vater ihn der Schule entfremdete und im Hause erzog, und daß ihm auf diese Art der epische Jugendlauf entging, durch den wir uns im Conflict gleicher Kräfte am besten selbst erziehen, dieß wirkte auf den ganzen Gang seines Lebens nach, da er nie das Bestreben der Massen hat achten lernen, in denen wir uns nur behaglich fühlen, wenn wir von früh auf an ihre Gemeinschaft gewohnt waren. Geschichte und Epos hat daher Goethe'n nie in bedeutendem Grade gefesselt, weil das Interesse daran nur in einem äußerlich bewegten Jugendleben wurzelt." Ein kleines Ereigniß, dessen sich Goethe aus früher

Kinderzeit erinnerte, hätte den Vater auf den Einfluß aufmerksam machen können, die der Wetteifer mit Anderen auf den Knaben würde ausgeübt haben. Eines Tages wohnte er dem öffentlichen Examen und der Translocation der Gymnasialschüler in dem alten Kloster zu den Barfüßern bei. Der Rector Albrecht, ein origineller Mann, sah, während er die silbernen praemia virtutis et diligentiae austheilte, Wolfgang als Zuschauer weit von seinem Katheder stehen. Der Knabe mochte mit Sehnsucht nach dem Beutelchen blicken, aus welchem der Rector die silbernen Schaumünzen hervorzog. Albrecht winkte ihm zu, trat eine Stufe herunter und reichte dem Knaben, den er von oftmaligen Besuchen her als wohlunterrichtet und lernbegierig kannte, einen der Silberlinge hin. Wolfgang's Freude war groß, obgleich er merkte, daß Einige diese einem Nicht-Schulknaben gewährte Gabe ganz außer der Ordnung fanden.

Aber auch trotz der Kürze seiner Dauer hat der Besuch der öffentlichen Schule auf Goethe einen nachhaltigen Einfluß geübt; nur war dieser Einfluß kein wohlthätiger. Da er der Schule entzogen wurde, ehe sich sein Gemüth an diese neue Atmosphäre gewöhnt hatte, so blieb ihm für sein ganzes Leben die unerquicklichste Erinnerung daran zurück, die auf seine Gesinnung gegen die Menge tief eingewirkt hat. Man fühlt dieses schon in den Worten durch, womit er in der Selbstbiographie seines kurzen Schulbesuches gedenkt. „Indem man,“ sagte er, „die bisher zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng, gehaltenen Kinder unter eine rohe Masse von jungen Geschöpfen hinunterstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen (!) ganz unerwartet Alles zu

leiden, weil sie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, sich dagegen zu schützen." Die Waffen würden sich schon auf die Dauer gefunden haben, und „das Gemeine und Niederträchtige" würde bald in anderem Lichte erschienen seyn.

Eine weitere Folge des Hausbaues war, daß der Knabe mit seiner Vaterstadt näher bekannt zu werden begann. Hatte man ihn früher auf die älterliche Wohnung und den Kreis der nächsten Verwandten beschränkt, so durfte er jetzt nach und nach immer freier und ungehinderter, theils allein, theils mit munteren Gespielen, die Stadt durchstreifen. Unberechenbar ist die Wirkung der Eindrücke auf Geist und Gemüth, die hier der Knabe von tausend und aber tausend Gegenständen empfing, — ob in jeder Beziehung auch wohlthätig, ist freilich eine andere Frage. Man denke sich einmal, daß er in ländlicher Einsamkeit, in einem schönen Thale aufgewachsen wäre, im innigen Genusse der Natur und der wechselnden Tages- und Jahreszeiten, im Anschauen des Thier- und Pflanzenlebens und des Daseyns einfacher Menschen, die noch enger an die Natur gebunden sind; daß ihm sparsame Anschauungen von dem künstlichen und verworrenen Getriebe eines hochgesteigerten Culturlebens geworden wären, daß er reiche Muße gehabt hätte, diese vereinzelten Eindrücke zu verarbeiten und geistig und gemüthlich auszubeuten, — in wie ganz verschiedener Weise würde dieß auf die Entfaltung seines Geistes und Herzens eingewirkt, welch' einen ganz andern Ton würde dieß seinem Leben gegeben haben! Ihm bot sich dagegen schon in früher Kindheit in seiner Vaterstadt eine ganze Welt zur Anschauung dar. Den Main entlang schlendernd, ergötzte er sich am

Anblicke der ankommenden Marktschiffe, woraus so vielerlei und mitunter so seltsame Gestalten ausstiegen, bewunderte den Mechanismus der Krahne, wenn Waaren ausgeladen wurden, begrüßte, wieder stadteinwärts wandelnd, ehrfurchtsvoll den Saalhof, auf dessen Stelle einst Carl's des Großen Burg gestanden haben sollte, verlor sich in die alte Gewerbestadt, und besonders Markttags gern in das Gewühl der Käufer und Verkäufer um die Bartholomäuskirche. In hohem Grade reizten seine Aufmerksamkeit die vielen „Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung," die ummauerten Klosterbezirke und burgartigen Räume, welche, so wie die Pforten, Thürme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die Stadt umschlossen war, den Geist in frühere, unruhigere Zeiten zurückzogen. Eine seiner liebsten Promenaden, die er sich ein paar Male des Jahres zu verschaffen wußte, war der Gang inwendig auf der Stadtmauer herum, wo er Tausenden von Menschen, Reichen wie Armen, in ihre abgeschlossenen, verborgenen häuslichen Zustände blicken konnte.

Eine zweifache Neigung setzte sich durch diese Wanderungen in dem Knaben fest; einmal eine gewisse Vorliebe für das Alterthümliche, welche besonders durch alte Chroniken und Holzschnitte, z. B. den Grave'schen von der Belagerung der Stadt, genährt wurde, und zweitens die Lust, „bloß menschliche Zustände in ihrer Mannichfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weitern Anspruch auf Interesse oder Schönheit, zu erfassen." Dabei that sich aber zugleich eine starke Abneigung vor jedem widrigen Anblick hervor, weßhalb er den unreinlichen Marktplatz nur selten besuchte, und mit Entsetzen vor

den anstoßenden häßlichen Fleischbänken floh. Von dieser Apprehension gegen widerwärtige Dinge, die ihm manchmal lästig und hinderlich wurde, suchte er sich später in Straßburg durch den Besuch des Klinikums und der Vorlesungen über Entbindungskunst zu befreien; und es gelang ihm so gut damit, daß ihn nachher nichts dergleichen mehr aus der Fassung brachte.

Nicht bloß als eine große und volkreiche, gewerbthätige und alterthümliche Stadt, auch als selbstständige Republik und als Wahl- und Krönungsstadt der deutschen Kaiser mußte Frankfurt sehr anregend auf den Knaben einwirken. Schon die Stellung seines Großvaters und die dadurch hervorgerufenen Gespräche im älterlichen Hause, wie in denen der Verwandten, weckten früh in ihm ein Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten, welches in dem Besuche der Localitäten, wo sie verhandelt wurden, neue Nahrung fand. Als dem Enkel des Stadtschultheißen konnte es ihm nicht schwer werden, sich Eintritt in das große Sessionszimmer des Rathes zu verschaffen. Hier klärte ihn sogleich die Anschauung darüber auf, warum man die Rangordnung des Senats nach Bänken eingetheilt habe; denn er sah die Bänke der Schöffen, der Herren des zweiten Ranges und der Handwerker abgesondert vor sich. Zuweilen mischte er sich auch wohl in das Gedränge vor den burgermeisterlichen Audienzen. Aber größern Reiz hatte für ihn Alles, was sich auf Wahl und Krönung der Kaiser bezog. Er wußte sich die Erlaubniß zu erwirken, die neue, heitere, in Fresco gemalte Kaisertreppe zu besteigen, betrachtete ehrfurchtsvoll das mit Goldleisten und Purpurtapeten verzierte

Wahlzimmer, und ließ sich auf dem großen Kaisersaale bei den Brustbildern der sämmtlichen Oberherrscher des Vaterlandes von ihren Tugenden und Thaten erzählen; ja es ward ihm sogar die Gunst gewährt, beim Vorzeigen der goldenen Bulle an vornehme Fremden auf dem Rathhause gegenwärtig zu seyn. Mit lebhaftem Antheile hörte er die Beschreibungen der zuletzt kurz auf einander gefolgten Kaiserkrönungen, der prächtigen, durch geschmackvolle Feste des französischen Gesandten verherrlichten Krönung Carls des Siebenten, von dessen ernster, würdiger Gestalt und blauen Augen die Frauen viel zu erzählen wußten, und der zwar minder glänzenden, aber durch Maria Theresia's Gegenwart verschönerten Krönung Franz des Ersten. Bei diesen Schilderungen weidete sich der Knabe an der Hoffnung, auch noch ein Mal mit eigenen Augen eine solche Festlichkeit anzuschauen.

Kam aber erst unter so vielfachen Anregungen, nach regelmäßig halbjährigen Intervallen, die Zeit der Messe heran, wo durch Errichtung unzähliger Buden in der Stadt sich plötzlich eine neue Stadt bildete, wo Fremde und Waaren von allen Seiten herbeiströmten, so entstand die größte Gährung in allen Kinderköpfen, um so mehr, als diese wichtigen Epochen durch seltsame, althergebrachte Feierlichkeiten eingeleitet wurden. Da öffnete sich dem Knaben nun wieder ein neuer Blick in die Weite der Welt und des Lebens; es „bildete sich die Vorstellung von dem, was die Erde Alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln." Wer sieht aber nicht, daß eine so überwältigende Fülle von Eindrücken, Bildern, Erfahrungen

einem Kinde von gewöhnlichen Anlagen, von normaler Fassungskraft zum Nachtheile gereichen muß? Es ist wahrlich nicht zu verwundern, wenn der Bevölkerung von Großstädten im Ganzen eine gewisse unruhige, springende Hast, Ungründlichkeit, Mangel an Gemüthstreue und Gemüthstiefe, Uebersättigung und Blasirtheit anhaftet; und sehr erklärlich ist die Erfahrung, welche man in Städten an den höheren Lehranstalten macht, daß die vom Lande hereingekommenen Zöglinge, die im ersten Lebensdecennium mäßige Geistesnahrung empfingen, ihre städtischen Mitschüler an ernstem Interesse, treuem Auffassen und gründlichem Fortschreiten, und daher zuletzt auch in ihren Leistungen weit überflügeln. Auch Goethe ist, ungeachtet seiner genialen Anlagen, von dem Nachtheiligen jener Einflüsse nicht ganz unberührt geblieben; was aber ihren Schaden milderte und zum Theile ganz aufhob, werden wir später in Erwägung ziehen.

Unterdessen war der Hausbau vollendet worden, und man versammelte sich wieder in den jetzt hellen und heiteren Räumen. Zu vielfacher Beschäftigung, Belehrung und Unterhaltung gereichte nun dem Knaben noch der allmälig vollbrachte innere Ausbau und die Beschaffung alles Dessen, was zum Schmucke und zur Verzierung gehört. Er ging dem Vater bei der Aufstellung seiner schönen Büchersammlung, so wie bei'm Aufhängen der Gemälde zur Hand, die früher zerstreut im Hause herumgehangen und nunmehr zusammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers symmetrisch angebracht wurden. Die Gelassenheit, womit der Vater das Ganze betrieb, die Ordnung, die Reinlichkeit, worauf er strenge hielt, übten einen

sehr günstigen Einfluß auf den Knaben aus. Da es ein Grundsatz des Vaters war, daß man die lebenden Meister beschäftigen und weniger auf die abgeschiedenen wenden solle, so kam der kleine Wolfgang früh schon mit den sämmtlichen Frankfurter Malern in Berührung und wurde so bei Zeiten auf eine Kunst hingewiesen, aus der ihm später so viel Genuß erwachsen sollte. Alle diese Männer, als Hirth, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Junker, besuchte er in ihren Ateliers und verkehrte auch vielfach mit Gemäldeliebhabern. Auctionen von Gemälden und anderen Kunstsachen versäumte er nicht leicht beizuwohnen, wobei er sich den Ruhm erwarb, daß er gleich zu sagen wisse, was irgend ein historisches Bild vorstelle, mochte es nun aus der biblischen oder der Profangeschichte oder aus der Mythologie genommen seyn. Gelang es ihm bisweilen nicht, den Sinn der allegorischen Bilder zu treffen, so war doch selten Jemand zu einer gescheutern Deutung im Stande. Oefters vermochte er sogar die Künstler, diesen oder jenen Gegenstand zu behandeln; so erinnerte er sich später, einen umständlichen Aufsatz verfaßt zu haben, worin er zwölf Bilder aus der Geschichte Joseph's beschrieb, von denen einige wirklich ausgeführt wurden *).

Jetzt begann auch allmälig wieder der häusliche Unterricht seinen geregelten Gang zu nehmen. Goethe's Vater hatte, im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer an öffentlichen Schulen,

*) Vielleicht stand dieser Aufsatz im Zusammenhange mit seinem prosaisch-biblischen Epos Joseph und würde in diesem Falle erst in den Anfang der sechsziger Jahre gehören.

den Entschluß gefaßt, seine Kinder selbst zu unterrichten, und nur einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeister zu besetzen. Die väterliche Lehrweise bezeichnet nun zwar Goethe in seiner Selbstbiographie als einen pädagogischen Dilettantismus, wie er sich damals überhaupt schon zu zeigen begann, als ein Suchen nach einem Bessern, ohne genügende Befähigung, welche man nur bei Lehrern vom Metier finden könne. Allein ein jüngst in den Besitz der Frankfurter Stadtbibliothek übergegangenes Heft von Schönschriften und Exercitien in deutscher, lateinischer, griechischer und französischer Sprache, die Goethe in seinem siebenten, achten und neunten Jahre angefertigt, läßt den Unterricht und die Erziehungsweise des Vaters in einem günstigern Lichte erscheinen, als Goethe's Mittheilungen über seine Kinderzeit. Es erhellt aus jenen Exercitien, daß sein Vater mit dem richtigsten didaktischen und pädagogischen Tacte die Erweckung der Selbstthätigkeit im Lehrlinge als das Wesentlichste beim Unterrichte erkannt hatte, daß er die großen Anlagen im Sohne zu würdigen verstand, die Richtungen seines Geistes mit scharfem Blicke durchschaute und überall mehr fördernd, als störend und hemmend in seine Entwickelung eingriff. Treffend charakterisirt Dr. Weismann, dem wir die Mittheilung jener Exercitien verdanken, in der Einleitung seiner Schrift das Verfahren von Goethe's Vater mit folgenden Worten: „Hier sehen wir in den Exercitien nicht etwa Uebersetzungen aus einem Compendium Paragraph für Paragraph pflichtmäßig zusammengetragen. Nein, der Vater dictirte ihm entweder, was ihn selbst unmittelbar im Leben angeregt hatte, eine Stadtbegebenheit oder eine Anekdote vom alten Fritz, die,

eben bekannt geworden, den enthusiastischen Anhänger des großen Preußenkönigs begeisterte, oder er überließ dem Sohne, sich selbst den Stoff zu wählen, und da finden wir denn dicht neben einander kindische Aeußerungen, poetische Ergüsse, dialogisirte Selbsterlebnisse und moralische Reflexionen, die schon genugsam andeuten, welche Richtung der Erwachsene nehmen werde. Was er anschaute — und dessen war ja so Vieles in dem Hause selbst, in Schränken und an Wänden — was er las, was er erlebte, Alles wurde wieder verarbeitet in diesen selbstgewählten Aufgaben, und so könnte man diese Aufsätze wohl eine Reihe von Scenen aus dem Knabenleben des großen Mannes nennen. Auch der strenge, fast ängstliche Ordnungssinn, den er vom Vater ererbte, von frühester Kindheit an in Allem, was ihn umgab, erkannte und bis in's späteste Alter innerlich und äußerlich walten ließ, die Scheu vor allem Verzerrten, Widrigen oder auch nur Unreinlichen tritt uns in diesem Hefte vor Augen. Von der ersten bis zur letzten Seite dieselbe feste, reinliche Schrift, was bei Schönschriften, welche die ersten sechszehn Seiten einnehmen, wohl nicht auffallend ist, aber bei den darauf folgenden Exercitienabschriften und sonstigen freien Arbeiten doch auf einen inwohnenden Trieb zu ordnen hinweis't. Es sind ohne Zweifel die besseren seiner Arbeiten aus jener Knabenzeit, die er selbst, um seinem Vater Beweise seines Fortschreitens zu liefern, oder — was nicht unwahrscheinlich ist — zu eigenem Gebrauche und einstiger Erinnerung in diesem Bande zusammengeheftet und unter den Titel **Labores Juveniles** geordnet hat."

Bei dem großen Interesse, welches diese Sammlung für

Jeden haben muß, der an Goethe's Entwickelungsgange einen ernstern Antheil nimmt, glauben wir unseren Lesern einige nähere Angaben über den Inhalt derselben schuldig zu seyn. Das Bedeutendste sind drei Dialoge, von denen der erste, ein Gespräch zwischen Vater und Sohn, mit dem Datum Jan. 1757 bezeichnet, größtentheils oben, wo wir von dem Umbaue des Hauses erzählten *), mitgetheilt worden. Das zweite Gespräch, zwischen zwei Privatschülern „Wolfgang und Maximilian", die ihren Lehrmeister erwarten, wurde schon einmal im Morgenblatte **) und später nochmals in H. Döring's Schrift „Goethe in Frankfurt am Main" (Jena, 1839), so wie in seinem „Leben Goethe's" abgedruckt. Höchst merkwürdig ist die feste Charakterzeichnung der beiden Dialogisirenden. Der junge Wolfgang stellt sich selbst mit liebenswürdiger Naivetät als den Wohlerzogenen, Soliden, auf's Ernste Gerichteten dar; und in manchem Zuge treten Eigenthümlichkeiten zu Tage, die wir später in Goethe's Charakter auf's Entschiedenste ausgesprochen finden. Maximilian fragt ihn, wie es komme, daß seine Aeltern ihn nicht zu Hause bei dem Schmause mit ihren Gästen haben wollten. „Woran mir nichts gelegen ist", antwortet Wolfgang, „da unterlasse ich alles Nachgrübeln." Auf seine Vorschläge, sich bis zur Ankunft des Lehrers mit dem Speccius, oder der sichtbaren Welt des Comenius, oder dem „angehenden Lateiner" zu beschäftigen, will Maximilian nicht eingehen. „Laß mir dermalen die Bücher vom Leibe", entgegnet dieser.

*) Siehe Seite 49 ff.

**) Jahrg. 1838, Nr. 200.

Wolfgang. Sage Du nun selbst, was zu thun.

Maximilian. Ich hasse das Ernsthafte, denn das überlasse ich den Sauertöpfen.

W. Du bist sehr lang. Sag's einmal heraus, in was es bestehen soll.

M. Wisse, wir wollen uns einander mit den Köpfen stoßen.

W. Das sey ferne: meiner schickt sich wenigstens nicht dazu.

M. Was schadet es: laß sehen, wer den härtesten habe.

W. Höre, wir wollen dieses Spiel den Böcken überlassen, welchen es natürlich ist.

M. Verzagter, wir bekommen durch diese Uebung harte Köpfe.

W. Das wäre uns eben keine Ehre. Ich will meinen lieber weich behalten.

M. Wie verstehst Du denn das?

W. Ich mag nicht hartnäckig werden.

M. Hierinnen hast Du recht; allein ich nehme es von der Festigkeit der Glieder.

W. Wenn Du weiter nichts willst, so stoße den Kopf nach Belieben nur brav wider die Wand: es wird die wünschenswerthe Wirkung haben u. s. w.

Tritt uns hier schon der gelassene Humor, den Goethe meistens dem Rauhen und Ungeberdigen gegenüber behauptete, deutlich entgegen, so stellt ihn der dritte Dialog wieder von einer andern Seite in durchaus prototypischer Weise dar. Wir haben daran ein anschauliches Beispiel, wie früh der Knabe

bemüht war, das, was ihm Lectüre und Leben zuführten, in Gestalt und Wort mit frei spielender Selbstthätigkeit zu reproduciren. Dieser Trieb der Reproduction war es besonders, wodurch er seinen Geist mitten unter dem Reichthume von Anschauungen und der bunten Masse des Gelesenen und Gelernten frei und leicht erhielt, und dasjenige, was sonst eine lastende, todte Bürde geworden wäre, in eine lebendige, leichtgetragene Frucht seines Geistesbaumes verwandelte. Nicht mit krankhafter Hast und Spannung, sondern mit heiterer Behaglichkeit bemächtigte er sich als Kind schon der Fülle des Wissens und assimilirte es seinem innersten Wesen. In unserem Dialog sehen wir ihn beschäftigt, Katze und Maus aus einer Drollinger'schen Fabel, die Gemsen aus dem Jagdabenteuer des Kaisers Maximilian und sonst Mancherlei in Wachs nachzubilden, und über diese ganze Thätigkeit erhebt er sich wieder, mit potenzirter Freiheit, in dem Gespräche zu einer humoristischen Selbstanschauung. Wahrhaft bewundernswürdig ist die Klarheit und Unbefangenheit, womit der Knabe sein eigenes Treiben betrachtet; wer schon als Kind sich so aus sich selbst zu versetzen und zu objectiviren versteht, von dem wird es uns weniger überraschen, wenn wir ihn später mitten in der Leidenschaft sich selbst fassen und wie mit dämonischer Gewalt das bewegteste Leben der eigenen Brust zu dem anschaulichsten Gemälde gestalten sehen. Wir geben hier das interessante Belegstück aus Goethe's Knabenzeit mit Weglassung des lateinischen Textes:

Pater. Filius.

P. Was machst Du da, mein Sohn?

F. Ich bilde in Wachs.

P. Das dachte ich: O wenn wirst Du einmal die Nüsse verlassen (**linques istas nuces**). *)

F. Ich spiele ja nicht mit Nüssen, sondern mit Wachs.

P. Unwissender: kann Dir wohl unbekannt sein, was hier Nüsse sagen wollen.

F. Jetzo erinnere ich mich: Allein sehen Sie, was ich in kurzer Zeit vor ein Wachs-Posterer worden bin.

P. Ja wohl, ein Wachs-Verderber.

F. Ich bitte mir's ab, bringe ich denn nicht ziemlich artige Sachen zur Welt.

P. Ja wohl, zeige einmal, worinnen Deine Mißgeburten bestehen.

F. Unter anderen Thieren habe ich vorzüglich gefertiget: Eine Katze mit einem langen Schnor-Bart, den (st. dann) eine Stadt- und Feld-Maus nach Anleitung des Horaz in einem seiner Straf-Briefen, welche Geschichte Drollinger in rein deutsche Knittel-Verse übersetzte.

P. Diese Erinnerung gefällt mir besser, als die Thierchen selber. Allein hast Du sonst weiter nichts gemacht, woraus Deine angegebene Kunst deutlicher hervorleuchte.

F. Ja wohl: hier ist noch ein Wallfisch der seinen Rachen auffsperrt, als ob er uns verschlingen wollte und zwei Gemsen, in deren Jagd sich der Kaiser Maximilian so sehr verliebet hatte, daß er aus den steilen Felsen sich nicht ehe

*) **Nuces relinquere**, die Kinderspiele aufgeben, sich mit Ernsterm beschäftigen.

wieder finden konnte, bis ihm ein Engel unter der Gestalt eines alten Mannes einen Weg gezeigt haben soll.

P. Du bringst doch Deine humoristischen Kleinigkeiten so ziemlich gut an, worüber man Dir die Ungestalte Figuren verzeihen muß: Und das ist alles?

F. Keines Wegs: denn unter allen von meinen Händen gebildeten Thieren ist vornehmlich zu bewundern: das falsche Thränen vergießende Crocodil, der ungeheure und in den Kriegen der Alten streitbare Elephant, die menschenfreundliche Eidechse, der quackende und den Frühling anzeigende Frosch, welchen allen nichts als das Leben fehlt.

P. O Wäscher! wer wird wohl derselben Namen ohne Beischrift errathen können.

F. Wehe mir: ist denn nicht ein Jeder der beste Ausleger seiner Werke.

P. Dieser Satz ist zwar an sich richtig aber er wird am unrechten Ort angebracht.

F. Verzeihen Sie mir in diesem Stück meine Unwissenheit. Würdigen Sie sich nur noch, diese Schlittenfahrt in Augenschein zu nehmen. Es sind deren just ein Dutzend und stellen verschiedene, theils kriechende, theils fliegende Thiere vor, unter welchen mir der Schwan, der Hirsch, das See-Pferd und der Lindwurm am besten gerathen zu sein scheint.

P. Lasse Dir es nur immer so scheinen: Man siehet wohl, daß Du noch keinen rechten Unterschied zwischen schön und häßlich weißt.

F. Wollen Sie, lieber Vater, so gut sein und mir diesen erlernen.

P. Warum nicht: es muß alles zu seiner Zeit geschehen. Laß nur erst Dein Augenmaaß etwas älter werden.

F. Ei lieber, warum wollen Sie diese Lehre aufschieben: tragen Sie mir solche ehender heute als morgen vor, ich will unter meinem Spielwerk die Ohren spitzen.

P. Das kann nicht jetzo, wie gesagt, sondern ein andermal geschehen. Lege die Kinderpossen bei Seite und gehe an Dein Tagewerk.

F. Ich will gehorsamen. Lebt wohl.

Diese stete freie Reproduction des Erlernten, die wir zum Theil wohl als Production betrachten können, trug aber nicht bloß dazu bei, die Klarheit, Freiheit und selbstthätige Kraft seines Geistes zu bewahren, sondern mußte auch seine Styl- und Sprachgewandtheit außerordentlich fördern. Daß aber der Knabe dieses Talent eigends noch durch besondere Uebungen zu entwickeln suchte, davon liefert uns auch jene Sammlung der Labores Juveniles einen merkwürdigen Beweis. Sie enthält nämlich vier Seiten Glückwünsche, die der liebevolle Sohn zum Beginn seines Tagewerks theils lateinisch, theils griechisch ausdachte, um sie dem theuren Vater als Morgengrüße darzubringen. „Gewiß geben sie," bemerkt zu ihnen der Herausgeber des Heftes, „ein schönes Zeugniß von der Gemüthstiefe des Knaben; aber sie beleuchten auch den harmonischen Frieden, der um ihn im Hause waltete, und das ernste, innige Verhältniß zwischen Vater und Sohn. Sey nun der Anstoß zu einer solchen Uebung von ihm selbst gekommen, oder möge der Vater ihm einen Wink gegeben haben, immer bleibt die Energie, mit welcher der Knabe die Aufgabe löste,

bewundernswerth; man freut sich, hier und in ähnlichen Arbeiten die kräftigen Keime zu erblicken, aus denen des Meisters Goethe nicht erreichte Sprachgewandtheit, die krystallhelle Klarheit, das herrliche Maß und der unwiderstehliche Reiz seiner Diction, wie ein Wunderbaum, emporgewachsen ist." Wir heben, um dem Leser eine Anschauung dieser Uebungen zu geben, einige aus den 31 Glückwünschen aus, die der Knabe zusammengestellt hat unter dem Titel: **Felicitationes matutinae singulis diebus per totum Augustum 1758 excogitatae et patri charissimo apprecatae.** Morgenglückwünsche, an jedem Tage des ganzen August 1758 hindurch ausgedacht und dem theuersten Vater gewünscht."

1.	**Ex sententia succedat quicquid coneris.**	1.	Nach Wunsch möge ausgehen, was Du nur unternehmest.
7.	**Fruere et hodie omni bono in absentia omnis mali.**	7.	Genieße auch heute alles Gute, und alles Schlimme sey Dir ferne.
10.	**Sol hodiernus tibi feliciter splendeat.**	10.	Glück strahle Dir heute die Sonne.
12.	**Ave et fave.**	12.	Sey gegrüßt und bleibe mir gewogen.
14.	**Hoc die adspiret fortuna labori.**	14.	An diesem Tage wehe des Glückes Hauch ob Deinem Beginnen.
17.	**Vultum Tibi et hodie servet fortuna benignum.**	17.	Möge auch heute das Glück den gütigen Blick Dir bewahren. (Hexameter.)
18.	*Αυτη η ημερα ευτυχως διερχεται.*	18.	Dieser Tag gehe in Glück vorüber.
30.	**Summum Numen tibi et hodie faveat.**	30.	Das höchste Wesen sey Dir auch heute gewogen.

Auf diese Weise ist der Morgengruß durch den ganzen Monat hindurch variirt. Dann folgt in jenem Hefte noch eine Anzahl „Felicitationes novae (neue Glückwünsche)", lateinisch, griechisch und deutsch. Auf einen Fortschritt im Griechischen deuten hier die Accente, die freilich noch nicht allenthalben gebraucht und auch nicht durchgehends richtig angebracht sind. Auch von diesen dreisprachigen Glückwünschen theilen wir ein paar Proben mit:

1. **Opto ut sit hic dies benedictionis et pacis.** — *Εὔχομαι ἵνα αὐτη ἡ ἡμέρα τῆς ἐυεργεσίας καὶ τῆς εἰρήνης ᾖ.* — Ich wünsche, daß dieser Tag ein Tag des Segens und des Friedens sey.

5. **Hodie omnia juxta fatum fiant.** — *Σήμερον πάντα ἐπὶ Θεον γηνοιτο.* — Heute gehe Alles nach Gottes Fügung.

6. **Deus te custodiat et totam familiam.** — *Θεὸς σε φυλάσση μετὰ πάσης οἰκίας.* — Gott bewahre Dich sammt dem ganzen Haus.

Weiter enthält das Exercitienheft eine polyglottische Uebung, worin außer den drei oben erwähnten Sprachen noch das Französische angewandt ist. Nehmen wir nun dazu, daß der kleine Wolfgang auch schon damals das Italienische, „als eine lustige Abweichung des Lateinischen," sehr behende auffaßte, indem er, über seinen Cellarius weghorchend, dem italienischen Unterrichte des Vaters zuhörte, den dieser in demselben Zimmer dem Töchterchen Cornelia ertheilte: so muß uns bange werden, daß diese Ueberladung in solchem Alter Verwirrung und Oberflächlichkeit hervorgerufen, und selbst auf die sprachliche Darstellung nachtheilig gewirkt haben müsse. Gewiß, als allgemeine Maxime, läßt sich ein solcher gleichzeitiger Unterricht in mehreren Sprachen in so frühen Jahren nicht in Schutz

nehmen; aber hier gilt Goethe's Wort: „Eines schickt sich nicht für Alle.“ Er besaß ein so höchst glückliches, schnell ergreifendes und treu festhaltendes Gedächtniß und überhaupt eine so ausgezeichnete Fassungsgabe, daß ihm zum Spiele ward, was Anderen zu schwerer Anstrengung gereicht hätte. Dazu kam jene Ruhe, Besonnenheit und Geistesklarheit, die ihn von Kindheit eben so wenig im Eifer des Lernens und Aneignens, als bei lebhafter Erregung des Gemüthes, verließ; ferner eine Entschiedenheit der Natur und der Neigung, der selbst sein übrigens strenger und im Pädagogischen, wie in Allem, folgerechter Vater sich meistens fügen mußte. Was seiner innersten Natur nicht gemäß war, das ließ der kleine Lehrling sich nicht aufbürden, oder nur an der Oberfläche der Seele haften. Vom Vater hatte er die Neigung, Alles zurecht zu legen, zu ordnen, zu verbinden, geerbt. Diesen Sinn hat er zwar nicht immer, namentlich nicht in der Brausezeit der Jugend, an äußeren Dingen bethätigt, aber sein ganzes Leben hindurch an seinen sittlichen Erfahrungen und seinem geistigen Erwerbe geübt, worin sicher ebenfalls ein kräftiges Schutzmittel gegen Verworrenheit und Unklarheit lag. Was aber am meisten dazu beitrug, ihn vor Trübung und Verflachung des Geistes zu bewahren, das war jener so früh in ihm erwachte Trieb, das Aufgenommene freithätig wieder zu erzeugen, ja von vorn herein bei der Aufnahme durch starke Selbstthätigkeit gegen die Macht des Stoffes rückzuwirken. Bei solchen Eigenschaften ward eine so ungeheure Fülle und Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, Anregungen, Anschauungen und Bildern, wie sie Goethe'n zugeführt wurden, minder nachtheilig. Uebrigens bemächtigte

er sich auch der verschiedenen Sprachen auf kürzerem Wege, als gewöhnlich die Jugend. Mit grammatischen Regeln zerbrach er sich nicht den Kopf; die Grammatik kam ihm wie ein willkürliches Gesetz vor, und die Regeln fand er lächerlich, weil sie durch so viele, wieder besonders zu lernende Ausnahmen aufgehoben würden. Um so williger und leichter ergriff er aber die Sprachformen und Wendungen; und so eignete er sich die fremden Sprachen durch Lectüre und Nachbildung mehr in der Weise an, wie das Kind zu der Muttersprache gelangt. Kein Wunder also, daß er, wie er sagt, in rhetorischen Dingen, Chrieen und dergleichen, seine Altersgenossen überflügelte, ob er schon wegen Sprachschnitzer oft hintanstehen mußte. Für Sicherheit und Gewandtheit im Gebrauche der Muttersprache konnte ihm aber die Beschäftigung mit fremden Sprachen aus dem Grunde nicht nachtheilig werden, weil er, wie schon die obigen Proben andeuten, mehr nach dem Geiste als nach dem Buchstaben übertrug. Vielmehr war ihm die Vergleichung der Gelenkigkeit, Bestimmtheit und anderer Vorzüge der fremden Sprachen ein Sporn, in der seinigen ähnliche Tugenden zu entwickeln.

Das Streben, seinem sprachlichen Ausdruck Biegsamkeit, Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit zu geben, zeigt sich auch in den Unterschriften einer Reihe kalligraphischer Proben aus dem Jahre 1757, die den Anfang des mehrmals erwähnten Heftes bilden. Diese Probeblätter sind, nach der damaligen steifen Schreibweise, die erste Zeile in großer Kanzleischrift geschrieben, aber mit einer für einen Knaben seines Alters ganz ungewöhnlichen Festigkeit und Schönheit. Unverkennbar

ist die Aehnlichkeit mit Goethe's Handschrift in späteren Jahren, nur daß die Schrift des Knaben pedantischer und unfreier ist. Zwischen diesen zwei Perioden seiner Schriftbildung liegt eine dritte, worin seine Handschrift durchaus unordentlich und bewegt war, und wenig Aehnlichkeit mit der frühern und der spätern zeigte; namentlich soll den Briefen, die Goethe in der Leipziger Zeit an seinen Freund Horn schrieb, jenes Gepräge der Unregelmäßigkeit in hohem Grade eigen gewesen seyn. Es stellen sich uns also auch in dieser Beziehung, wie der Herausgeber jenes Heftes treffend bemerkt, drei große Abschnitte seiner Entwickelung dar: die Zeit des in sich und seinem Streben befriedigten und beglückten Knaben, die Sturmzeit des Jünglings, wo die Welt verwirrend und fast überwältigend auf ihn eindrang, und die Zeit, wo der reife Mann wieder zu sich gekommen war und in bewußter Kraft vorwärts strebte. Diese Probeschriften wurden, wie aus den unten beigefügten Bemerkungen erhellt, von ungefähr zwanzig Knaben befreundeter Familien zugleich angefertigt, und dann von einem Hausfreunde oder vielleicht einem der Väter censirt, und, nach Maßgabe ihres Werthes, mit einer Nummer versehen. Der Knabe nennt daher diese Blätter Stechschriften, von dem provinciellen Ausdrucke stechen, d. h. um den Preis kämpfen. „Die Erwachsenen," bemerkt der Herausgeber, „zeigten durch ihre Selbstbetheiligung bei den Arbeiten der Knaben ihr reges Interesse, und die ganze feierliche Veranstaltung, die öffentliche Belobung mochte ein wirksamer Sporn für die jugendlichen Gemüther seyn. Auch darin zeigte sich die tüchtige Eigenthümlichkeit jener Zeit, daß man, wie es jetzt leider gar selten

nur geschieht, für diese Schönschriften, mit denen sich das Kind so lange beschäftigen mußte, sinnvolle Sprüche auswählte, die sich dem Gemüthe wohl einprägten." Einige der von unserem Wolfgang beigefügten Unterschriften wollen wir als einen Beweis, wie ernstlich schon der Knabe in Allem, was er schrieb, nach Wechsel und Reichthum des Ausdruckes strebte, hier folgen lassen:

Blatt 1. Stech = Schrifft Mein Johannes Wolfgang Goethe, welcher unter 20 Kämpfern nach dem Urtheil des Herr v. Oleschlager am 29. Märtz 1757 den vierten Platz erhalten.

Blatt 2. Nach dem Urtheil des Herrn Hartmans ist mir dermalen im Monat May 1757 obiger Platz (Nro. 11) zu Theil worden.

Blatt 3. Zweite Stech=Schrifft, welche im Monat May 1757 unter 20 Streitern nach dem Urtheil des Herrn Brunelius mit Nro. 1 beehret worden. J. W. G.

Blatt 4. Nach dem Gutbefinden des Herrn Gullmanns ist diese Stech=Schrifft unter 19 Mit=Streitenden am 7. Junii 1757 obigermasen lociret worden. (Nro. 12.)

Blatt 5. Den 2. August 1757 beliebte es dem Herrn Seelhof mich unter 22 Mit=Stechern mit Nro. 7 zu beehren u. s. w.

Von anderen Lehrzweigen erwähnt Goethe selbst noch der Geometrie und der Geographie. Den Unterricht in der erstern verwandte er nach seiner Art sogleich in das Thätige, indem er ihn zu seinen Pappenarbeiten benutzte, die ihn höchlich beschäftigen konnten. Früh gewöhnt, mit Cirkel und Lineal

umzugehen, verfertigte er nicht bloß geometrische Körper, Kästchen und dergleichen, sondern versuchte sich auch an selbstersonnenen artigen Lusthäusern, mit Pilastern, Freitreppen und flachen Dächern ausgeschmückt, die freilich nur selten ganz zu Stande kamen. Die Geographie prägte er sich durch ein in Gedächtnißversen abgefaßtes Lehrbuch ein; die abgeschmacktesten Reime behielt er gerade am besten, wie:

Ober=Yssel viel Morast
Macht das gute Land verhaßt.

Was dieser Unterricht Mangelhaftes hatte, ersetzte ihm die Lectüre von Reisebeschreibungen. Indem er sich vom Lord Anson um die Welt herumführen ließ, versuchte er den Weg mit seinen Fingern auf dem Globus zu verfolgen.

In der Geschichte scheint er keinen eigentlichen Unterricht erhalten zu haben; er gewann die früheste Kenntniß der weltgeschichtlichen Hauptbegebenheiten durch die Lectüre der Gottfried'schen Chronik, eines fast verschollenen Werkes aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges mit einem oft sehr naiven, der heutigen Jugend ungenießbar gewordenen Texte, aber mit meisterhaften Kupfern von Merian. Ohne Zweifel verdankt Goethe diesen trefflichen Blättern zum Theil die unvergleichliche Klarheit und Lebendigkeit seiner geschichtlichen Anschauungen. Merian hat sich die strengste Beobachtung historischer Charakteristik zur Aufgabe gemacht. Griechen und Römer bewegen sich so zeitgetreu zwischen ihren Portiken, wie andererseits das Costüm der Ritter und Knappen, die spitzwinklichten Giebel des Mittelalters und die herrlichen Münster und Dome gewissenhaft wiedergegeben sind. Wo es sich thun ließ, hat Merian nach

den höchsten Mustern gearbeitet, wie sich z. B. in der Darstellung der Schlacht an der Milvischen Brücke eine freilich sehr zusammengezogene Copie des berühmten Raphael'schen Stanzenbildes und in den Anfangsblättern Wiederholungen aus den Vaticanischen Loggien desselben Meisters erkennen lassen. Goethe wußte sehr wohl, was er diesen Illustrationen des geschichtlichen Textes schuldig war. Nicht umsonst wird in Wilhelm Meister's Wanderjahren, da wo das Idealbild eines historischen Unterrichtes aufgestellt ist, die Geschichte in großen Gemäldehallen gelehrt, in denen sogar das Colorit den jedesmaligen Zeitcharakter durchschimmern läßt.

Gegen eine so vielfache geistige Beschäftigung des Knaben, wie wir bis jetzt schon kennen gelernt haben, würden kräftige und rüstige Körperübungen ein heilsames Gegengewicht gebildet haben. Leider waren sie nur durch Unterricht im Tanzen vertreten, welchen der Vater gleichfalls selbst besorgte. Es muß den ernsthaften Mann wunderlich genug gekleidet haben, wenn er ihn und die kleine Cornelia in den Positionen und Schritten unterwies. Als er die beiden Lehrlinge weit genug gebracht hatte, um eine Menuet zu tanzen, so blies er ihnen auf einer **Flûte-douce** ein leichtes Stück vor, und sie bewegten sich darnach, so gut sie konnten. Aber damit begnügte sich Wolfgang nicht lange, und er ersuchte den Vater um andere Tanzmusiken, dergleichen die Notenbücher in ihren Giguen und Murki's reichlich darboten. Die Schritte und Wendungen dazu erfand sich der Knabe sogleich selbst, indem der Tact seinen Gliedern eingeboren war.

Viertes Capitel.

Privatlectüre. Der neue Paris. Einzelne Züge aus dem zweiten Lustrum. Aeußere Gestalt. Kinderkrankheiten. Einfluß des siebenjährigen Krieges. Verhältniß zu Gleichalterigen. Verkehr mit Erwachsenen. Religiöse Entwickelung.

In der Entwickelung des Knaben und Jünglings spielt ohne Zweifel der Unterricht eine große Rolle, und zumal der früheste entscheidet nicht selten über die Richtung für's ganze Leben; es bedarf daher keiner Rechtfertigung, wenn wir im vorigen Capitel bei Goethe's erstem Unterrichte uns länger verweilt haben. Allein neben der schulmäßigen Unterweisung läuft bei aufgeweckten Köpfen in der Regel noch ein anderer, meist wenig überwachter und nicht genugsam gewürdigter Unterricht her, die Selbstbelehrung durch Privatlectüre. Eben weil hierbei sich das Kind nicht immer gelenkt und beschränkt fühlt, weil es mehr mit freiem Gemüth und nach Lust und Neigung lies't und lernt, mit williger, offener Seele auffaßt, eignet es sich den Stoff inniger und tiefer an. In Goethe's Knabenzeit fehlte es zwar noch an Kinderbibliotheken; die Alten, sagt er, hatten damals noch kindliche Gesinnungen und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzutheilen. Aber der lernbegierige Knabe suchte sich aus der ursprünglich für Erwachsene bestimmten Lectüre Mancherlei aus, was ihm zusagte. So haben wir schon die Gottfried'sche Chronik und Lord Anson's Reise um die Welt als Lieblingsbücher unseres kleinen Freundes kennen

gelernt, wozu sich noch die große Foliobibel, ebenfalls mit Kupfern von Merian illustrirt, der Orbis pictus des Amos Comenius, die Acerra philologica mit ihren bunten und seltsamen Fabeln und Mythologieen und sogar die Ovid'schen Metamorphosen gesellten. Schon diese Auswahl zeigt, daß der Vater sich um die Unterhaltungslectüre des Sohnes nicht besonders bekümmert haben muß; denn schwerlich hätte er doch das frühe Bekanntwerden mit zum Theil rohen und sittlich gefährlichen Schriften gebilligt. Oder hatte er zu dem sittlichen Ernste des Knaben, der sich allerdings entschieden kund gab, ein so unbedingtes Vertrauen? Indeß fehlte es auch nicht an Unterhaltungsschriften, die reiner und frömmer auf des Knaben Gemüth wirkten. So bekennt Goethe, daß Fenelon's Telemach, wenn gleich in der sehr unvollkommenen Neukirch'schen Uebersetzung, einen gar süßen und wohlthätigen Eindruck auf ihn gemacht habe. Daran schloß sich ferner bei Zeiten die Lectüre des Robinson Crusoe und der Insel Felsenburg.

Auch den Homer lernte Goethe schon vor seinem zehnten Jahre in der Bibliothek eines Oheims, Namens Stark kennen, und zwar in einer prosaischen Uebersetzung, welche sich in der durch seinen Großoheim, den Herrn von Loen, besorgten neuen Sammlung der merkwürdigsten Reisegeschichten findet. Daß es eine Uebertragung in Prosa war, die ihm die herrliche Dichtung zuerst zuführte, sah Goethe als ein Glück an, indem nach seiner Meinung eine solche den eigentlichen Gehalt eines Gedichtes am reinsten überliefert. Leider war aber das Werk durch Kupfer im französischen Theatersinne

verunstaltet, welche ihm auf lange Zeit die Einbildungskraft für die Vorstellung der Homerischen Helden verdarben. Wie sehr ihm die Begebenheiten selbst gefielen, so vermißte er doch an der Dichtung einen befriedigenden Abschluß. Deßhalb verwies ihn sein Oheim, gegen den er sich hierüber aussprach, auf den Virgil, welchen er, nach seiner damaligen Kenntniß des Lateinischen zu urtheilen, vermuthlich so gut, als den Ovid, im Original las. Aus einer gelegentlichen Notiz in Wahrheit und Dichtung *) erfahren wir zu unserm Erstaunen, daß er in diesen Jahren selbst schon den Terenz gelesen, ja ihn nachzuahmen gewagt.

Die besseren der damaligen deutschen Dichter: Caniz, Drollinger, Creuz, Gellert, Hagedorn, Haller u. A. waren dem Knaben frühe zugänglich; sie prangten in seines Vaters Bibliothek in schönen Franzbänden mit Neukirch's Telemach, Koppen's befreitem Jerusalem und anderen Uebersetzungen in einer Reihe. Goethe hatte sie von Kindheit auf fleißig durchlesen und theilweise sogar memorirt, weßhalb er öfters aufgerufen ward, zur Unterhaltung der Gesellschaft Stellen daraus vorzutragen. Klopstock's Messias hatte der Vater nicht angeschafft, und zwar aus einem Grunde, der „den geradlinigen Frankfurter Reichsbürger" charakterisirt, weil er des Reims entbehrte. Aber ein Hausfreund, Rath Schneider, voll Enthusiasmus für die neue erhabene und erbauungsreiche Poesie, wußte das Werk einzuschwärzen, und es der Mutter und den Kindern heimlich

*) S. Goethe's sämmtl. W. B. 20, S. 126.

zuzustecken. Es läßt sich leicht denken, daß der Reiz des Geheimnisses das Interesse für den verpönten Dichter erhöhte. Verstohlen, in irgend einem Winkel verborgen, prägte sich der Knabe mit seiner Schwester die ergreifendsten Stellen des Werkes, besonders die zartesten und heftigsten, schnell in's Gedächtniß ein. Trotz dieser Leidenschaftlichkeit aber, womit er Klopstock zuerst ergriff, ist die Einwirkung desselben auf die Richtung seiner Poesie nicht tief und nachhaltig gewesen; dazu waren die Naturen beider Dichter zu divergirend. Auf die Frage, wie er in seiner frühesten Zeit zu Klopstock gestanden, äußerte sich Goethe in späteren Jahren gegen Eckermann: „Ich verehrte ihn mit der Pietät, die mir eigen war; ich betrachtete ihn wie einen Oheim. Ich hatte Ehrfurcht vor dem, was er machte, und es fiel mir nicht ein, darüber zu denken und daran etwas aussetzen zu wollen. Sein Vortreffliches ließ ich auf mich wirken, und ging übrigens meinen eigenen Weg."

Eine große Gunst des Glückes war es bei dem damaligen Mangel an eigentlichen Kinderbibliotheken, daß dem jungen Goethe die Volksbücher früherer Zeiten leicht zugänglich waren, ja sich ihm wie von selbst aufdrängten. Solche Volksbücher sind der beste Ersatz für Kinderschriften, denn das Volk im Großen und Ganzen (nicht die gebildete Classe mit ihren gesteigerten geistigen Bedürfnissen, die sich so gern als den Volkskern betrachtet), ist mit seinen Sympathieen dem Knabenalter durchaus verwandt. Frankfurt war der eigentliche Fabrikplatz jener Bücher. Täglich konnten die Kinder auf den Tischchen

eines Büchertrödlers den Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, den Kaiser Octavian, die schöne Magelone, Fortunatus mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden finden, und für ein paar Kreuzer sich zueignen. Dieß Alles las der Knabe mit dem größten Interesse und ließ es nicht etwa dumpf in seinem Kopfe durch einander gähren, sondern ward nicht müde, es zu verarbeiten, zu wiederholen und zu reproduciren, und es dadurch zu einem bleibenden und fruchtbaren geistigen Erwerbe zu machen.

Wie mußte dieß Wiedererzählen, verbunden mit jenen trefflichen stylistischen Uebungen, deren wir oben gedachten, Sprachreichthum und Sprachgewandtheit in dem Knaben entwickeln! Aber darauf beschränkte es sich nicht, daß er Gelesenes heiter und kräftig darstellte, daß er das Ueberlieferte in frischeren Farben, als worin er es überkommen, mittheilte. Er combinirte es auch mit freiem Spiele des Geistes, ersann und erzählte selbsterfundene Märchen, ja er erfand über dem Erzählen. Redseligkeit hatte er von Mutter und Vater geerbt, vom Letztern eine gewisse lehrhafte, wodurch er bisweilen unbequem wurde, von der Erstern die Lust und Gabe, Märchen zu erdichten und vorzutragen, womit er seine Gespielen oft sehr beglücken konnte. Eines jener Knabenmärchen, „der neue Paris" betitelt, hat er, weil er es seinen Gesellen oft wiederholen mußte, bis in späte Jahre behalten und in der Selbstbiographie in kunstmäßiger Fassung dargestellt. Wir verweilen einen Augenblick bei diesem interessanten Geistesproduct aus seiner Kinderzeit.

Göschel *) hat es versucht, den neuen Paris zu deuten. Er findet darin die erste Weihe des Kindes dargestellt. „Ohne hohe Worte," sagt er, „in einfacher Weise erzählt es ernst- und scherzhaft die Initiation zu einem hohen, aber schwierigen Lebensberufe." Aus diesem Gesichtspuncte faßt Göschel alles Einzelne auf. Mit Bedacht ist Pfingsten, als das Fest der Ausgießung des höhern Geistes, gewählt. Der geputzte Knabe hatte sich an diesem Tage auch Etwas zu gute thun wollen; nach dem Gottesdienste und dem Festmahle beim Großvater Textor gedachte er, wie andere ehrenwerthe Bürger, sich in den anmuthigen Lustgärten der Vaterstadt zu vergnügen. Aber es hält ihn hinter dem Zwinger an der heimlichen Mauer fest, wo es nie recht geheuer gewesen ist. Er kann nicht, wie das Fleisch will, er muß dem dunkeln Drange seines hohen Berufes folgen. Und so bleibt er vor der engen Pforte stehen, die kein Mensch sich selbst öffnen kann, die aber von innen aufgeschlossen wird, wenn wir an der rechten Stelle in Geduld die Zeit abwarten oder auch vertrauensvoll anklopfen. Eng aber ist die Pforte zum Dichten und Denken wie die, welche zum Leben selbst einführt. Sie ist altdeutscher Art und Kunst, ein Erzeugniß des tiefen und sinnigen vaterländischen Kunstfleißes. Das Vaterland ist für Jeden der natürliche Boden, worauf er gedeiht und zur allgemeinsten Ausbildung heranreift; es ist die deutsche Kunst, zu welcher und durch welche er Eingang sucht. Geöffnet wird

*) Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise. (Schleusingen, 1834.) Bd. I, S. 1,

die Pforte durch einen Diener der Religion. Die Bibel hatte den Knaben zuerst beschäftigt, belebt, gebildet, begeistert. Und zwar ist es ein Diener der allgemeinen Kirche Christi, welche die besonderen Kirchen in sich schließt, an dessen Hand jetzt der Knabe eintritt — in die Zaubergärten der Kunst und Poesie. Ihm stellt sich aber mehr als eine Schranke entgegen. Der äußern Mauer folgt inwendig ein gedoppeltes Gitter von Spießen, Hellebarden und Partisanen, und inmitten fließt der silberhelle Fluß mit plätschernden Gold- und Silberfischen. Diese Festung ist nicht zu erobern, wenn sie sich nicht freiwillig ergibt; aber sie ergibt sich dem, der den Willen und den Muth dazu hat. Um in dieses Heiligthum zu gelangen, muß er den Alltagssinn und den steifen Putz, wie ihn die Gesellschaft fordert, ablegen. Im Innern ist dann zunächst der reine blaue Sand der zierlichen Gartenwege merkwürdig; er bildete „einen dunkeln Himmel oder den Himmel im Wasser an der Erde." Damit ist dem Knaben seine Aufgabe angedeutet, sich mit Abweisung alles Ueberschwenglichen an die Erde, als den dunkeln Reflex des Himmels, zu halten. — Auf solche Art sucht Göschel das ganze Detail des Märchens aus seinem Grundgedanken heraus zu erklären und in gleicher Weise deutet er die Personen. In den drei schönen Frauenzimmern sieht er dieselben drei Göttinnen, die vor Paris, dem Aeltern, im Streite erschienen: in der Harfenspielerin mit dem dunkelbraunen Haare und dem glänzend rothen Kleide die majestätische Here, in der blonden Citherspielerin mit dem gelben Gewande und heitern Wesen die reizende Aphrodite; und die dritte, im grünen Kleide, mit der Laute, die dem

Knaben die meiste Aufmerksamkeit zu widmen scheint, ist ihm Athene. Aber der Knabe hält sich vorzugsweise an die kleinere Dienerin Alerte, das muntere, neckische Mädchen; sie ist die Personification der Art oder Unart des Dichters, womit er, ehe man sich's versieht, Ernst in Scherz und Scherz in Ernst verkehrt, die leibhaftige Ironie, der feine Humor, die der Puls seiner Poesie sind.

Es läßt sich nicht läugnen: Göschel's Deutungsversuch ist im Ganzen geistreich durchgeführt, wenn er gleich hie und da nicht ohne Zwang verfährt und uns auf Mehreres die Antwort schuldig bleibt. Aber was sogleich entscheidend gegen ihn spricht, ist, daß der Dichter selbst dergleichen Erklärungen geradezu abweis't. Er nennt solche Märchen in den Bemerkungen zum west=östlichen Divan „Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft" und bezeichnet als ihren eigentlichen Charakter, „daß sie keinen sittlichen Zweck haben, und daher den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern außer sich hinaus in's unbedingte Freie führen und tragen." Und anderswo sagt er von diesen luftigen Phantasiegebilden: „Als Wesen einer eigenen Gattung sind sie uns sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit, bringt die Phantasie meist nur Ungeheuer hervor und scheint alsdann gewöhnlich mit dem Verstande und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen; sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so, daß wir vergessen, daß Etwas außer uns sey, das diese Bewegung hervorbringt. Auch

das gehört zum Genusse an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen; denn die Phantasie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden. Im Märchen erscheint demnach die Phantasie ganz so, wie Goethe sie im Gedichte: „Meine Göttin", charakterisirt, als das launenhafte Schooßkind des launenhaften Vaters, das der Dichter zart, wie eine Geliebte, behandelt, und nicht von der Schwiegermutter Weisheit in seinem Treiben gestört wissen will. Specieller gibt er in einer Stelle von Wahrheit und Dichtung als die Aufgabe solcher Märchenpoesie an, „die Neugierde zu erregen, die Aufmerksamkeit zu fesseln, zu voreiliger Auflösung undurchdringlicher Räthsel zu reizen, die Erwartungen zu täuschen, durch das Seltsamere, das an die Stelle des Seltsamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, besorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines scheinbaren Ernstes in geistreichen und heitern Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu neuen Bildern und dem Verstande zu fernerm Nachdenken zu hinterlassen."

Die zuletzt angeführten Worte zeigen, daß Goethe hie und da einen allegorischen Anklang, ein flüchtiges neckisches Erinnern an etwas tiefer Liegendes, unter der Hülle der Erzählung Hervorblickendes aus dem Märchen nicht ausschließt; aber gegen die Auffassung des Märchens als einer nach allen

Seiten durchgeführten, auf Einer Grundidee ruhenden Allegorie, verwahrt er sich in seinen Erklärungen auf's Bestimmteste. Das Märchen ist die Gattung der Poesie, worin die Einbildungskraft in der unbedingtesten Autonomie auftritt. Ist in anderen Gattungen der Antheil der Empfindung oder des Verstandes oft sehr bedeutend und maßgebend für die ganze Gestalt einer Dichtung, so müssen sich diese im Märchen der Herrschaft der Einbildungskraft durchaus unterordnen. Je ausschließender aber die Phantasie im Märchen thätig ist, um so intensiver muß sie wirken, um durch sich allein schon zu befriedigen. Diese Forderung erfüllt der neue Paris im höchsten Grade. Die drei, wie Früchte geformten Edelsteine von rother, gelber und grüner Farbe, die sich in seiner Hand aufwärts in die Länge ziehen und zu drei wunderschönen Frauenzimmern werden, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel sind; das allerliebste, muntere Mädchen, das er auf seinen Fingerspitzen herumtanzen sieht, der ganze zauberhafte Garten mit allen Erscheinungen darin — Alles ist Farbe, Bild, Gestalt, Bewegung, Leben. Was ferner Goethe selbst mehrmals als eine Eigenthümlichkeit des Märchens überhaupt bezeichnet, daß es das Gewöhnliche mit dem Unerhörten, das Gemeine mit dem Unmöglichen verbindet und verschlingt, wodurch gerade das Phantastische einen so täuschenden Schein der Wirklichkeit gewinnt, das finden wir auch in unserm neuen Paris. Der Held der ganzen wunderbaren Geschichte ist der kleine Goethe selbst, und er stellt sich uns Anfangs in seinem wirklichen Festtagsputze dar: in Schuhen von sauberm Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baum-

wollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche einen Rock von grünem Berkan mit goldenen Balletten, einer Weste von Goldstoff aus seines Vaters Bräutigamsweste geschnitten, frisirt, mit gepuderten Locken; und das seltsame Local der Handlung ist mitten in die Alltagswelt, in Frankfurt, selbst verlegt.

Ist nun auch Göschel's Auffassung des Märchens in dem Ernste und der Consequenz, womit er sie durchgeführt hat, nicht zu billigen, so bleibt es doch immer zulässig, in der Art und Weise, wie sich Goethe als der Held unsers Märchens gerirt, etwas Prototypisches für sein ganzes Leben, Dichten und Denken zu erblicken. Hier wäre nun freilich zuvörderst der Zweifel zu beseitigen, ob er nicht vielleicht bei der spätern Aufzeichnung des Märchens manchen wesentlichen Zug hinzugefügt habe. Man kann es für unwahrscheinlich halten, daß in solchen Erzeugnissen der willkürlich spielenden Einbildungskraft der Dichter bei wiederholter Darstellung denselben Gang befolgen, ja auch nur denselben Grundcharakter beibehalten werde. Allein Goethe erzählt uns, er habe, um nicht das Zutrauen zu seinen Geschichten wankend zu machen, sich wohl gehütet, bei der oft begehrten Wiedererzählung an den Umständen etwas Wesentliches zu verändern; durch die Gleichförmigkeit der Darstellung habe er in den Gemüthern seiner Zuhörer die Fabel in Wahrheit zu verwandeln gesucht, wodurch denn natürlich auch für ihn selbst das luftige Phantasiegebilde eine feste, bleibende Gestalt gewann. Angenommen nun, daß wir der Hauptsache nach im neuen Paris das ursprüngliche Knabenmärchen besitzen, so zeigt sich uns hier

der kleine Dichter in dem ganzen Spiele seiner Phantasie als ein der Sphäre seines Alters ganz entrücktes Kind. Er fühlt sich als auserlesener Liebling der Götter, der es werth ist, daß sich höhere Wesen mit ihm besonders zu schaffen machen, ja der berufen ist, über ihr Geschick zu entscheiden. Die Liebe spielt schon eine Hauptrolle in diesem Märchen: die reizende Alerte hat ihn ganz für sich eingenommen, er sitzt Elbogen an Elbogen traulich neben ihr und verlangt sie später von dem alten Pförtner zum Geschenke. Inmitten des bedrohlichen Zauberwerkes benimmt sich der Knabe mit derselben Gelassenheit, die wir später überall den Mann im Leben bewähren sehen.

Kehren wir nun von dem Märchen zu seinem damaligen Leben zurück, so finden wir, daß er auch dieses mitunter märchenhaft genug aufzuputzen wußte. So erzählt Bettine, daß die Kinder des Goethe'schen Hauses einst im Frühlinge am Geburtstage der Mutter den grünen Sessel, worauf sie Abends beim Erzählen zu sitzen pflegte, und der darum der Märchensessel hieß, in aller Stille in den Garten vor dem Bockenheimer Thore schafften und mit Bändern und Blumen schmückten. Als nun Gäste und Verwandte sich versammelt hatten, trat der kleine Wolfgang, als Schäfer gekleidet, mit einer Hirtentasche, aus der eine Rolle mit goldenen Buchstaben herabhing, mit einem grünen Kranze auf dem Kopfe, unter einen blühenden jungen Birnbaum, den man zum Gedächtnisse seiner Geburt gepflanzt hatte, und hielt eine Anrede an den Sessel, als den Sitz der schönen Märchen. Es war eine große Lust, den schönen bekränzten Knaben unter dem Blüthenbaume zu sehen, wie er im Feuer der Rede, die er mit großer

Zuversicht hielt, begeisterungsvoll aufbraus'te. Der zweite Theil dieses schönen Festes bestand in einem Spiele mit Seifenblasen, die im Sonnenscheine von Kindern, welche den Märchenstuhl umkreis'ten, in die heitere Luft gehaucht, vom Zephyr aufgenommen, und schwebend hin und her geweht wurden. So oft eine Blase auf den gefeierten Stuhl sank, schrie Alles: ein Märchen: ein Märchen! Wenn die Blase, von der krausen Wolle des Tuches eine Weile gehalten, endlich platzte, schrieen sie wieder: das Märchen platzt! Die Leute in den angrenzenden Gärten guckten über Mauer und Verzäunung herüber und nahmen den lebhaftesten Antheil an dem Jubel, so daß dieß kleine Fest am Abende in der ganzen Stadt bekannt war.

Ein ander Mal, zur Zeit der Weinlese, wo in Frankfurt Abends in allen Gärten Feuerwerke abbrannten und Raketen aufstiegen, bemerkte man weit in den Feldern, wohin sich die Festlichkeit nicht erstreckt hatte, viele Irrlichter, die hin und her hüpften, bald aus einander, bald wieder enge zusammen, und endlich gar figurirte Tänze aufführten. Wenn man nun näher darauf zuging, verlosch ein Irrlicht nach dem andern; manche thaten noch große Sätze und verschwanden, andere blieben mitten in der Luft und verloschen dann plötzlich; andere setzten sich auf Hecken und Bäume, und weg waren sie. Die Leute fanden nichts und gingen zurück; aber da stellte sich alsbald ein Lichtlein nach dem andern wieder ein, der Tanz fing auf's Neue an und ging um die halbe Stadt herum. Was war es? Goethe und seine Gespielen, die sich Lichter auf die Hüte gesteckt hatten und damit herumtanzten.

Indessen war ein kindlich lustiger Humor, wie er sich in

solchen Scherzen Luft zu machen pflegt, nicht der herrschende Grundton in seiner Stimmung. Vielmehr gesteht Goethe früh über eine gewisse Würde, die er sich herausnahm, berufen worden zu seyn. Der innere Ernst, womit er schon damals sich und die Welt betrachtete, und das dunkle Gefühl ungewöhnlicher Begabung und einer höhern Bestimmung zeigten sich auch in seinem Aeußern. „Ein Mal stand Jemand am Fenster bei Deiner Mutter," schreibt Bettine an Goethe, „da Du eben über die Straße herkamst mit mehreren anderen Knaben; sie bemerkten, daß Du sehr gravitätisch einher schrittest, und hielten Dir vor, daß Du Dich mit Deinem Geradehalten sehr sonderbar von den anderen Knaben auszeichnetest. — Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest Du, und später werd' ich mich mit noch Mancherlei auszeichnen."

Noch in einem andern Zuge, den uns gleichfalls Bettine in ihrem Briefwechsel mit Goethe aufbewahrt hat, spricht sich jenes frühe Vorgefühl eines höhern Berufes aus. „Oft sah er nach den Sternen, von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden. Hier mußte die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmögliche thun, um seinen Forschungen Genüge zu leisten, und so hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke seyn würden; kein Spielwerk konnte ihn nun mehr fesseln, als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er mit Zahlpfennigen die Stellung der Gestirne nachmachte, wie er sie gesehen hatte. Er stellte dieses Zahlbrett an sein Bett und glaubte sich dadurch dem Einflusse seiner günstigen Sterne näher

gerückt. Er sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: Die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben? Fragte nun die Mutter: Warum willst Du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir Anderen doch ohne sie fertig werden mußten? so sagte er ganz stolz: Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden. Damals war er sieben Jahre alt." Eine so ahnungsreiche Stimmung, wie sie sich hier kund gibt, ist häufig reichbegabten Gemüthern eigen und beruht eben auf dem dunkeln Bewußtseyn der tiefen Schätze, die sie bergen. Bei Goethe können wir sie noch insbesondere als eine Erbschaft von mütterlicher Seite her betrachten. Von seinem Großvater Textor wissen wir bereits, daß er ein wunderbares Ahnungsvermögen besaß, und wenn gleich diese Gabe nicht auf Goethe's Mutter forterbte, so hatte sie doch den Glauben an Vorbedeutungen, und pflegte in bedenklichen Augenblicken das Orakel ihres Schatzkästleins durch einen Nadelstich zu befragen, so wie auch Goethe noch als Jüngling in kritischen Momenten zu ähnlichen Mitteln seine Zuflucht nahm.

Als ein auserkorener Liebling der Götter war der Knabe auch schon durch eine seltene Schönheit der Körperbildung bezeichnet. „Schön wie ein Engel" war er, nach Bettinens Ausdruck, so daß in frühester Kindheit Aller Augen auf ihn gerichtet waren. Zu den regelmäßigsten Zügen gesellte sich ein höchst lebendiger Ausdruck des Gesichtes und zumal ein wunderbarer Lichtglanz der großen Augen. Goethe's Auge hatte, nach mündlicher Mittheilung eines scharf beobachtenden

Mannes, der lange in seiner Nähe lebte,*) eine Pupille von fast beispielloser Größe, was seinem Blicke, gleich dem Friedrich's des Großen, eine durchdringende Gewalt gab. Alle Glieder waren ebenmäßig gebaut und besonders die Füße zierlich und von der reinsten Form. Seine Gesichtsbildung soll jedoch in den Jahren, wovon wir jetzt erzählen, durch die Blattern, gegen deren Einimpfung sich damals die deutschen Aerzte noch sträubten, eine merkliche Veränderung erlitten haben. Eine lebhafte Tante, die früher Abgötterei mit dem schönen Knaben getrieben hatte, konnte ihn nach dieser Metamorphose selten ansehen, ohne zu seinem großen Verdrusse auszurufen: Pfui Teufel! Vetter, wie garstig ist Er geworden! Indeß muß die Einbuße an Schönheit doch nicht so bedeutend gewesen seyn. In allen Bildern und Beschreibungen seiner Gestalt aus den Jünglings- und Mannesjahren stellt sich sein Aeußeres höchst vortheilhaft dar: eine hochgewölbte, gedankenreiche Jupitersstirne, die Augenbrauen kühn geschwungen, die Nase etwas gebogen und edel geformt, der Mund fein und lieblich, die Brust breit und stark, die ganze Haltung des schön gebauten Körpers kräftig und würdevoll, jede Bewegung frei, leicht und schön. Und wie das Gefühl seines innern Werthes, so hatte er auch früh das Bewußtseyn dieser äußeren Vorzüge und hielt Etwas auf Schönheit und Eleganz des Anzuges. Nicht ohne Grund ruft ihm in dem Knabenmärchen einer der schwatzenden Staare: Narziß! Narziß! zu.

*) Des verstorbenen Physikers und Astronomen v. Münchow, Prof. an der Universität zu Bonn.

Bei Gelegenheit der eben erwähnten Kinderkrankheit gedenkt Goethe in der Selbstbiographie eines um drei Jahre jüngern Bruders, der ebenfalls von der Ansteckung ergriffen wurde. Er überlebte kaum die Kinderjahre, so wie noch mehrere nachgeborene Geschwister früh starben, so daß Goethe und seine Schwester Cornelia zuletzt allein übrig blieben und nur um so inniger an einander hingen. „Sonderbar fiel es der Mutter auf," berichtet uns Bettine, „daß er bei dem Tode des jüngern Bruders Jacob, der sein Spielkamerade war, keine Thränen vergoß. Er schien vielmehr eine Art Aerger über die Klagen der Aeltern und Geschwister zu haben. Da nun die Mutter später den Trotzigen fragte, ob er den Bruder nicht lieb gehabt, lief er in seine Kammer, brachte unter dem Bette hervor eine Menge Papiere, die mit Lectionen und Geschichtchen beschrieben waren, und sagte ihr, daß er dieß alles gemacht habe, um es dem Bruder zu lehren." Wie hier das Kind beim Tode des Bruders, so benahm sich der Greis beim schmerzlichsten Verluste seines Lebens, beim Tode seines einzigen Sohnes. Mit wahrhaft erhabener Fassung rief er damals seinem Freunde Zelter sein „vorwärts über Gräber!" zu.

Auch von den Masern, Windblattern und den anderen Quälgeistern der Kinderwelt ward unser Goethe heimgesucht. Diese frühen Leiden spielen eine vielleicht nicht genug gewürdigte Rolle in der psychischen Entwickelung der Kinder. Sie führen das kindliche Gemüth, das sich in der Regel an das augenblicklich Gegenwärtige verliert, auf sich zurück, pflanzen ihm die ersten Keime des Ernstes und einer sinnigen Lebens-

ansicht ein, und sind die erste Schule der Geduld. Goethe wenigstens war sich deutlich bewußt, daß sie auf ihn diesen Einfluß gehabt; und die Tugenden, in denen er sich hier zuerst übte, hat er später durchgehends im Leben bethätigt; Geduld und einen gewissen Stoicismus werden wir ihn noch oft, wenn auch bei sehr verschiedenen Anlässen, beweisen sehen.

Eine sehr lästige Folge jener Uebel für ihn war, daß sein Vater, um das im Unterrichte Versäumte sogleich nachzuholen, den Genesenden mit doppelten Lectionen belegte. Goethe meint, seine innere Entwickelung, die bereits eine entschiedene Richtung genommen hatte, sey dadurch aufgehalten und gewissermaßen zurückgedrängt worden. Wir können in diesen „didaktischen und pädagogischen Bedrängnissen," wie er sie nennt, nur etwas Wohlthätiges finden. Ja, es wäre vielleicht nicht unheilsam für den Knaben gewesen, wenn er eine Zeit lang an den strengen und festen Bildungsgang einer öffentlichen Schule gebunden worden wäre, die unmöglich den einzelnen Zöglingen in ihren besonderen Neigungen so nachgehen kann, wie es der Privatunterricht, bei aller Consequenz, in der Regel doch thun wird. Vielleicht wäre dann Goethe an eine Tugend gewöhnt worden, die auch einem Dichter sehr zu statten kommt, die er aber eigentlich nie bethätigt hat, an ausdauernden, anhaltsamen Fleiß. Man mißverstehe dieß nicht: an Thätigkeit gebrach es unserm Dichter in keiner Epoche seines Lebens, aber sie beruhte auf Lust und Neigung; das reiche Leben seines Geistes ließ ihn nie in schlaffe Trägheit versinken. Jenen stoischen Fleiß aber, der auf ein fern gestecktes Ziel mit willenskräftiger Ueberwindung der augenblicklichen

Stimmung und Neigung hinarbeitet, der es sich sauer werden läßt, den Schiller z. B. bei den Vorarbeiten zu seinen Dramen und großen historischen Compositionen bewährte, den hat Goethe nicht gekannt oder wenigstens nicht geübt; an diesen war er von Kindheit auf nicht gewöhnt. Wie ernst der Vater auch in der Durchführung seines Willens und seiner Pläne war, so fügte er sich doch in der Erziehung des Sohnes in einem merkwürdigen Grade den autodidaktischen Launen desselben. Er duldete, daß dieser sich nach allen Seiten ausbreitete, in desultorischer Weise bald dieses, bald jenes angriff und momentanen Anregungen nachhing, wenn er dabei nur zugleich, was ihm bei seiner raschen Fassungsgabe ein Leichtes war, die Vorbereitung für den ihm ausersehenen Beruf im Auge behielt. Gereichte diese pädagogische Behandlung dem künftigen Lyriker zur Förderung, von dem nur ein leichter und rascher Erguß eines augenblicklichen Gefühles verlangt wird, so war sie dagegen für den künftigen Dramatiker und Epiker ohne Zweifel nachtheilig. Denn langathmige Werke, wie ein Drama und noch mehr ein Epos, sey es nun ein ächtes Epos, oder ein pseudo-episches Gedicht, wie der Roman, erfordern eine dauernde Spannung der Kräfte, eine anhaltende ernste Richtung des Fleißes auf Ein Ziel. In der That finden wir auch, wenn wir die Entstehungsgeschichte der Goethe'schen Dramen und epischen Dichtungen näher verfolgen, daß sie fast ohne Ausnahme, entweder wie Werther und Clavigo, in außerordentlich kurzer Zeit, gleichsam in einem einzigen Erguß lyrischer Begeisterung, hingeworfen worden, oder, wo dieß nicht gelang, stoß- und ruckweise, in

großen Zwischenräumen entstanden sind, wie Egmont, Wilhelm Meister, Faust u. a. oder auch ganz unvollendet blieben, wie Prometheus, Mahomet, Nausikaa, Elpenor, die Achilleis u. a.

Jene verdoppelte häusliche Beschäftigung, womit der Vater das durch die Kinderkrankheiten Verlorene wieder ausgewinnen wollte, hatte die schlimme Folge, daß der Knabe dem Verkehre mit gleichalterigen Kindern noch mehr entzogen wurde. Bald gesellte sich ein wichtiges Weltereigniß hinzu, welches gleichfalls das freie Umhertreiben in Stadt und Umgegend beschränkte. Der siebenjährige Krieg hatte begonnen, und wenn er gleich Anfangs auf einem entfernten Schauplatze spielte, so besorgte man in Frankfurt doch schon, daß bei einer Theilnahme Frankreichs sich das Kriegstheater auch in der dortigen Gegend aufthun könne, und suchte daher die Kinder bei Zeiten mehr an häusliche Unterhaltung zu gewöhnen. Zu dem Ende wurde im Goethe'schen Hause das von der Großmutter hinterlassene Puppenspiel wieder hervorgeholt. Zuerst führten die Kinder das ursprüngliche Drama, wofür die Puppengesellschaft eigentlich eingerichtet war, ausschließlich auf; allein dieß genügte bald nicht mehr dem erfinderischen Kopfe des Knaben. Garderobe und Decorationen wurden verändert und neue Stücke versucht. Bei den Decorationen fand er schöne Gelegenheit, den geometrischen Unterricht praktisch anzuwenden und seine Erfindungsgabe zu üben, so wie überhaupt durch diese theatralischen Unterhaltungen bei ihm Verstand, Einbildungskraft, Darstellungsvermögen und Technik auf mannichfaltigere Weise und in kürzerer Zeit gefördert wurden, als es vielleicht auf irgend einem andern Wege hätte geschehen können. Ein Publicum

für seine kleinen Productionen suchte er dadurch zu gewinnen, daß er den einen und andern Knaben als Zuschauer einlud. Allein hier trat schon wieder jene, wenn auch ursprünglich vom Vater ererbte, doch sicher durch die isolirte Erziehung gesteigerte Unfügsamkeit hervor, die sich in dem republicanischen Knabenwesen unbehaglich fühlte. Er entfernte das bisherige Publicum und begnügte sich mit einem jüngern, das sich „allenfalls durch Ammen und Mägde in Ordnung halten ließ.“ Nicht lange währte es, so war er den Puppen bereits über den Kopf gewachsen, und legte sich nun, mit Hilfe des Bedienten im älterlichen Hause, eines Schneiders von Profession, eine Rüstkammer für Schau- und Trauerspiele an, die von lebenden Personen aufgeführt werden sollten. Zu diesem Zwecke mußte er wieder einen Kreis mehr gleichalteriger Gespielen heranziehen; allein auch dießmal endete das Ganze mit Parteiungen, Händeln und Verdruß; und wir möchten schwerlich irren, wenn wir die Ursache davon zum Theile wenigstens in seiner unkindlichen Stellung zu den Altersgenossen suchen.

Der siebenjährige Krieg übte noch in anderer Weise einen nicht unbedeutenden Einfluß auf Goethe, namentlich auf seine Gemüthsentwickelung. Wie die ganze Welt, so spaltete dieser Krieg auch die Goethe'sche Familie in zwei Parteien, für und wider den unvergleichlichen König und Kriegshelden, der plötzlich dem kleinen Preußen eine so große Wichtigkeit errang. Vordeutend für Goethe's späteres Verhalten den Weltbegebenheiten und politischen Größen gegenüber ist seine Entscheidung in diesem Streite der Meinungen. Man hätte erwarten sollen,

daß der Zögling der Reichs-Krönungsstadt, die den Kaiser in seiner ganzen Größe und Glorie erblickte, daß der Enkel eines Mannes, der als Schöff von Frankfurt über Franz dem Ersten den Krönungshimmel getragen, sich auf die Seite des Reichs-Oberhauptes stellen werde. Aber der Knabe war Preußisch, oder vielmehr, wie Goethe selbst berichtigend hinzufügt, Fritzisch gesinnt. Friedrich's Persönlichkeit war es, was seine Parteinahme bestimmte. So zeigte er schon hier, daß sein Gemüth, über das Politische und Vaterländische weg, dem rein Menschlichen und Persönlichen zugekehrt war. Einigen Einfluß mochte indeß auf seine Neigung das Beispiel des Vaters haben, der, von Carl dem Siebenten zum kaiserlichen Rathe ernannt und an dem Schicksale dieses Monarchen gemüthlich theilnehmend, mit einer kleinen Anzahl der Verwandten für Preußen gesinnt war. Indem dagegen der alte Textor mit der größern Familienhälfte auf östreichischer Seite stand, so brachte diese Gesinnungsverschiedenheit so heftige Zerwürfnisse unter den Verwandten hervor, daß Goethe's Vater sich entschloß, aus den regelmäßigen sonntägigen Zusammenkünften wegzubleiben. Wolfgang, der als ältester Enkel und Pathe seit Jahren Sonntags bei den Großältern gespeis't hatte, setzte dieß zwar fort, genoß aber keinen Bissen mehr mit Behagen, weil er seinen Helden auf's gräulichste mußte verläumden hören. Tief war der Eindruck, den dieses augenscheinliche Entstellen und Verkleinern des Großen und Ausgezeichneten durch so vorzügliche Männer, wie sein Großvater und seine Oheime waren, auf das Gemüth des Knaben machten. Von Natur zur Ehrerbietung geneigt, wurde er jetzt in seinem Glauben an ein Ehrwürdiges, in seinem

Vertrauen auf die Gerechtigkeit verehrter Personen gewaltsam erschüttert. Goethe fand hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publicums, über die er erst spät, und vielleicht nie ganz Herr geworden. Auf eine andere, schon oben angedeutete Quelle seiner Verachtung der Masse, die ihm selbst minder zum Bewußtseyn gelangt zu seyn scheint, müssen wir an dieser Stelle nochmals zurückkommen.

Seitdem, nach der Vollendung des Hausbaues, der Vater wieder selbst den Unterricht seiner Kinder übernommen hatte, war, wie wir schon wissen, der Umgang des Sohnes mit Knaben seines Alters sehr beschränkt. Mit einer geringern Zahl derselben brachten ihn jedoch die Lectionen, die ihm in einzelnen Fächern von Privatlehrern ertheilt wurden, wenn auch nur auf eine kurze Zeit des Tages, in Verbindung. Läßt sich gleich der Einfluß solcher einzelnen Privatstunden mit der Einwirkung einer großen Lehranstalt, worin sich der Knabe als Glied eines Ganzen fühlt, nicht in Vergleich bringen, so hatten sie doch sicher ihr Gutes für unsern jungen Freund, indem sie ihn mit mannichfachen Charakteren in Reibung setzten, durch Wetteifer zur Thätigkeit spornten, und ihm ein Maß zur Schätzung seiner Kräfte und dadurch Vertrauen zu sich selbst gaben. Diese Wirkung zeigt sich zum Theile schon bei den kalligraphischen Wettkämpfen, deren wir oben gedachten, und mag sich noch in anderen Lehrzweigen geäußert haben, wovon uns keine Documente übrig geblieben sind. Wir sahen ferner, daß das Puppenspiel und die dadurch hervorgerufenen weiteren theatralischen Uebungen ihn mitunter aus seiner Isolirung heraustrieben, so wie auch die Neigung und das Talent

Märchen zu erzählen, einen gewissen Kreis kleiner Zuhörer an ihn fesselte. Außerdem hatte er mit anderen Knaben, in denen, wie in ihm, die Lesung der damaligen deutschen Dichter eine starke Reim= und Versesucht erregt hatte, regelmäßig sonntägliche Zusammenkünfte, wo dann Jeder selbstverfertigte Verse producirte. Da es ihm hiebei nun begegnete, daß die Anderen, welche sehr werthlose Sachen vorbrachten, ihre Verse nicht weniger für die besten hielten, als er die seinigen: so begann er zu fürchten, er möge von gleichem Wahnsinne, wie Jene, befangen seyn, und in Wahrheit nichts Besseres liefern, und stockte, durch diesen Gedanken beunruhigt, sogar eine Zeitlang im Hervorbringen. Endlich beruhigte ihn eine jenen Stechschriften ähnliche Probearbeit, die ihnen Aeltern und Lehrer, auf ihre Scherze aufmerksam geworden, aus dem Stegreife aufgaben, wobei er durch seine Verse allgemeines Lob erndtete.

Aus Allem aber, was uns über das Verhältniß des Knaben zu seinen Altersgenossen berichtet wird, blickt deutlich genug hervor, daß nur ein kleiner, auserlesener Cirkel junger Freunde sich zu ihm hielt, und zwar waren es nur weichere, schmiegsamere, sich unterordnende Naturen, die sich dazu verstanden, den originellen Knaben in seinen Neigungen und Richtungen freundlich zu begleiten, und welche den von Mutter und Schwester so zärtlich Gehaltenen nicht durch Derbheit verletzten. Die größere Masse der Gleichalterigen dagegen mußte sich durch seine über die Sphäre der Kindheit hinausgreifenden Ideen, Neigungen und Fähigkeiten, durch sein feines, edles, würdevolles Aeußere, sein poetisch=träumerisches Wesen, seine

apprehensive Natur zu verdoppeltem Muthwillen*), ja zu Härte und Rohheit gereizt fühlen. Wäre er solchen Einwirkungen bleibend ausgesetzt gewesen, so würde er auf die Dauer schon zu kräftiger Gegenwehr erstarkt seyn und vielleicht den ganzen großen Kreis nicht minder beherrscht haben, als jetzt den beschränkten, auch ohne Zweifel Tugenden in der scheinbar werthlosen Masse gewahr geworden seyn, für die er kein offenes Auge gehabt hat. Weil er aber nur selten und auf kurze Zeit mit der rohen größern Knabenwelt in Berührung kam, so entschloß er sich, ihren Anfechtungen einen stoischen Leidenstrotz entgegenzusetzen. Häufig mochte er mit dieser passiven Tapferkeit auskommen; aber bisweilen trieb ihn doch die hiedurch gesteigerte Grausamkeit der Anderen aus seiner Position. So erzählt er uns folgenden Fall statt vieler. Der Privatlehrer blieb einst eine Stunde aus. So lange nun die dem Knaben befreundeten Kinder zugegen waren, unterhielt man sich recht artig; als aber diese, nachdem sie lange genug gewartet, hinweggingen, und Wolfgang mit drei mißwollenden allein blieb, so verabredeten sich diese durch einen Wink, den feinen, altklugen Mitlehrling, der aus seinem Stoicismus gleichsam Profession machte, etwas zu quälen und zu beschämen. Sie verließen einen Augenblick das Zimmer und kamen dann mit Ruthen, aus zerschnittenen Besen gemacht, zurück. Ihre Absicht merkend, beschloß Wolfgang, weil er das Ende der Stunde nahe glaubte, sich bis zum Glockenschlage nicht zu wehren. Sie fingen sogleich unbarmherzig an, ihm die Beine

---

*) Vergl. oben das Gespräch „Wolfgang und Maximilian."

und Waden zu peitschen. Er rührte sich nicht, fühlte aber bald, daß er sich verrechnet hatte, und daß ein solcher Schmerz die Minuten sehr verlängert. Mit dem Dulden wuchs sein Grimm, und beim ersten Stundenschlage griff er seine Peiniger mit solcher Wuth an, daß er sie alle drei überwältigte, zu Boden warf und mit den Köpfen an einander stieß. Dieser Vorfall war Ursache, daß die gemeinsamen Unterrichtsstunden seltener wurden und zuletzt ganz aufhörten. So war er denn wieder, wie vorher, in's Haus gebannt, und an die Schwester Cornelia gewiesen, die, nur um ein Jahr jünger, sich immer inniger an ihn schloß, und ihm mit jedem Tage unentbehrlicher wurde. Sie und die Mutter, die ihren hochbegabten Erstgeborenen leidenschaftlich liebte, und, weil sie nur achtzehn Jahre älter war, sich noch mit ihm entwickelte, machten ihm früh, und für das ganze Leben, den Herzensverkehr mit zarten, liebenden Frauengemüthern zum Bedürfnisse. In der That finden wir später in allen Lebensperioden, neben den eigentlichen Geliebten, die Zahl seiner Freundinnen fast immer größer, als die der Freunde; und in den kurzen Intervallen, wo ihn kein inniges Herzensverhältniß beglückte, hören wir ihn sogleich über „den Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe" klagen.

Bei der Erzählung seines Verhältnisses zu den Knaben gleichen Alters gibt uns Goethe gelegentlich noch ein interessantes Bekenntniß aus seiner Kinderzeit, woraus hervorgeht, wie früh sich in ihm jener aristokratische Zug, die Neigung zu den höheren und höchsten Ständen regte, die auf die ganze Gestaltung seiner äußeren Lebensverhältnisse und auch auf seine innere Entwickelung so entscheidend eingewirkt hat. Uebel-

wollende Gespielen ärgerten sich darüber, daß er sich auf das Schultheißenamt seines Großvaters etwas zu Gute that; und als er einmal, nach gehaltenem Pfeifergerichte, sich viel darauf einzubilden schien, seinen Großvater in der Mitte des Schöffenrathes, eine Stufe höher als die Anderen, unter dem Bilde des Kaisers gleichsam thronend, gesehen zu haben, bemerkte einer der Knaben höhnisch, er solle, wie der Pfau auf seine Füße, so auf den Großvater väterlicher Seite hinsehen, der als Gastgeber zum Weidenhofe wohl an Kronen und Throne keinen Anspruch gemacht habe. Vielleicht erinnerten die bösen Gesellen gar, was Goethe freilich nicht erwähnt, an dessen frühere Profession, das Schneiderhandwerk, worüber ohne Zweifel in Frankfurt damals kein Geheimniß herrschte. Da sich Wolfgang, ihrem Angriffe gegenüber, ruhig genug verhielt, so rückten sie, um ihn zum Aerger zu bringen, mit einem Märchen vor, das sie ihren Aeltern wollten abgelauscht haben: sein Vater sey der illegitime Sprößling eines vornehmen Mannes, und der gute Gastwirth zum Weidenhofe habe sich dazu verstanden, äußerlich Vaterstelle zu vertreten. Sie wußten dabei allerlei Argumente vorzubringen, z. B. daß das Vermögen bloß von der Großmutter herrühre, daß die übrigen Seitenverwandten in Friedberg und anderswo gleichfalls unvermögend seyen und dergleichen mehr. Damit war dem Knaben, der sich ohnedieß gern als etwas Auserlesenes betrachtete, eine im Stillen lange fortschleichende sittliche Krankheit eingeimpft. Es mißfiel ihm gar nicht, der Enkel irgend eines vornehmen Herrn, wenn auch nicht auf die gesetzlichste Weise, zu seyn. Er brütete fort und fort über diesem Gedanken und

fand neue Gründe für die Wahrscheinlichkeit jener Angabe. Die seltene Erwähnung seines Großvaters in der Familie, die Schönheit seiner Großmutter in früheren Jahren, das Miniaturbild eines schmucken Herrn, in Uniform mit Stern und Orden, das er vor dem Hausbaue in ihrem Zimmer hatte hängen sehen, Alles wurde in Betracht gezogen und scharfsinnig combinirt, und so übte der Knabe schon früh mit Leidenschaft das Geschäft eines Romandichters, dessen Talent sich ja auch großentheils in der kühnen und geschickten Verknüpfung bedeutender Zustände des geselligen Lebens bewährt. Ja, er beobachtete sogar bei Hausfreunden die Bildnisse der Fürsten und Herren aus der Nachbarschaft, die er dort von Kindheit auf vielmals an den Wänden gesehen, nunmehr mit verdoppelter Aufmerksamkeit, ob sich nicht vielleicht eine Familienähnlichkeit entdecken ließe. In der That fand er eine solche, nur leider zu oft, als daß er zu einiger Gewißheit gekommen wäre. Es mißlang ihm, die Wurzeln seines Lebensbaumes aus einem adeligen oder gar fürstlichen Geschlechte herzuleiten; aber die Krone desselben sollte dereinst im Glanze der Hofregion prangen und die unedle Abstammung verläugnen. Auch in dieser Hinsicht konnte Goethe den Spruch auf sich anwenden: Was man in der Kindheit sich wünscht, das hat man im Alter in Fülle.

Nach dem, was wir bisher über des Knaben frühzeitige Entwickelung und seine Beziehungen zu Gleichalterigen berichtet haben, wird es nicht befremden, daß er sich schon in den Kinderjahren vorzugsweise zu Erwachsenen hielt, und daß diese ihrerseits auch gern mit ihm verkehrten. Wie sein Gedanken-

und Empfindungskreis über die gewöhnlichen Grenzen seines Alters hinausging, so war er auch in seinem Aeußern, in Haltung, Kleidung und Benehmen gesitteter und feiner, als man von solchen Jahren erwartet. Dazu gesellte sich aber wieder eine Zutraulichkeit, Frische und Natürlichkeit, wie sie nur seinem damaligen Alter zu eigen zu seyn pflegt, so daß in seinem Wesen Altklugheit und Kindlichkeit auf eine höchst interessante Weise gemischt waren. Daher machten sich nicht bloß nähere und entferntere Verwandte mit ihm viel zu schaffen, auch bei anderen gebildeten und bedeutenden Männern und Frauen erregte er Aufmerksamkeit und Theilnahme; und die Einwirkung dieser erwachsenen Personen auf den Knaben war viel größer, als dieß bei anderen Kindern der Fall zu seyn pflegt. Eine imponirende Erscheinung war für ihn immer der Großvater Textor, in seiner hohen bürgerlichen Stellung, in seinem friedlich würdevollen häuslichen Leben, mit dem unzerstörbaren Gleichmuthe und der wunderbaren prophetischen Gabe. Viel verkehrte er auch im Hause seines Oheims Melber, eines Materialienhändlers, der die nächstjüngere Schwester seiner Mutter geheirathet hatte, und dessen Wohnung und Laden mitten im lebhaftesten Theile der Stadt am Markte lag. Hier sahen die Kinder vergnügt aus den Fenstern dem Marktgedränge zu, und wurden auch allmählig mit den vielfachen Gegenständen bekannt, die in einer solchen Handlung aus- und einfließen. Eine zweite Tante war mit dem bei der St. Catharinen-Kirche angestellten Pfarrer Stark verheirathet, der eine schöne Bibliothek besaß, worin sich Wolfgang fleißig umsah, und zuerst Homer's Bekanntschaft machte.

Des Rathes Schneider und der Gebrüder von Ochsenstein, der Söhne des verstorbenen Schultheißen, und ihrer Zuneigung zu dem Knaben ist schon gedacht. In Goethe's Exercitienhefte wird zweimal als Preisrichter bei den Stechschriften Herr von Oleschlager (in Wahrheit und Dichtung heißt er Olenschlager) erwähnt, Schöff und Senator zu Frankfurt. Als ein feiner, gewandter, schöner, sanguinischer Mann hätte er in der burgemeisterlichen Festtracht den angesehensten französischen Prälaten vorstellen können. Nach Vollendung der akademischen Studien hatte er sich in Hof- und Staatsgeschäften umgethan, und zu diesem Zwecke auch Reisen gemacht. Er hielt den Knaben besonders werth, und sprach über die Gegenstände, die ihn interessirten, viel mit demselben. Wir werden auf ihn beim folgenden Lebens-Lustrum unsers Dichters zurückkommen. Außer ihm finden wir in den Stechschriften noch die Herren Brunelius, Hartmann, Gullmann und Seelhof, ohne Zweifel sämmtlich Freunde des Goethe'schen Hauses, als Preisrichter aufgeführt. Als Lehrer des Lateinischen und Griechischen im J. 1759 wird im Exercitienhefte Scherbius genannt, der nachmals in der Frankfurter Localposse so ergötzlich gezeichnete Prorector.*) Nur dunkel

---

*) Den Schluß des mehrfach erwähnten Exercitienheftes bildet eine Reihe deutsch-griechischer und lateinischer Exercitien, die ihm Scherbius, damals noch ein junger Mann, dictirte: **Liber exercitiorum Germanico-Graecorum atque Latinorum, quae a Domino Scherbio Praeceptore meo aestimatissimo dictata et a me Jo. Wolfg. Goethe versa sunt. Anno Christi Mens.**

erinnerte sich Goethe eines Barons von Häkel, eines freundlichen, wohlgebildeten, reichen Edelmannes, der verheirathet, aber kinderlos, ein schönes Haus in der Antoniusgasse bewohnte, mit guten Gemälden, Kupferstichen, Antiken und manchem Andern ausgestattet, deßgleichen eines Schöffs von Uffenbach, welcher Italien besucht, sich besonders auf Musik gelegt hatte und nun häufig Concerte und Oratorien in seinem Hause aufführen ließ. Nicht ohne Einfluß blieb auf den Knaben das Aufsehen, welches sein kaum noch persönlich von ihm gekannter Großoheim Johann Michael von Loen, mit der Schwester seiner Großmutter Textor vermählt, durch seine Schriften in der literarischen Welt, und zunächst in Frankfurt, wo er sich niederließ, erregt hatte. Er erlangte einen Namen, indem er in die verschiedenen, damals in Kirche und Staat beginnenden Regungen muthig eingriff. Durch sein Buch: „Die einzige wahre Religion," gerieth er mit Theologen in heftigen und persönlichen Streit, was ihn veranlaßte, die von Friedrich II. ihm angebotene Stelle eines Präsidenten zu Lingen anzunehmen. Viel Sonderbares vernahm Goethe in seiner Kindheit von den drei Gebrüdern Senckenberg, deren ältester der nachmals so rühmlich bekannte Reichshofrath von Senckenberg war. Ein anderer vortrefflicher Frankfurter war der Doctor Orth. Er gab die Anmerkungen zu der

---

Jan. 1759. Es fallen also diese Dictate mit dem Beginne der französischen Einquartierung zusammen, die, wie sich bald zeigen wird, in den Unterrichts- und Erziehungsgang zuerst Verwirrung und dann eine andere Wendung brachten.

sogenannten Frankfurter Reformation heraus, ein Werk, worin die Statuten der Reichsstadt gesammelt sind, und dessen historische Capitel Goethe in seinen Jünglingsjahren fleißig studirte. Nicht sowohl durch seine Persönlichkeit, als durch sein Wirken in der Nachbarschaft und seine Schriften übte Carl Friedrich von Moser einen bedeutenden Einfluß auf den Knaben aus. Wegen seiner regen Staats- und Geschäftsthätigkeit in der Gegend war er in aller Munde, und sein ernstliches Streben, das Amts- und Geschäftsleben einer gewissenhaften Behandlung entgegen zu führen, hatten ihm Vieler Achtung erworben.

Ehe wir mit Goethe's zweitem Lebens-Lustrum abschließen, dürfte es angemessen seyn, noch einen Blick auf seine bisherige religiöse Entwickelung zu werfen. Hierbei ist vor Allem die Einwirkung des Vaters und der Mutter in Betracht zu ziehen. Ersterer scheint zwar nicht zu den Streng-Orthodoxen gehört zu haben; dafür sprechen wenigstens Aeußerungen, wie jene im Briefe an den Consul Schönborn zu Algier vom 24. Juli 1776: „Was den Hofrath Schlosser in Emmeding betrifft, kann er mit Druckschriften nicht fertig werden, die theils denen dogmatischen Theologen gar nicht anstehen, wie denn eben diese schwarzen Männer mit weißen Kragen den zweiten Theil seines Landkatechismus nach ihrer dogmatischen Lehrart nicht gestellt fanden und daher den weltlichen Arm zur Confiscation reizten." Indeß hielt er den Knaben, wie es scheint, früh zu regelmäßigem Besuche der Kirche und Predigt an, und aus dem aufgefundenen Exercitienhefte geht hervor, daß er gern biblische und kirchliche Elemente in den

Kreis des Unterrichts zog. Auf häusliche Andachtsübungen deuten andere Stellen jenes Heftes; so heißt es unter der Rubrik **Exercitia privata, Mense Januario 1757**, worin der Knabe theils kleine Kindererlebnisse, theils Naturempfindungen ausdrückt: „Ich und mein Bruder sind heute morgen ein wenig vor sieben aufgestanden, und hat uns Niemand aufgeweckt. Und nachdem uns die Magd gekämmt, haben wir mit gefaltenen Händen und gebogenen Knieen das Morgengebet gesprochen." Inniger mußte die Mutter mit ihrem reichen und tiefen Gemüthe auf die Entwickelung seiner religiösen Empfindungen einwirken. Von Natur sehr heiter und lebenslustig, nahm sie in den Jahren ihres Ehestandes, wo sie mit ihrem Gatten ein sehr zurückgezogenes Leben führen mußte, schon aus Bedürfniß einer innigern Gemüthsanregung an der Religion ein doppeltes Interesse. Ihre vorzüglichsten Freundinnen waren, wie Goethe bezeugt, „gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen," und unter diesen nahm Fräulein von Klettenberg die erste Stelle ein. Erst in späteren Jahren, nach des Gatten Tode, trat bei fortdauernder ächter Frömmigkeit, die ursprüngliche Neigung zu frohem Genusse der irdischen Dinge wieder stärker hervor, wobei aber auch die Rückwirkung des Sohnes auf sie in Anschlag zu bringen ist, dessen verschiedene Entwickelungsphasen sie bis auf einen gewissen Grad mit durchmachte.

In Goethe's religiöses Leben kamen aber schon früh, vor dem zehnten Jahre, durch Lectüre und Erfahrungen mehrere Gährungsstoffe, die eine spätere Krisis vorbereiteten. Unter der Masse dessen, was der Knabe aus alter und neuer

Literatur las, mußte Manches vorkommen, wodurch die religiöse Ueberlieferung entweder leise untergraben, oder geradezu angegriffen wurde; und zugleich vibrirte schon ein Geist des Zweifels und der Polemik durch die ganze Zeit, wovon auch die Männer, mit denen der Knabe so vertrauten Umgang pflog, nicht unberührt geblieben waren. Ein Ereigniß, welches seine Begriffe von der Güte und Gerechtigkeit Gottes fast zum Wanken gebracht hätte und seine Gemüthsruhe zum ersten Male tief erschütterte, war das Erdbeben von Lissabon (1. Nov. 1755), wodurch Gerechte wie Ungerechte dem gleichen Verderben preisgegeben wurden. Bettine schrieb darüber in späterer Zeit an Goethe: „Alle Zeitungen waren davon erfüllt, alle Menschen argumentirten in wunderlicher Verwirrung; kurz es war ein Weltereigniß, das bis in die entferntesten Gegenden alle Herzen erschütterte. Der kleine Wolfgang, der damals im siebenten Jahre war, hatte keine Ruhe mehr; das brausende Meer, das in einem Nu alle Schiffe niederschluckte und dann hinaufstieg am Ufer, um den ungeheuern königlichen Palast zu verschlingen, die hohen Thürme, die zuvörderst unter dem Schutte der kleineren Häuser begraben wurden, die Flammen, die überall aus den Ruinen heraus, endlich zusammenschlugen und ein großes Feuermeer bildeten, während eine Schaar von Teufeln aus der Erde hervorstieg, um allen bösen Unfug an den Unglücklichen auszuüben, die von vielen Tausenden zu Grunde Gegangener noch übrig waren, machten auf ihn einen ungeheuern Eindruck. Jeden Abend enthielt die Zeitung neue Mähr, bestimmtere Erzählungen. In den Kirchen hielt man Bußpredigten, der Papst schrieb ein allgemeines Fasten aus,

in den katholischen Kirchen waren Requiem für die vom Erdboden Verschlungenen. Betrachtungen aller Art wurden in Gegenwart der Kinder vielseitig besprochen, die Bibel wurde aufgeschlagen, Gründe für und wider behauptet. Dieß alles beschäftigte den Wolfgang tiefer, als Einer ahnen konnte; und er machte am Ende eine Auslegung davon, die alle an Weisheit übertraf. Als er mit dem Großvater aus einer Predigt kam, in welcher die Weisheit des Schöpfers gleichsam gegen die betroffene Menschheit vertheidigt wurde, und der Vater ihn fragte, wie er die Predigt verstanden habe, sagte er: Am Ende mag Alles noch viel einfacher seyn, als der Prediger meint; Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Schicksal kein Schaden geschehen kann. Von da aber warst Du wieder oben auf; doch meinte Deine Mutter, daß Deine revolutionairen Aufregungen bei diesem Erdbeben später beim Prometheus wieder zum Vorscheine gekommen seyen." — Noch eines andern Ereignisses ähnlicher Art, aus dem Sommer 1756, erinnerte sich Goethe, welches, obwohl weniger verderblich, doch in unmittelbarer Nähe den zornigen Gott des alten Testamentes kennen lehrte. Ein furchtbares Hagelwetter zerschlug die Fensterscheiben an der Hinterseite des Hauses, beschädigte Hausgeräth und Bücher und war für die Kinder um so entsetzlicher, als das Hausgesinde sie in einen dunkeln Gang mit fortriß und dort knieend mit schrecklichem Geheule die erzürnte Gottheit zu versöhnen suchte.

Solche beunruhigenden Eindrücke hätten sich wohl am leichtesten durch einen zugleich das Herz und den Geist befriedigenden Religionsunterricht wieder in's Gleiche bringen lassen.

Es fehlte auch dem jungen Goethe nicht, neben den übrigen Lectionen, an regelmäßig ertheilten Religionsstunden. Aber den kirchlichen Protestantismus, der ihm in demselben überliefert ward, bezeichnet er selbst als eine Art von trockener Moral; „an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen." Er zog sich daher in religiöser Beziehung früh schon auf sich selbst zurück und suchte seinen religiösen Bedürfnissen auf eigene Hand zu genügen. Die Art, wie er dabei zu Werke ging, hat in dreifacher Hinsicht etwas Prototypisches für seine ganze spätere Stellung zu Kirche und Religion. Einmal ist das charakteristisch, daß er noch weiter ging, als die Separatisten, Pietisten, Herrnhuter, „die Stillen im Lande." Diese hatten sich gleichfalls, weil sie in der herrschenden Kirche keine vollkommene Befriedigung fanden, von derselben abgesondert, hielten sich jedoch in kleineren Gesellschaften zu gemeinsamer Gottesverehrung zusammen. Unser Wolfgang aber übte seine Andacht einsam und geheim, auf seinem Zimmer, nach selbsterfundenem Cultus, Priester und Zuhörerschaft in Einer Person. Dann sehen wir ihn die Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt in ähnlicher Weise auffassen, wie er sie später noch auf der Höhe seiner ausgebildeten Weltanschauung dachte. Der Knabe schon stellte sich Gott als in unmittelbarer Verbindung mit der Natur stehend vor; eine Gestalt konnte er diesem Wesen nicht leihen; „er suchte ihn also in seinen Werken auf und wollte ihm auf gut alttestamentliche Weise einen Altar bauen." Sein Verfahren hierbei verkündigte drittens, wie Gervinus treffend bemerkt hat, daß er seine Religion bald in den Dienst seiner

dichterischen Kräfte bringen würde. Naturproducte sollten die Welt symbolisch vorstellen; ein darüber brennendes Feuer sollte das zum Schöpfer sich aufsehnende Gemüth bedeuten. Zu dem Ende suchte er aus der Naturaliensammlung die besten Exemplare heraus, baute sie auf einem schönen rothlackirten, pyramidalischen Musikpulte, der verschiedene Abstufungen hatte, anmuthig über einander auf, und stellte auf den Gipfel Räucherkerzchen in einer schönen Porzellanschale. Diese wurden nun, nachdem die Sonne eine Zeit lang aufgegangen war, vermittelst eines Brennglases angezündet. „Alles gelang nach Wunsch," erzählte er, „und die Andacht war vollkommen." Bei der Wiederholung der Feierlichkeit richteten die Räucherkerzchen Schaden an dem Musikpulte an, und dieß benahm dem jungen Priester den Muth zu neuen Opfern.

Fünftes Capitel.

Zeit der französischen Einquartierung: Graf Thorane. Belebung des Interesses für Malerei. Stocken des Unterrichtes. Erlernung der französischen Sprache. Besuch des Theaters. Bekanntschaft mit einem jungen Franzosen. Erste Neigung. Schlacht bei Bergen. Französischer Erstlingsversuch im Drama. Fortgesetzte Theilnahme an der Malerei. Umquartierung des Grafen Thorane.

Unsere Erzählung ist jetzt bei einer Epoche angelangt, die eine bedeutende Störung, ja Unterbrechung in der planmäßigen Unterweisung unsers jungen Freundes veranlaßte, dafür aber auf anderm Wege seinen Geist mit Erfahrungen und

Kenntnissen bereicherte. Am 2. Januar 1759 wurde Frankfurt gewaltsam von den Franzosen besetzt, und den friedlichen Bürgern die seit vielen Jahren unerhörte Last einer schweren Einquartierung aufgebürdet. Keinem war diese drückender, als dem preußisch gesinnten, Ruhe und Ordnung liebenden Vater Goethe's, obwohl er Ursache gehabt hätte, sich in vieler Hinsicht zu seiner Einquartierung Glück zu wünschen. Denn man hatte ihm den Königslieutenant zugetheilt, den Grafen Thorane, aus Grasse in der Provence, einen Mann von manchen trefflichen Eigenschaften, und noch dazu in Beziehung auf Kunst mit ihm geschmacks- und gesinnungsverwandt. Kaum hörte der neue Militairgast bei seinem Eintritte ein Gemäldezimmer erwähnen, so erbat er sich, obwohl es schon Nacht war, sogleich mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen, zeigte übergroße Freude daran, behandelte den begleitenden Hausherrn höchst verbindlich und versicherte, daß er die Frankfurter Künstler baldigst kennen zu lernen und zu beschäftigen wünsche. Aehnlich war sein ferneres Benehmen. Er ließ nicht einmal seine Landcharten an die Wände nageln, um die neuen Tapeten zu schonen. Auch waren seine Leute still, ordentlich und gewandt. Nichts desto weniger ward Goethe's Vater mit jedem Tage verdrießlicher und hypochondrischer. Freilich brachte die amtliche Stellung des Grafen Unruhe genug in's Haus. Er hatte die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldensachen und Händel zu schlichten, und da folgte nun den ganzen Tag, bis in die Nacht hinein, ein Klagender dem andern, Arrestanten wurden gebracht und weggeführt, Officiere und Adjutanten vorgelassen, und weil

der Graf überdieß täglich offene Tafel hielt, so war in dem mäßig großen Hause, auf der Einen Treppe, eine ewige Bewegung, ein stetes Geräusch.

Dieses rege, fremdartige Leben und Treiben im älterlichen Hause mußte dem Knaben wieder eine Menge neuer Begriffe und Anschauungen zuführen. Aber auch die bedeutende Persönlichkeit des Grafen Thorane wirkte um so stärker auf ihn ein, da sich die Dauer seiner Anwesenheit durch ein paar Jahre, etwa bis in die erste Hälfte des J. 1761 hinauszog. Goethe schildert ihn als einen langen, hagern, ernsten Mann, das Gesicht durch die Blattern entstellt, mit schwarzen, feurigen Augen, würdevoll und zusammengenommen in seinem Betragen, durchaus uneigennützig, in seinem Amte pünktlich und streng, und von gewissenhafter Gerechtigkeitsliebe. Seine richterlichen Entscheidungen hatten einen besondern Reiz durch eine pikante, geistreiche oder launige Wendung, womit er sie zu begleiten pflegte. Bisweilen zog er sich auf Stunden, ja auf Tage in sein Zimmer zurück und sah Niemanden als seinen Kammerdiener Saint Jean. Er war dann von einer Art Unmuth oder Hypochondrie geplagt, und aus Andeutungen des Kammerdieners konnte man schließen, daß er früher in solcher Stimmung Unglück angerichtet habe und daher jetzt, in seiner wichtigen Stelle, auf seiner Hut sey. Er ließ gleich in den ersten Tagen die Frankfurter Maler zu sich berufen und kaufte ihnen Manches ab. Da er aber auch Willens war, sie, und besonders Seekatz aus Darmstadt, für eine ganze Zeit in Arbeit zu setzen, so wurde dazu Wolfgang's helles Arbeits-

zimmer in der Mansarde eingeräumt und sofort in ein Cabinet und Atelier verwandelt. Der Knabe kannte diese Männer von früh an, war daher, weil ihn auch der Graf gern um sich leiden mochte, bei den Bestellungen, Berathungen und Ablieferungen zugegen, und sprach seine Meinung frisch mit darein. Wahrlich, dieser tägliche und stündliche Verkehr mit Künstlern, dieses Miterfinden, dieses Entstehensehen, und die lebendige Theilnahme an der Beurtheilung der Kunstwerke waren eine treffliche Schule für den künftigen Kunstkenner. Seine Neugier, die nichts ungesehen ließ, bereitete ihm aber auch ein Mal eine kleine Beschämung. Er fand hinter dem Ofen ein schwarzes Kästchen und sah darin, als er den Schieber wegzog, ein Gemälde enthalten, wie man es den Blicken nicht auszustellen pflegt. So eilig er nun auch es wieder zuzuschieben suchte, so ertappte ihn doch der Graf darüber und dictirte ihm mit seiner Königslieutenants-Miene die Strafe, daß er in acht Tagen das Zimmer nicht betreten dürfe. Wolfgang entfernte sich mit einer Verbeugung und befolgte aus einer kleinen Tücke das Verbot, zum großen Verdrusse des guten Seekatz, so pünktlich, daß er diesem den Kaffee, statt in's Zimmer, nur bis auf die Schwelle brachte und ihn so jedesmal zum Aufstehen von der Arbeit nöthigte. Indeß wurde durch jenen Vorfall das gute Verhältniß weder zu dem Künstler, noch zum Grafen dauernd gestört.

Während aber der Graf durch sein rücksichtsvolles und würdiges Benehmen, seine Selbstbeherrschung, Freigebigkeit, seine heiteren salomonischen Richtersprüche, immer mehr die

Achtung und Zuneigung des Knaben gewann, war dessen Verehrung für den Vater keinesweges im Zunehmen begriffen. Dieser verstockte sich täglich mehr in seiner Mißstimmung über Alles, was um ihn vorging, und that nicht das Geringste, um sich dem Grafen zu nähern. Die kluge Mutter bediente sich bei diesem peinlichen Verhältnisse eines gegenüber wohnenden Hausfreundes und Gevatters, der geläufig Französisch sprach, als Dolmetscher, und wußte durch ihn den Gemüthszustand ihres Gatten dem Grafen mit dem besten Erfolge vorzustellen und zu beschönigen. Auch entschloß sie sich, selbst Französisch zu lernen, und ließ sich vor Allem durch den Gevatter die zur Unterhaltung mit dem Grafen nöthigen Wendungen einüben. Unterdeß wuchs des Vaters üble Laune so sehr, daß auch seine Thätigkeit gelähmt wurde, und sein Eifer in der Erziehung und dem Unterrichte der Kinder nachließ. Die freie Zeit, welchen diesen hierdurch erwuchs, benutzten sie, um ihre Neugierde an militairischen und anderen Dingen zu befriedigen, und zwar nicht bloß im Hause, sondern auch im Freien, wohin sie um so leichter hinausschlüpfen konnten, als die von Schildwachen besetzte Thüre Tag und Nacht unverschlossen blieb.

Bei diesem Umherstreifen in und außer dem Hause machte der Knabe von selbst in einem Lehrzweige größere Fortschrite, als der regelmäßigste Unterricht erzielt haben würde, nämlich im Verständniß und mündlichen Gebrauch des Französischen. Es mag zwar nicht ganz richtig seyn, wenn Goethe in Wahrheit und Dichtung sagt, daß er bis dahin das Französische nicht gelernt habe; wenigstens finden wir in dem oft genannten Exercitienhefte eine kleine polyglottische Uebung, worin auch

das Französische angewandt ist. *) Aber weit gefördert war er damals noch auf keinen Fall in dieser Sprache. Jetzt aber horchte er vom Grafen, von Bedienten, Soldaten, Schildwachen, Besuchenden in kurzer Zeit so viel heraus, daß er sich wenigstens mit einzelnen Wendungen in's Gespräch mischen konnte. Hierbei kam ihm nicht bloß dasjenige, was er vom Lateinischen und Italienischen wußte, sondern auch seine rasche Combinationsgabe und das angeborene Talent zu Statten, leicht „den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent,“ überhaupt ihre äußeren Eigenthümlichkeiten, zu erfassen. Aeußerst förderlich war ihm in dieser Beziehung der tägliche Besuch des französischen Theaters, wozu ihm sein Großvater ein Freibillet gegeben hatte. Anfangs verstand er sehr wenig von dem, was die Schauspieler sagten, am wenigsten von den rasch gesprochenen Komödien; aber die Begierde, sich des Inhaltes der Stücke zu bemächtigen, schärfte seine Auffassungsgabe, und bald begannen hier und da lichte Stellen in den Reden der Schauspieler zu erscheinen. Jetzt nahm er zu Hause den Racine aus seines Vaters Bibliothek, und memorirte und declamirte große Stellen, ohne sie noch ganz im Zusammenhange zu verstehen, mit dem Pathos der französischen Bühne,

*) Es ist der Spruch Hosea V, V. 1, und das Französische lautet: „**Vennez, et retournerons a l'Eternel, car c'est lui qui nous a dechiré: il nous guerira, il a frappé mais il nous bandera les plaiex.**“ Gerade die orthographische und sonstige Fehlerhaftigkeit dieser Stelle deutet darauf hin, daß wir hier eine eigene Uebung des Knaben, und nicht etwas bloß Abgeschriebenes vor uns haben.

so wie er in früherer Zeit unverständliche Bibelstellen auswendig gelernt und im Predigerton recitirt hatte. Dazu kam noch das Bekanntwerden mit einem zum Theater gehörigen muntern Knaben — Goethe nennt ihn Derones —, einem allerliebsten kleinen Schwätzer und Aufschneider, durch dessen Umgang er in vier Wochen so außerordentliche Fortschritte im Französischen machte, daß Alles sich wunderte, wie Wolfgang so plötzlich, gleichsam durch Eingebung, zur fremden Sprache gelangt war.

Der häufige Besuch des Schauspieles war aber nicht bloß rücksichtlich des Französischen für ihn von Bedeutung; auch jene durch das Puppenspiel der Großmutter angeregte Liebe zum Theatralischen wurde dadurch genährt und gesteigert. Halb fügte es der Zufall, halb ging es aus der Natur des Knaben hervor, daß sein Interesse an der Bühne sich gleich vorneherein anders gestaltete, als bei anderen Kindern. Schon bei dem Puppenspiele war sein Antheil nicht etwa nur passiver Art gewesen; er hatte sich nicht bloß als Zuschauer ergötzt, sondern auch Erfindungs- und Darstellungsgabe geübt. Jetzt, in dem französischen Theater, war es wieder nicht vorherrschend das stoffartige Interesse, was ihn anzog. Je weniger er Anfangs vom Inhalte ergriff, desto mehr achtete er auf Geberdenspiel, Bewegung und Klang der Rede und allerlei Aeußeres, worauf sonst ein Knabe nur geringe Aufmerksamkeit wendet. Und als nun bei wachsender Sprachkenntniß sich ihm allmählig der Gegenstand der Stücke parthienweise zu verdeutlichen begann, wurde seine Erfindungsgabe zur Ausfüllung der Lücken in Anspruch genommen. Es läßt sich denken, wie bei der

Darstellung von Stücken, wie der **Devin du Village, Rose et Colas, Annette et Lubin,** der Anblick der bebänderten Burschen und Mädchen seine Phantasie in lebhaftes Spiel versetzte, auch wo er den Worten noch nicht zu folgen vermochte. Besonders häufig kamen die Stücke von Destouches, Marivaux und la Chaussée an die Reihe, und er erinnerte sich aus ihnen noch im spätern Alter mancher charakteristischen Figuren, so wie er auch aus den Philosophen von Palissot die Figur des Weltweisen, der auf allen Vieren geht und in ein rohes Salathaupt beißt, noch ganz deutlich im Gedächtnisse hatte. Den größten Eindruck machte aber auf ihn die Hypermnestra von Lemierre, die als ein neues Stück wiederholt und sorgfältig aufgeführt wurde.

Der junge Derones machte ihn bald auch mit seiner Schwester bekannt, einem sehr angenehmen, hübschen Mädchen, die ein paar Jahre älter war, als die beiden Knaben. Wolfgang wandte ihr seine erste Neigung zu, und suchte ihr auf jede Art sich gefällig zu erweisen. Er ging niemals zu ihr, ohne ihr eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen. Sie nahm es mit höflichem Danke an, behielt aber immer etwas Stilles und Trauriges in Blick und Betragen, und zeigte ihm keine Spur von besonderer Aufmerksamkeit. Die Art, wie er sich dieses Benehmen enträthselt zu haben glaubte, erinnert an die Anfangsstrophe eines Gedichtes aus dem Leipziger Liederbüchlein („Kinderverstand"):

In großen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;
Denn manche Bücher lesen sie

Und hören dieß und das
Vom Lieben und vom Küssen,
Sie brauchten's nicht zu wissen;
Und mancher ist im zwölften Jahr
Fast klüger als sein Vater war,
Da er die Mutter nahm.

Der junge Franzose zeigte ihm hinter dem elegant aufgeputzten Bette seiner Mutter das Portrait eines schönen Mannes mit dem Bemerken, das sey eigentlich nicht der Papa, aber eben so gut wie der Papa, woraus dann Wolfgang, mit Berücksichtigung des traurigen Aussehens seiner Schönen, herauszufinden glaubte, daß die Tochter wohl dem Vater, der Knabe aber und ein jüngerer Bruder dem Hausfreunde angehören möchten. Durch Derones, den der Biograph übrigens, seine Aufschneidereien abgerechnet, einen Knaben von guten Sitten nennt, wurde er auch mit dem freien Leben der Schauspieler näher bekannt. Er ward durch ihn schon in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft in die Foyers derselben geführt, wo beide Geschlechter in den Zwischenzeiten der Schauspiele verweilten und ohne Scheu vor einander und vor den Kindern sich an- und auskleideten.

Das Verhältniß zu dem kleinen französischen Windbeutel verwickelte unsern Wolfgang schon in seinem zehnten Jahre in einen — Zweikampf. Derones behauptete plötzlich bei einem Spiele von ihm beleidigt zu seyn, und verlangte Satisfaction. Die beiden Gegner verfügten sich hinter eine Scheune, um ihre Sache auszufechten. Da stand denn unser junger Held, ungefähr wie in jenem Knabenmärchen costümirt, mit

Schnallenschuhen, gepudert und frisirt, seinen kleinen Degen in der Hand, dem Feinde gegenüber in Positur. Bei dem Zweikampfe ging es etwas theatralisch zu, die Klingen klirrten und die Stöße fuhren nebenaus. Als im Feuer der Action Derones' Degenspitze die Bandschleife an Wolfgangs Degenbügel durchbohrte, versicherte der Franzose, vollkommene Satisfaction zu haben, umarmte seinen Gegner mit Pathos und begab sich dann mit ihm in's nächste Kaffeehaus, um bei einem Glase Mandelmilch die alte Freundschaft zu befestigen.

In dieser neuen Lebensweise waren unserm Wolfgang die ersten Monate des Jahres 1759 unter allerlei wechselnden Zerstreuungen, Paraden, Truppendurchmärschen, Theater, Bällen und dergleichen, vergnüglich und lustig genug verflossen. Da begann bei der Annäherung des Frühlinges sich Furcht und Besorgniß in der Stadt zu verbreiten. Es ging das Gerücht, die Verbündeten seyen im Anmarsche und der Herzog von Braunschweig komme, die Franzosen vom Maine zu vertreiben. Stärkere Abtheilungen von Truppen zogen durch die Stadt, die, wie man erfuhr, bei Bergen sich sammelten, das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte sich, Goethe's älterliches Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. Indem dieß die Angst vieler friedliebenden, für Hab und Gut und das Leben der Ihrigen besorgten Bürger erhöhte, sahen die preußisch Gesinnten in Frankfurt, und vor Allen Goethe's Vater, der Ankunft der Alliirten mit Sehnsucht entgegen. Wolfgang theilte nicht die Gefühle und Wünsche des Vaters; seine Begeisterung für den großen Fritz schien vergessen zu seyn; das Leben und Treiben in der Stadt seit der Besitznahme

durch die Franzosen hatte ihm zu wohl gefallen. Unterdeß kam, nach einer unruhigen Charwoche, der Charfreitag heran. Eine große Stille verkündete den nahen Sturm. Goethe und seine Schwestern durften nicht aus dem Hause; der Vater hatte keine Ruhe und wagte sich aus der Stadt, den gehofften Siegern entgegen. Die Schlacht begann. Wolfgang stieg auf den obersten Boden, wo er zwar nicht die Gegend übersehen, aber den Kanonendonner und das Massenfeuer des Kleingewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden kam eine Reihe Wagen mit Verwundeten, die in das zum Lazareth umgewandelte Liebfrauen-Kloster gebracht wurden. Gefangene und blessirte Deutsche befanden sich unter dem Zuge, ein Anzeichen, daß die Schlacht für die Alliirten unglücklich gewesen. Goethe's Vater, der unterdessen zurückgekehrt war, verlor bei ihrem Anblicke ganz seine gewöhnliche Fassung. Außer sich vor Schmerz und Unmuth, wollte er die Gaben, die er, wie andere Bürger, den vorbeifahrenden Verwundeten reichen ließ, nur an die Deutschen vertheilt haben. Die Kinder dagegen sprangen dem heimkehrenden Königslieutenant entgegen, küßten seine Hände und bezeugten ihm ihre Freude, wofür er ihnen Zuckerwerk, süßen Wein und Anderes reichen ließ.

Dem furcht- und spannungsvollen Tage sollte im Goethe'schen Hause ein gleich angstvoller Abend folgen. Der Vater, zum Nachtessen gerufen, ging am Zimmer des Grafen vorüber, als dieser gerade heraustrat, um die große draußen harrende Menge von Bittenden, Fordernden und Dringenden kürzer abzufertigen. Heiter trat der Graf dem Hausherrn entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Sie werden uns und Ihnen Glück

wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen." — „Keineswegs!" versetzte dieser mit Ingrimm, „ich wollte, sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen!" Der Graf hielt einen Augenblick inne; dann aber brach er mit Wuth in drohende Worte aus und gab sogleich den Befehl, Goethe's Vater auf die Wache zu führen. Seine Untergebenen widersprachen zwar in solchen Fällen nie, doch zauderten sie wohl einmal mit der Ausführung, worum sie jetzt vom Dolmetscher und der Hausfrau auf's Dringendste gebeten wurden. Den kurzen Aufschub benutzte der Dolmetscher, um den Grafen in seinem Cabinete aufzusuchen und durch eine kluge Unterredung seinen Zorn zu beschwichtigen *). Wolfgang erfuhr erst nach einer ruhig durchschlafenen Nacht, welch' ein Ungewitter gestern Abend nahe über ihren Häuptern vorübergezogen war.

Die Jugend lebt ganz der Gegenwart, und so hatte sich auch Wolfgang diese bedrängte Zeit schnell aus dem Sinne geschlagen, sobald wieder Ruhe und Sicherheit zurückgekehrt

*) Goethe hat die Unterredung aufgezeichnet und die Bemerkung vorangeschickt, der Gevatter habe dieß Gespräch, worauf er sich nicht wenig zu Gute gethan, oft genug wiederholt, so daß er es noch wohl aus dem Gedächtnisse aufschreiben könne. Ich denke mir, daß dieß nur eine geschickte Wendung ist, um die Wahrscheinlichkeit zu retten, und daß man die Goethe'sche Darstellung des Gespräches ungefähr so anzusehen hat, wie die Reden, welche die Historiker der Alten den Feldherren und anderen bedeutenden Männern in den Mund legen.

waren. Seine Leidenschaft für das französische Theater wuchs fortwährend, und er versäumte keine Vorstellung, obwohl er darüber bei'm Abendessen stets Vorwürfe vom Vater hören mußte. Was er auch für Argumente für die Nützlichkeit des Schauspieles vorbringen mochte, keine Gründe wollten beim Vater greifen, bis dieser bemerkte, wie unglaublich schnell der Knabe in der französischen Sprache fortschritt. Noch mehr aber söhnte er sich mit diesem Theaterbesuche aus, als Wolfgang ihm ein sauberes Manuscript eines selbstverfaßten französischen Dramas überreichte. Es waren damals einige halb mythologische, halb allegorische Stücke im Geschmacke des Piron gegeben worden. Diese Vorstellungen hatten den Knaben lebhaft angezogen, und da ihm die Elemente, woraus sie gebaut waren, von den Ovid'schen Metamorphosen und Pomey's mythischem Pantheon her noch häufig im Kopfe summten, so hatte sich bald ein ähnliches Stückchen in seiner Phantasie zusammengestellt, wovon er aber später nur so viel zu sagen wußte, daß die Scene ländlich war, daß es darin aber weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte. Besonders schwebte der Mercur mit seinen goldenen Flügelchen noch so deutlich seinem Geiste vor, daß er ihn leibhaftig gesehen zu haben meinte. So sollte also der Dichter, welcher der Stolz der deutschen Bühne im ernsten und würdigen Drama geworden ist, mit einem leichtfertigen, halb parodistischen französischen Stücke debutiren. Denn jene frühe Nachahmung des Terenz abgerechnet, die sich wohl auf ein paar fragmentarische Versuche beschränkte, war dieß, so viel wir wissen,

seine dramatische Erstlingsarbeit. Merkwürdig muß uns die Wahl des Gegenstandes seyn; sie deutet, wie so manches Andere, wovon wir schon gesprochen, auf Frühreife von einer Art hin, wie sie nicht besonders wünschenswerth ist. Daß ein Knabe seines Alters schon den Kopf voll hat von einem verkappten, verliebten Jupiter, einer „galanten Danae, oder wie sonst eine von Göttern besuchte Schöne heißen mochte," kann unmöglich für etwas Erfreuliches angesehen werden; und es ist zu verwundern, wie der Vater über der Freude an den sprachlichen Fortschritten des Knaben dergleichen übersehen konnte.

Freund Derones, dem er ebenfalls eine Abschrift seines Products vorlegte, nahm es mit Gönnermiene auf und stellte Anfangs sogar die Möglichkeit einer Aufführung auf dem Theater in Aussicht. Als er aber mit dem Verfasser näher in die Betrachtung des Stückes einging, kehrte er, mit der willkürlichsten Kritik, durch Streichen, Zusetzen, Verändern allmählig das Ganze um und um, „so daß kein Stein auf dem andern blieb." Goethe erzählt, er habe ihn, wenn auch mit schwerem Herzen, aus Achtung vor den dramaturgischen Einsichten, die er ihm zutraute, gewähren lassen; denn er habe von ihm schon früh die ganze dramaturgische Litanei von den drei Einheiten des Aristoteles, von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne, von der Wahrscheinlichkeit, der Harmonie der Verse u. s. w. anhören müssen. Man kann sich dabei nicht eines kleinen Bedenkens erwehren, daß auch der junge Franzose, bei einer ohne Zweifel mangelhaften Erziehung, in so frühem Alter schon sich in einem solchen Ideenkreise bewegt habe. Wie dem auch

sey, das Mißlingen des ersten dramatischen Versuches brachte unsern Dichter auf den Gedanken, jene Theorieen und Gesetze unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen. Er studirte Corneille's Abhandlung über die drei Einheiten, machte sich mit den Händeln über den Cid bekannt und las die Vorreden, worin Corneille und Racine sich gegen Kritiker und Publicum vertheidigen. Hier sah er nun wohl, wie man es haben wollte, aber keineswegs, warum man es so verlangte; und zugleich glaubte er zu finden, daß die Dichter, welche vortreffliche Sachen hervorbrachten, sobald sie darüber zu reden anfingen, und sich rechtfertigen, entschuldigen, beschönigen wollten, doch nicht immer den rechten Fleck träfen. Daher wandte er sich voll Unmuth von dieser theoretischen Saalbaderei wieder zum lebendig Vorhandenen, besuchte noch eifriger das Theater, und las Corneille zum großen Theile und Moliere und Racine ganz. Letzterer war sein Abgott geworden, seit er ihn durch den Schöff von Oleschlager näher hatte kennen lernen. Dieser hatte nämlich den Britannicus durch Kinder aufführen lassen, und dabei war unserm Wolfgang die Rolle des Nero zugetheilt worden.

Solche Beschäftigungen nahmen indeß den Knaben nicht ausschließlich in Anspruch; sein Interesse für die Malerei wurde daneben fortwährend rege erhalten. Die Oelbilder, welche der Graf früher den Frankfurter Künstlern in Bestellung gegeben, waren für den Wohnsitz seines ältern Bruders zu Grasse bestimmt und sollten nicht in Rahmen eingefaßt, sondern dort als Tapetentheile auf die Wand befestigt werden, weßhalb er sich die sämmtlichen Maße der Zimmer und Cabinette

hatte kommen lassen. Diese Gemälde waren unterdessen großentheils fertig geworden und abgeliefert. Indem nun der Graf dieselben in Wolfgang's Mansardezimmer, Bane für Bane, auseinanderrollen und annageln ließ, sich an den gelungenen Stellen erfreute, aber auch Anderes nicht ganz nach Wunsch ausgeführt fand: kam er auf den Gedanken, ob man nicht die verschiedenen Talente der einzelnen Künstler auf denselben Bildern vereinigen könne. So wurden denn z. B. in einer fertigen Landschaft vom Thiermaler noch schöne Heerden und vom Menschenmaler die Hirten und einige Wanderer angebracht, wodurch endlich das Ganze überfüllt ward und die weiteste Landschaft zu enge schien. Diese Operation machte die sämmtlichen Maler verdrießlich, indem Jeder seine Arbeit durch die der Anderen verdorben glaubte. Für Wolfgang aber, in dessen Beiseyn meist dergleichen Veränderungen vorgenommen wurden, mußte auch das Mißlingen belehrend werden, und sein Interesse an der Arbeit wurde dadurch unterhalten und erhöht, daß man, bei'm Aussuchen der anzubringenden Thier- und Menschengruppen aus den Studien der Maler, ihn zu Rathe zog und manchmal seinen Vorschlägen, aus Ueberzeugung oder Geneigtheit, willfahrte.

Endlich waren die Gemälde zur Zufriedenheit des Grafen vollendet, in Kisten und Kasten eingepackt und nach dem Orte ihrer Bestimmung abgeschickt. Jetzt aber regte sich in Goethe's Vater der Wunsch noch stärker, auch den Grafen aus dem Hause zu entfernen; und er brachte es durch wiederholte Vorstellungen dahin, daß die Quartierherren den Beschluß faßten, es solle der Königslieutenant umlogirt werden und das

Goethe'sche Haus, in Betracht der seit einigen Jahren getragenen Last, künftig mit Einquartierung verschont bleiben. Der Graf, der nach der Trennung von seinen geliebten Gemälden kein besonderes Interesse mehr am Hause fand, ließ sich die Umquartierung gefallen und schied in gutem Frieden von der Goethe'schen Familie.

Sechstes Capitel.

Wiederaufnahme des Unterrichts. Zeichnen. Musik. Beschäftigungen in Freistunden mit naturwissenschaftlichen Dingen, Seidenwürmerzucht, Judendeutsch. Unterricht im Englischen. Roman in sieben Sprachen. Hebräischer Unterricht. Rector Albrecht. Interesse am Inhalte des alten Testaments. Joseph, ein prosaisch-episches Gedicht. Kleinere Poesieen. Höllenfahrt Jesu Christi. Elemente der Jurisprudenz. Reit- und Fechtunterricht. Fortgesetzter Umgang mit älteren Männern: Oleschlager, Reineck, Hüsgen. Verkehr mit Handwerkern und Künstlern. Wanderungen in und außer der Stadt.

Nach dem Auszuge des Grafen Thorane war eine Stille, ein Friede in Goethe's Aelternhaus zurückgekehrt, wie man dort lange Zeit nicht mehr genossen hatte. Der Vater begann sich aufzuheitern; Wolfgang bewohnte wieder sein Mansardezimmer und verscheuchte die Gespenster der vielen Gemälde, die ihm zuweilen vorschwebten, durch Arbeiten und Studien. Der Unterricht wurde wieder regelmäßiger und durch neue Lehrgegenstände erweitert.

Der Legationsrath **Moritz**, ein Bruder des Canzleidirectors Moritz, welcher nach der Entfernung der Einquartierung den ersten Stock des Hauses gemiethet hatte, kam häufig

mit Goethe's Vater in Geschäftssachen zusammen. Da er, wie dieser, lehrhafter Natur war, so machte er sich gern mit Wolfgang zu schaffen, und suchte, als ein Liebhaber der Mathematik, den Knaben in diesem Lehrzweige zu fördern. Dadurch wurde Wolfgang in den Stand gesetzt, seine architektonischen Risse genauer auszuarbeiten, und den Unterricht eines Zeichenmeisters, der jetzt auch die Kinder täglich eine Stunde beschäftigte, besser zu benutzen. Der Vater, der nie gezeichnet hatte, nahm Theil an dem Unterrichte, und gab den Kindern durch Eifer und Ausdauer das löblichste Beispiel. Nichts desto weniger machten diese nur geringe Fortschritte, da der Zeichenlehrer ein „Halbkünstler" war, und ohne die rechte Folge und Methode verfuhr. Schwerlich haben wir dieß als ein Unglück für Goethe zu betrachten. Bei günstigerm Erfolge würde er dem falschen Triebe, der ihn zur Ausübung der bildenden Kunst so stark und so dauernd hinzog, noch mehr nachgegeben und der Poesie, die sein eigentlicher Beruf war, noch manche schöne Stunde entzogen haben. Goethe erkannte es in späteren Jahren sehr klar, daß seine praktische Tendenz zur bildenden Kunst eine falsche war. „Ich hatte keine Naturanlage dazu," gestand er gegen Eckermann, „und konnte sich also dergleichen nicht aus mir entwickeln. Eine gewisse Zärtlichkeit gegen die landschaftlichen Umgebungen war mir eigen und daher meine ersten Anfänge eigentlich hoffnungsvoll. Die Reise nach Italien zerstörte dieses praktische Behagen; eine weite Aussicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren, und da sich ein künstlerisches Talent weder technisch noch ästhetisch entwickeln konnte, so zerfloß mein Bestreben zu

nichts.“ Und an einer andern Stelle der Gespräche mit Eckermann heißt es: „Wenn ich etwas zeichnete, so fehlte es mir an genugsamem Triebe für das Körperliche; ich hatte eine gewisse Furcht, die Gegenstände auf mich eindringend zu machen, vielmehr war das Schwächere, das Mäßige nach meinem Sinne. Machte ich eine Landschaft, und kam ich aus den schwachen Fernen durch die Mittelgründe heran, so fürchtete ich immer dem Vordergrunde die gehörige Kraft zu geben, und so that denn mein Bild nie die rechte Wirkung. Auch machte ich keine Fortschritte, ohne mich zu üben *), und ich mußte immer wieder von vorn anfangen, wenn ich eine Zeitlang ausgesetzt hatte. Ganz ohne Talent war ich jedoch nicht, besonders zu Landschaften, und Hackert sagte sehr oft: „Wenn Sie achtzehn Monate bei mir bleiben wollen, so sollen Sie etwas machen, woran Sie und Andere Freude haben.“ Es dauerte aber eine geraume Zeit, ehe Goethe zu dieser Einsicht gelangte, und das Zeichnen, Malen und Kupferstechen hat nicht bloß Stunden, sondern Tage und Monate seiner Poesie geraubt. Indeß dürfen wir nicht verkennen, daß aus diesen Uebungen auch ein Gewinn für seine Dichtkunst erwuchs. „Die Gegenständlichkeit meiner Poesie,“ sagte er zu Eckermann, „bin ich denn doch jener großen Aufmerksamkeit und Uebung des Auges schuldig geworden, so wie ich auch die daraus gewonnene Kenntniß hoch anzuschlagen habe.“

---

*) Anderswo bezeichnet Goethe es als ein Merkmal des ächten Talents, daß es „auch in den Zwischenpausen der Uebung fortschreitet und im Innern wächst.“

Gleichzeitig mit dem Zeichnen begann auch der Musikunterricht, und zwar mußte Wolfgang, wie seine Schwester, das Clavier lernen. Zu keinem Unterrichtsgegenstande wurde er weniger durch einen inwohnenden Trieb hingezogen, als zur Musik. Er scheint auch das Clavierspielen nicht lange fortgesetzt zu haben, und betrieb es um so weniger mit Eifer, als auch der Vater ihn lange nicht mit dem Ernste dazu anhielt, wie zum Zeichnen. Goethe hat in früheren, wie in späteren Jahren von den Schranken seiner Naturanlagen in Beziehung auf Musik ein sehr helles Bewußtseyn gehabt, und that sich auf diese deutliche Einsicht etwas zu Gute. Als Eckermann ihm seine Verwunderung äußerte über die ungeheure Fülle und Mannichfaltigkeit von Gegenständen, welche auf der Reise im Jahre 1797 seinen Geist beschäftigt hatten, antwortete er: „Aber Sie finden kein Wort über Musik, und zwar deßwegen nicht, weil das nicht in meinem Kreise lag. Jeder muß wissen, worauf er bei einer Reise zu sehen hat und was seine Sache ist." Wie eifrig er sonst bemüht war, die Grenzen seines Wesens in allen Richtungen zu erweitern, nach dieser Seite hin scheint er keinen Versuch gemacht zu haben. Weder für Gesang noch für Instrumentalmusik gewahrte er ein Talent in sich, so daß unser größter Dichter nur uneigentlich ein Sänger heißen darf, unser größter Lyriker die Saiten keines Instrumentes zu behandeln wußte*). Der Mangel dieser

*) Er übte sich nur eine kurze Zeit (um 1772) auf dem Violoncell. In einem Briefe an Salzmann, datirt Frankfurt den 3. Februar 1772, heißt es: „Wollten Sie bei Gelegenheit meinen

Anlagen könnte auffallend scheinen bei seinem zarten Gefühle für sprachlichen Wohlklang und seinem feinen Tact für schöne und ausdrucksvolle rhythmische Bewegung; allein von der Musik der Sprache und dem Wohlklange der Verse ist noch eine große Kluft zur Melodie und Harmonie der eigentlichen Tonkunst. Indeß dachte er keinesweges geringe von dieser Kunst; vielmehr erschien sie ihm vor allen dämonischer, göttlicher Natur. „Sie steht so hoch," sagte er zu Eckermann, „daß kein Verstand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die Alles beherrscht." Besonders war er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die lyrische Poesie nur im innigsten Bunde mit der Musik ihre volle Gewalt auf das menschliche Herz ausübe. „Nur nicht lesen! immer singen!" ruft er in dem Liede „An Lina" aus:

Ach wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus Deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!

Und welchen Werth er der Musik für die Bildung der Jugend beilegte, das zeigt die Rolle, welche ihr in den Wanderjahren unter den Erziehungselementen jenes pädagogischen Utopiens eingeräumt ist. „Bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Ausbildung," berichtet dort der Aufseher; „alles Andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der

---

Violoncellmeister Buschen fragen, ob er die Sonaten für zwei Bässe noch hat, die ich mit ihm spielte, sie ihm abhandeln und baldmöglichst mir zuschicken. Ich treib' die Kunst etwas stärker, als sonst."

einfachste Genuß, so wie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt; ja selbst was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt.... Von allem Denkbaren haben wir die Musik zum Elemente unserer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten." Goethe'n fehlte es an productiven und praktischen Anlagen zur Musik, aber durchaus nicht an tiefer und inniger Empfänglichkeit für ihre Wirkung. Wir heben aus vielen Belegen nur eine Stelle eines Briefes an Zelter heraus, die er als ein Greis von vierundsiebenzig Jahren schrieb: „Nun aber doch das Wunderbarste!" meldet er aus Eger am 24. Aug. 1823, „die ungeheure Gewalt der Musik auf mich in diesen Tagen! Die Stimme der Milder, das Klangreiche der Szymanowska, ja sogar die öffentlichen Exhibitionen des hiesigen Jägercorps falten mich aus einander, wie man eine geballte Faust freundlich flach läßt. Zu einiger Erklärung sag' ich mir: Du hast seit zwei Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummeln zwei Mal), und so hat sich dieses Organ, insofern es in Dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über Dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über Dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen. Ich bin völlig überzeugt, daß ich im ersten Tact Deiner Singakademie den Saal verlassen müßte." Eben so war sein musikalischer Geschmack von Natur rein und sicher. Fingerfertigkeit der Virtuosen, wie sie die Menge anstaunt, das sinnverwirrende Tongewimmel, der sinn-

betäubende Lärm so mancher neueren Musikstücke konnten ihm keine Theilnahme abgewinnen; er liebte nur Musik, die tief zum Herzen sprach, und um so mehr, wenn sie mit einfachen Mitteln wirkte.

Kehren wir von diesen vorgreifenden Bemerkungen zum Leben unseres Freundes in den ersten sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zurück, so finden wir neben den neuen Unterrichtszweigen auch neue Beschäftigungen in den Freistunden. Hier begegnen uns die ersten Anfänge der Naturstudien, die später eine so bedeutende Rolle in seinem Leben spielen sollten. Schon als kleines Kind fühlte er „einen Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge.“ Er zerpflückte damals Blumen, um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch, berupfte Vögel, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Jetzt warf sich diese Forschungslust auf einen bewaffneten Magnetstein, der sehr zierlich in Scharlachtuch eingenäht war. Er konnte nicht müde werden, die geheimnißvolle Anziehungskraft, die er auf das angepaßte Eisenstäbchen ausübte, zu betrachten und zu bewundern. Endlich nahm er die Hülle weg, in der Hoffnung, nähern Aufschluß zu gewinnen; allein die nackte Armatur belehrte ihn nicht weiter. Nachdem er auch diese herabgenommen, stellte er noch mit dem bloßen Steine an Feilspänen und Nähnadeln mancherlei Versuche an, bis sich zuletzt die Theile des Apparats zerstreuten und verloren. Er versuchte sich auch in der Zusammensetzung einer Elektrisirmaschine. Ein Hausfreund, der sich gern mit ihm über Elektricität unterhielt, hatte ihm öfter erzählt, wie er als Knabe sich aus einem alten Spinnrade und einigen Arznei-

gläsern eine solche Maschine construirt habe, welche ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Wolfgang quälte sich nun lange Zeit mit dem Versuche herum, auf gleichem Wege elektrische Phänomene hervorzurufen, konnte aber nicht zum Ziele gelangen. Indeß ward ihm doch zur Meßzeit die Freude, unter anderen Raritäten auch eine Elektrisirmaschine und ihre wunderbaren Wirkungen kennen zu lernen. Wäre ihm früh schon ein kenntnißreicher Lehrer bei diesen Bemühungen zu Hilfe gekommen, wäre er überhaupt weniger an ein autodidaktisches Lernen nach Lust und Liebe, als an ein ernstes, folgerechtes Studium, an ein ausdauerndes Verfolgen fremder Gedankenreihen gewöhnt worden, und vor Allem, hätte man ihm Neigung zur Mathematik, diesem Haupthebel aller fortgeschrittenen Naturwissenschaft, einzuflößen gewußt: so würde er in diesem Gebiete Außerordentliches geleistet haben. Denn seine Neigung zu dieser Wissenschaft war unbegrenzt, und die Innigkeit und Liebe, womit er sich in die Naturbetrachtung versenkte, suchte ihres Gleichen. Deutschland wäre dann um einen großen Naturforscher reicher, aber vielleicht um seinen größten Dichter ärmer geworden. So aber ist Goethe in der Naturwissenschaft im Grunde doch nur ein Dilettant geblieben, wenn auch ein Dilettant im größten Styl und ein solcher, der unzählige Naturforscher von Profession durch seine Leistungen beschämt.

An die oben genannten Beschäftigungen in Mußestunden schloß sich eine von verwandter Art, wozu eine Liebhaberei des Vaters Anlaß gab. Dieser hatte in einem Mansardezimmer Tische und Gestelle aufschlagen lassen und betrieb dort mit Eifer die Seidenwürmerzucht, wobei ihm die Kinder zur Hand

seyn mußten. War die Witterung günstig, so konnte das Warten und Füttern der Thierchen für eine ziemlich angenehme Unterhaltung gelten. Fiel aber Regenwetter ein, so mußten die Kinder, weil jene Geschöpfe keine Feuchtigkeit vertragen, die benetzten Blätter der Maulbeerbäume sorgfältig abwischen und trocknen, was, bei der Gefräßigkeit der Seidenwürmer nach der letzten Häutung, nichts Kleines war. Obendrein entstanden oft Krankheiten unter der Heerde, wo denn die Verwesung der Todten einen pestartigen Geruch erregte. Das Wegschaffen war für Wolfgang, bei seiner Apprehension gegen widrige Dinge, ein so unangenehmes Geschäft, daß er oft im Stillen die Liebhaberei des Vaters verwünschte.

Sehr heterogener Natur war eine Privatbeschäftigung, die wahrscheinlich gleichzeitig mit den vorigen betrieben wurde. Der Knabe hatte den seltsamen Entschluß gefaßt, das barocke Judendeutsch zu lernen. Es gibt bekanntlich drei Arten hebräischer Schrift. Die erste ist die heilige Schrift, wie sie in dem Gesetzbuche sich findet, die sogenannte Balkenschrift; die zweite ist die der Gelehrten, wie man sie in Noten zur Bibel sieht; in der dritten pflegen die Juden das Deutsche in ihren Briefen zu schreiben. Diese letzte Art, die sich Wolfgang zuzueignen suchte, ist eine ganz eigenthümliche, zwar auch von der Rechten zur Linken geschriebene, aber von der eigentlichen hebräischen Schrift ganz abweichende. Daß der Knabe auf jenen Gedanken gerieth, läßt sich theils aus der ihm inwohnenden Neigung zum Geheimnißvollen, und theils aus dem Interesse erklären, welches er an dem Judenvolke, nicht bloß an dem alten, historischen, sondern auch an dem um ihn lebenden

nahm. Die Selbstbiographie erwähnt zwar dieser Privatbeschäftigung erst bei der Zeit, womit wir uns jetzt beschäftigen; indeß reicht der Anfang derselben in frühere Jahre, wahrscheinlich in's Jahr 1758, zurück; denn das jüngst aufgefundene Exercitienheft aus jener Zeit enthält schon eine „Anweisung zur teutsch-hebräischen Sprache," wahrscheinlich das erste Product dieser Selbststudien, denen er dann später noch weiter oblag. Der Herausgeber des Exercitienheftes hat die „Anweisung" durch Kenner prüfen lassen, welche sie vollkommen richtig befunden haben.

Nun fügte es aber der Zufall, daß um diese Zeit abermals ein neuer Gegenstand in den Kreis des Unterrichtes eintrat. Ein englischer Sprachmeister hatte sich gemeldet, der sich anheischig machte, gegen ein mäßiges Honorar, innerhalb vier Wochen, Jeden, der nicht ganz roh in Sprachen sey, im Englischen so weit zu bringen, daß er mit einigem Fleiße sich selbst forthelfen könne. Rasch entschlossen, nahm Goethe's Vater mit den Kindern Unterricht bei dem Schnelllehrer. Der Erfolg war befriedigend, da die Lehrlinge es weder an Aufmerksamkeit in den Lectionen, noch an sorgfältiger Repetition mangeln ließen.

Indem nun so das, was der Knabe nach Vorschrift oder aus Neigung trieb und lernte, zu einer Masse und Mannichfaltigkeit anwuchs, die einem einsichtigen Erzieher hätte Besorgniß erregen müssen, entwickelte sich das beste Schutz- und Heilmittel gegen die Nachtheile dieser geist- und gemüthzersplitternden Vielthätigkeit aus der Natur des Knaben selbst. Sein poetischer Trieb war es, der zur rechten Zeit erwachte,

um Einheit und Zusammenhang in dieses bunte Allerlei zu bringen, die Fülle der zudringenden Stoffe spielend zu bewältigen und seinem Geiste die Selbstständigkeit und Kraft, seinem Gemüthe die Freiheit und Heiterkeit zu bewahren. Weil es ihm lästig war, so erzählt er uns, bald aus dieser, bald aus jener Grammatik oder Beispielsammlung, aus diesem oder jenem Autor den Anlaß zu seinen Arbeiten zu nehmen, und auf diese Weise seinen Antheil an den Gegenständen zugleich mit den Stunden zu verzetteln: so erfand er, um Alles mit einem Male abzuthun, einen Roman, worin sich sieben Geschwister einander aus der Ferne Nachrichten von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilen. Um einigen Gehalt für diese Composition zu gewinnen, beutete er die Geographie der verschiedenen Gegenden aus, wohin er jene Geschwister versetzt hatte, und erdachte zu den trockenen Localitäten allerlei „Menschlichkeiten, die mit dem Charakter der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten." Die Form war aber eine höchst buntscheckige und wunderliche, indem der älteste Bruder in gutem Deutsch Reiseberichte abstattete, die Schwester ungefähr im Styl des spätern Siegwart über häusliche Dinge und Herzensangelegenheiten schrieb, ein anderer Bruder, Studiosus der Theologie, sich des Lateins und in Postscripten des Griechischen bediente, die zwei folgenden, als Handlungsdiener angestellt, englisch und französisch correspondirten, ein fünfter Bruder als Musikus seinen ersten Ausflug in die Welt italienisch darstellte, und der jüngste endlich, „eine Art von naseweisem Nestquackelchen," die Geschwister

durch die schrecklichen Chiffern seines Judendeutsch zur Verzweiflung brachte.

Nicht bloß der Vater, auch der Knabe that das Seinige, um das Vielerlei des Unterrichtes noch zu vermehren. Er bat den Vater um Erlaubniß, auch das Hebräische zu lernen. Daß ihm dabei eine bessere Einsicht in's Judendeutsch und sichrere Behandlung desselben als Zweck vorgeschwebt habe, wie es in der Selbstbiographie heißt, ist eine etwas befremdliche Angabe; denn der Zusammenhang beider ist ein gar zu schwacher. Wahrscheinlich war es bloß auf tieferes Verständniß des alten Testaments abgesehen, wozu, wie er überall hatte sagen hören, nur das Verstehen des Grundtextes verhelfen konnte. Der Vater, welcher der Ansicht war, daß man nicht leicht zu viel lerne, willfahrte Wolfgang's Bitten und ersuchte den schon früher einmal erwähnten Rector des Gymnasiums, Dr. Albrecht, um hebräische Privatstunden für seinen Sohn. Goethe schildert den siebenzigjährigen Greis als einen kleinen, etwas unförmlichen Mann, einen Aesop in Chorrock und Perrücke, mit sarkastischem Lächeln und großen, geistreich leuchtenden, obgleich gerötheten Augen. Er neigte von Natur zum Aufpassen auf Fehler und Mängel und zur Satyre, und wie Lucian sein Lieblingsschriftsteller war, so würzte er Programme, öffentliche Reden, kurz Alles, was er schrieb und sagte, mit beizenden Ingredienzien. Dessenungeachtet fand Wolfgang ihn, als nun der Privatunterricht begann, freundlich und wohlwollend. Das Lesenlernen und die ersten Elemente der Grammatik wollten dem kleinen Lehrlinge nicht besonders behagen; indeß wurde er bald dadurch entschädigt, daß bei dem steten

Lesen, Uebersetzen, Wiederholen, Memoriren der Inhalt des Buches ihm desto lebhafter entgegentrat; und dieser war es, worüber er nun von dem alten Herrn Aufklärung verlangte. Alles, was ihn früher in dem alten Testament von Incongruenzen, Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüchen der Ueberlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen aufgefallen war, wurde jetzt aufgeregt und besprochen, worüber denn freilich das Sprachliche zu kurz kommen mußte. Anfangs suchte der Alte den Knaben bei der Sache zu halten; zuletzt aber schien er sich selbst an diesen Abschweifungen zu ergötzen; und wiewohl er sich hütete, eine Auskunft zu geben, die ihn hätte compromittiren können, bezeugte er sein Behagen doch durch ein ihm eigenes bauchschütterndes Lachen und rief ein über's andere Mal aus: „Er närrischer Kerl! er närrischer Junge!“ Um jedoch dem Knaben einige Nachhilfe zu geben, verwies er ihn auf das große englische Bibelwerk in seiner Bibliothek, worin die Auslegung schwerer und bedenklicher Stellen auf eine kluge und verständige Weise versucht war. Wolfgang las darin in den langen Sommertagen (die tägliche Privatstunde begann Abends um 6 Uhr), so lange es die einbrechende Dämmerung gestattete, erhielt aber erst nach einiger Zeit die Erlaubniß, einen Band nach dem andern mit nach Hause zu nehmen.

Alle diese sprachlichen, kritischen und exegetischen Beschäftigungen mit dem alten Testamente liefen endlich doch wieder darauf hinaus, sein poetisches Talent in Bewegung zu setzen. Mit lebendiger Thätigkeit malte seine Einbildungskraft jenes vielgepriesene Land, seine Umgebung und Nachbarschaft, das Daseyn der Bewohner und die Begebenheiten aus, welche durch

Jahrtausende die Augen der Welt auf diesen Fleck der Erde hinlenkten. Höchst merkwürdig muß es uns erscheinen, daß gerade diese Stätte, diese Familienauftritte vor dem Beginne der eigentlichen israelitischen Geschichte, das Asyl waren, worin des Knaben Geist und Gemüth von allem Umherschweifen durch die verschiedenartigsten Gebiete mit liebevoll verweilendem Interesse ausruhte. Wenn ihn das Leben zu zerstreuen, das Lernen zu verwirren, wenn eine stets geschäftige Phantasie ihn von Bild zu Bild über alle Schranken wegzuführen drohte, so sammelten sich hier seine Gefühle, sein Geist auf Einen Punct zu einer stillen Wirkung. Darin liegt ein Fingerzeig über den innersten Charakter Goethe's und seiner Poesie. Jene einfachen menschlichen Zustände, die dennoch eine solche Fülle und Tiefe in sich bergen, sie waren es, wohin sein Herz und seine Dichtung, wie zur Heimath, hingezogen wurden. Eine Gestalt aus diesen Kreisen aber fesselte ihn mit so unwiderstehlichem Zauber, daß er nicht der Versuchung widerstehen konnte, sie zum Mittelpuncte einer epischen Dichtung zu machen. Die Geschichte Joseph's, die er schon in der Quelle mit so natürlicher Anmuth erzählt fand, reizte ihn zur poetischen Ausmalung der Charaktere und Ereignisse.

Die Patriarchaden und überhaupt die biblischen Epen waren damals an der Tagesordnung. Auf Klopstock's gewaltige Anregung hatte sich eine ganze Schaar von Dichterlingen auf die biblischen Stoffe geworfen und sie in Cantaten, Oratorien, Dramen, besonders aber in einer Unzahl von epischen Dichtungen behandelt, die jetzt nur noch vom Literarhistoriker gekannt sind, in jener Zeit aber einem herrschenden

Bedürfnisse entgegenkamen. Unter diesen Poeten, die mehr von der Zeitstimmung, als vom inwohnenden Genius zur frommen Dichtung angetrieben wurden, steht Bodmer in erster Reihe. Schon 1752 war sein Noah erschienen, „der Hauptvertreter seiner sionischen Gesänge,“ von Wieland und Sulzer der Welt als ein Nebenbuhler des Messias empfohlen, mit Klopstock'schen Versen und Gefühlsmalereien, aber durchaus prosaischem Gange. Ihm folgten binnen weniger Jahre seine Sündfluth, sein Jakob und Joseph, Rachel, Joseph und Zulika u. m. a. Auf gleicher Linie mit diesen Dichtungen steht Moser's Daniel, den Gervinus eine Arbeit, ohne Werth und Würde nennt, „so hochtrabend und gemein, so ganz als ob es eine Nachahmung der schweizerischen Nachahmungen sey.“ Weis't nun auch Goethe in der Selbstbiographie bei seinem Joseph auf diese Vorgänger hin, so läßt doch seine Darstellung nicht recht erkennen, daß er auch hier, wie immer, „als ein feiner Barometer den Stand der literarischen Witterung in Deutschland anzeigte;“ vielmehr scheint jene Dichtung mit Nothwendigkeit aus seinem besondern Lebensgange, seiner individuellen Geistesentwickelung hervorzugehen. Von den Bodmer'schen Arbeiten, meint er, sey gar nichts oder wenig zu ihm gekommen; von Moser's Daniel bekennt er, daß er eine große Wirkung auf sein junges Gemüth gemacht habe. Es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß sein Joseph, wenn gleich unter den Influenzen der Zeit entstanden,*) doch ein eigenthümliches, Goethe'sches Gepräge

*) Auch Schiller brachte in frühester Jugend dieser Zeitrichtung ein Opfer, indem er den israelitischen Gesetzgeber Moses episch zu

gehabt und sich von jenen seraphischen Poesieen wesentlich unterschieden haben wird. Der junge Dichter, der die heiligen Schriften ohne hingebungsvollen Glauben las, der den alten Rector mit allerlei Zweifeln und verfänglichen Fragen bestürmte, der schon früher seine Hauslehrer durch die Sonne, die zu Gibeon, und den Mond, der im Thale Ajalon stille stand, in manche Noth versetzt hatte, mußte offenbar, wenn er sich mit Liebe in die patriarchalischen Zeiten vertiefte, auf das rein Menschliche das Hauptgewicht legen. Bei jedem andern Knaben seines Alters hätte so freilich der Gehalt der Dichtung äußerst dürftig werden müssen, weil dieser nur, wie Goethe sagt, „durch das Gewahrwerden der eigenen Erfahrung entspringen kann." Aber bei ihm hatte sich schon durch eine Fülle von inneren und äußeren Erlebnissen ein geistiger Fond gebildet, aus dem er sein Werk mit sinnlichem und sittlichem Reichthume ausstatten konnte. Dazu kam die regsamste Einbildungskraft, welche ihm alle Begebenheiten bis in's kleinste Detail vergegenwärtigte und eine Menge von „Incidenzien und Episoden" erfand, wodurch die alte und einfache Geschichte sich zu einem neuen und selbstständigen Werke gestaltete.

Ueber die äußere Form desselben war er eine Zeitlang in Verlegenheit. Den Hexameter, der dazu am geeignetsten gewesen wäre, hatte er nicht genugsam geübt,*) woran ohne Zweifel

---

verherrlichen suchte. S. das von mir ergänzte kleinere Leben Schiller's von Hoffmeister, Th. 1, S. 32.

*) Der einzige Hexameter, den wir von Goethe bis zum J. 1778 („Physiognomische Reisen;" s. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, Th. 1, S. 408) kennen, findet sich in dem oft erwähnten

die Abneigung des Vaters gegen dieses Versmaß mit Schuld war. Die Reimverse, die er in der Gewalt hatte, schienen ihm unpassend zu dem Gegenstande und mochten ihm auch bei einer so umfassenden Arbeit unbequem werden. So entschloß er sich denn zur prosaischen Behandlung. Wenn schon die behagliche Freiheit, welche diese Darstellungsweise gewährt, und eben so die Natur des Epos den jungen Autor leicht in die Weite und Breite führen konnte, so kam noch ein anderer Umstand dazu, der überhaupt seine Schriftstellerei sehr voluminös zu machen drohte. Es wohnte im Hause seines Vaters als Mündel ein junger Mann, der viele Anlagen gezeigt und akademische Studien gemacht hatte, aber durch Anstrengung und Dünkel blödsinnig geworden war. Er lebte jetzt still und in sich gekehrt dahin, und beschäftigte sich am liebsten mit Schreiben. So bediente sich denn Goethe's Vater seiner nicht bloß für Reinschriften, sondern pflegte ihm auch einige Stunden des Tages zu dictiren. Wolfgang befolgte des Vaters Beispiel, und zwar nicht bloß bei der Aufzeichnung seiner epischen Jugenddichtung, sondern auch in späteren Jahren pflegte er Romane, Erzählungen, Briefe, bei denen nicht Höflichkeit, Zuneigung oder Discretion eine Ausnahme gebot, wissenschaftliche Aufsätze, amtliche Berichte, die keine Staatsgeheimnisse enthielten, und zuweilen selbst metrische Productionen einem Schreiber in die Feder zu dictiren. Dieser Umstand ist von großem Einflusse auf seinen Styl und die ganze Darstellung,

Exercitienhefte, wo er den Morgenglückwunsch: „Vultum Tibi et hodie servet fortuna benignum“ so überträgt:

Möge auch heute das Glück den gütigen Blick Dir bewahren.

besonders der prosaischen Schriften, gewesen, und darf bei der Beurtheilung ihrer Form nicht außer Betracht gelassen werden. Es ist einleuchtend, daß die Sprache der so entstehenden Aufsätze in der Regel besser in's Ohr fallen muß, weil sie unter Mitwirkung des Ohres sich gebildet hat, daß also der Redefluß leichter, die Periodisirung runder geräth, daß Härte und Mißklang gemieden wird. Zugleich wird der Autor, wenn er im Voraus weiß, daß er nicht immer durch Rückblicke auf das Frühere sich über den Zusammenhang orientiren kann, unwillkürlich zu einer mehr besonnenen und ruhigen Abwickelung des Gedankens, zu einem continuirlichen Ideenstrome und daher zu einer klaren, durchsichtigen, aber auch leicht in's Breite sich ergehenden Darstellung kommen. Ferner nöthigt die Gewohnheit des Dictirens den Schriftsteller, seinen Gegenstand im Ganzen und Großen recht zu durchdenken, zu ordnen und zu gliedern, ehe er zur schriftlichen Fixirung schreitet. Auch ist die mit dem Dictiren verknüpfte stärkere Geistesgymnastik in Betracht zu ziehen, die auf die Dauer nothwendig zu einer freien und bequemen Handhabung der Gedanken führt. Betrachtet nun hintendrein der Schriftsteller das von eines Andern Hand in reinlicher Schrift Aufgezeichnete, so hat er noch den Gewinn, das Eigene wie etwas Fremdes mit größerer Unbefangenheit anzuschauen, ein Vortheil, den auch Schiller wohl erkannte, als ihm sein Wallenstein in einer fremden Handschrift entgegenkam. Dagegen sind auch die Nachtheile des Dictirens nicht zu verkennen. Es kann nicht fehlen, daß der Autor bisweilen sich nicht die Zeit nimmt, einem Gedanken die treffendste Form, den schärfsten Ausdruck zu geben,

weil andere Gedanken sich im Hintergrunde bereits herandrängen. Das einmal Dastehende wirkt aber bei der Revision hemmend und bindend auf den Geist zurück, so daß der Schriftsteller sich nur zu leicht damit befriedigt. Goethe befestigte sich später immer mehr in dieser Gewohnheit des Dictirens, weil er zu bemerken glaubte, daß beim Umherwandeln sein Geist am productivsten sey. In seinem Tagebuche von 1780 heißt es: „Was ich Gutes finde, in Ueberlegung, Gedanken, ja sogar im Ausdrucke, kommt mir meist im Gehen; sitzend bin ich zu nichts aufgelegt; darum das Dictiren weiter zu treiben."

Das Epos Joseph war glücklich zu Stande gekommen und bildet ein starkes und schönes Manuscriptheft in Quart. Der kleine Poet kam nun auf den Gedanken, eine gute Anzahl Gedichte von früherer Zeit, geistliche Lieder, dergleichen er manche, mit den Texten der sogenannten sonntäglichen Kirchenmusiken wetteifernd, verfaßt hatte, und geistliche Oden, nach dem Muster des jüngsten Gerichtes von Elias Schlegel, mit seinem Joseph in Ein Format zusammenschreiben zu lassen. So entstand ein hübscher Quartband, dem er nach dem Vorgange berühmter Autoren den Titel: „vermischte Gedichte" gab, und womit er dem Vater ein sehr willkommenes Geschenk machte. Er besaß noch einen starken Vorrath Anakreontischer Gedichte, die ihm besonders leicht von der Hand gingen; aber, weil sie reimlos waren, hatte er sie nicht in die für den Vater bestimmte Sammlung aufzunehmen gewagt. *)

*) Es wäre möglich, daß sich dieser Quartband noch irgendwo erhalten hätte, wenigstens mußte er der Aufbewahrung eben so

Zu den oben erwähnten geistlichen Oden gehörte eine mit der Ueberschrift: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen von J. W. G." Sie nimmt unser besonderes Interesse in Anspruch, weil sie das älteste erhaltene Gedicht von Goethe ist, und uns einen Maßstab zur Beurtheilung des damaligen Standpunctes seiner ästhetischen Bildung an die Hand gibt. Eckermann berichtet über diese Ode unter dem 16. Febr. 1826: „Ich hatte für Goethe ein sehr merkwürdiges Gedicht mitgebracht, wovon ich ihm einige Abende vorher schon erzählt hatte, ein Gedicht von ihm selbst, dessen er sich jedoch nicht mehr erinnerte,*) so tief lag es in der Zeit zurück. Zu Anfange des Jahres 1766 in den Sichtbaren, einer damals in Frankfurt erschienenen Zeitschrift, abgedruckt, war es durch einen alten Diener Goethe's mit nach Weimar gebracht worden, durch dessen Nachkommen es in meine Hände gelangt war. Ohne Zweifel das älteste aller von Goethe bekannten

---

würdig erscheinen, als das jüngst an's Licht gezogene Exercitienheft. Sollte es der Fall seyn, so wäre es gewiß verdienstlich, daraus zum mindesten eine Reihe Proben an den Tag zu fördern, indem dadurch ein helleres Licht auf Goethe's frühere Entwickelungsgeschichte fallen würde. Ich erinnere mich, an einer augenblicklich nicht aufzufindenden Stelle des Merck'schen Briefwechsels (herausgeg. v. Wagner) gelesen zu haben, daß Wieland einen solchen Quartband noch später bei einem Besuche in Goethe's Aelternhause vorgefunden.

*) Dieß ist auffallend, da Goethe in dem 1811 geschriebenen ersten Bande von Wahrheit und Dichtung dieser Ode gedenkt.

Gedichte. Es hatte die Höllenfahrt Christi zum Gegenstande, wobei es mir merkwürdig war, wie dem sehr jungen Verfasser die religiösen Vorstellungsarten so geläufig gewesen.*) Der Gesinnung nach konnte das Gedicht von Klopstock herrühren, allein in der Ausführung war es ganz anderer Natur; es war stärker, freier und leichter und hatte eine größere Energie, einen bessern Zug. Außerordentliche Gluth erinnerte an eine kräftig brausende Jugend. Beim Mangel an Stoff drehte es sich um sich selbst herum und war länger geworden, als billig. Ich legte Goethe'n das ganz vergilbte, kaum noch zusammenhängende Zeitungsblatt vor, und da er es mit Augen sah, erinnerte er sich des Gedichtes wieder. Es ist möglich, sagte er, daß das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlaßt hat; es steht in der Ueberschrift: auf Verlangen entworfen, und ich wüßte nicht, wer von meinen Freunden einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können. Es fehlte mir damals an Stoff und ich war glücklich, wenn ich nur Etwas hatte, das ich besingen konnte. Noch dieser Tage fiel mir ein Gedicht aus jener Zeit in die Hände, das ich in englischer Sprache geschrieben, und worin ich mich über den Mangel an poetischen Gegenständen beklage." **) In den neuesten Ausgaben von Goethe's Werken finden wir jetzt das

*) Der Leser wird sich, nach dem schon Mitgetheilten, hierüber nicht wundern.

**) Man wird hierbei an Schiller erinnert, der auch in früher Jugend so um Stoff verlegen war, daß er, mit seinen eigenen Worten zu reden, für ein taugliches dramatisches Sujet den letzten Rock und das letzte Hemde mit Freuden hingegeben hätte.

Gedicht mitgetheilt *) und mit der Jahreszahl 1765 bezeichnet. Wenn aber die Angabe Goethe's in der Selbstbiographie richtig ist, daß die Ode unter den in jenen Quartband aufgenommenen gewesen sey, so muß sie um ein paar Jahre früher, etwa 1762 oder gar 1761, entstanden seyn. Dann erscheint freilich die außerordentliche Sprachgewandtheit und überhaupt die Fertigkeit und Sicherheit, womit er in solchem Alter schon über die poetischen Mittel verfügte, in hohem Grade bewundernswürdig. Die Versification ist leicht, der Ausdruck reich und verhältnißmäßig auch geschmackvoll; besonders aber sind die Reime von seltener Reinheit und füllen das Ohr mit kräftigen Klängen. Es ist aber möglich, daß Goethe das Stück im J. 1765, oder im folgenden vor der Aufnahme in die Zeitschrift, einer Nachfeile unterworfen hat, wie er denn auch ausdrücklich von ihm bemerkt, daß es noch einige Jahre nachher ihm zu gefallen das Glück hatte.

Goethe's Neigung zu biblischen Studien, womit die eben erwähnten dichterischen Versuche zusammenhingen, fand noch in einem besondern Umstande Nahrung. Am 4. Juli 1761 war der Senior des Ministeriums in Frankfurt, Joh. Philipp Fresenius, gestorben. In seine Stelle hatte man einen Professor der Theologie zu Marburg, Joh. Jac. Plitt, berufen, einen großen, schönen und würdigen Mann, dessen Predigten jedoch mehr didaktischer als erbaulicher Art waren. Er kündigte sogleich eine Reihe von Kanzelreden an, worin er in einem gewissen methodischen Zusammenhange eine Art von Religions-Cursus durchzugehen gedachte. Diese Aussicht auf Belehrung

*) Ausg. in 40 Bdn. II, 132 ff.

über dogmatische Bedenken und auf Erklärung der Bibel, und zugleich die sehr getheilte Meinung des Publicums über den neuen Senior, bestimmten Goethe zum Entschlusse, jene Predigten möglichst genau aufzuzeichnen. In einem Kirchenstuhle verborgen, schrieb er behende nach, und eilte beim Schlusse der Predigt sogleich nach Hause, um, was er auf dem Papiere und im Gedächtnisse fixirt hatte, eiligst zu dictiren. Ein paar Stunden genügten dazu, und gewöhnlich konnte er dem Vater die geschriebene Rede noch vor dem Mittagstische überreichen. Ungefähr ein Vierteljahr setzte er diese Bemühungen mit gleichem Eifer fort. Als er aber sich in seinen Erwartungen getäuscht zu finden glaubte, indem er weder über Dogma noch Bibel besondere Aufklärung gewann, fielen die erst so blätterreichen Reden immer magerer aus, so daß zuletzt kaum etwas mehr als Text, Proposition und Eintheilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden. Nur das Zureden des ausdauernden Vaters vermochte ihn, auf diese Weise bis zum letzten Sonntage Trinitatis, also bis gegen das Ende des Novembers 1761, auszuhalten. *)

Der Vater, der seinen Wolfgang für die Jurisprudenz bestimmt hatte, verlor über dergleichen Nebenarbeiten seinen

*) Wir bemerken hier ein= für allemal, daß Goethe in Wahrheit und Dichtung nicht streng die chronologische Ordnung der Data befolgt hat. So finden wir uns hier in's J. 1761 zurückversetzt, nachdem im Frühern ohne Zweifel schon von Ereignissen des folgenden Jahres die Rede gewesen. Er gruppirte den biographischen Stoff in kleinen Zeiträumen von einigen Jahren, band sich aber innerhalb derselben nicht genau an die Zeitfolge.

Hauptzweck nicht aus dem Auge. Er hatte dem Sohne einen kleinen juristischen Katechismus, von Hopp, nach Form und Inhalt der Institutionen ausgearbeitet, in die Hände gegeben, worin dieser bald, wie auch im Corpus Juris, vollkommen bewandert war. Als aber nun der Vater weiter schreiten wollte und den kleinen Struve vornahm, ging es nicht mehr so rasch vorwärts. Die Form des Buches war für den Anfänger nicht günstig und der Vater kein hinreichend gewandter Didaktiker, um durch seine Unterweisung diesen Mangel zu ersetzen.

Wenn bei so vielfachen und heterogenen Beschäftigungen des Knaben der Vater nun auch noch bestimmte, daß Fecht- und Reitunterricht genommen werden sollte, so geschah dieß nicht aus Anerkennung des pädagogischen Werthes dieser Künste, sondern weil es der „Schlendrian so mit sich brachte," daß heranwachsende junge Leute dergleichen lernten, „um sich gelegentlich ihrer Haut zu wehren und zu Pferde kein schülerhaftes Ansehen zu haben." Beiderlei Uebungen, worin sonst die Jugend so viel Unterhaltung findet, wollten unserm Wolfgang nicht zur Freude gedeihen. Goethe scheint uns in seiner Darstellung um den wahren Grund dieser Erscheinung herumzugehen, ohne ihn irgendwo bestimmt zu bezeichnen. Ohne Zweifel lag er wieder darin, daß er nicht gewöhnt war, sich mit mehreren gleichalterigen Lehrlingen von verschiedenen Charakteren und Sinnesarten zusammenzufinden. Dieß blickt auch bei der Beschreibung seiner Reitstunden deutlich genug durch. Zwar schiebt er die Schuld des Widerwillens, den ihm dieser Unterricht einflößte, theilweise auf die kühle, nasse

Jahreszeit, auf die garstige, feuchte oder staubige Reitbahn, auf die pedantische, unfreundliche Behandlung von Seiten der Lehrer, aber was ihn am meisten verdrossen zu haben scheint, war, daß man für jedes Versäumniß, jedes Unglück nicht bloß mit einer Geldbuße belegt, sondern obendrein ausgelacht wurde. Uebrigens ist Goethe später ein kecker und leidenschaftlicher Reiter geworden. In Straßburg, in Weimar finden wir ihn ganze Tage zu Roß, ja selbst an Courier- und Parforce-Ritten hat er es nicht fehlen lassen. Auch mit seinen Fechtstunden wollte es nicht recht gehen. Von einem französischen Fechtmeister, der seine Kunst auf eine etwas renommistische Weise, mit Avanciren und Retiriren, mit leichten und flüchtigen, von allerlei Exclamationen begleiteten Stößen übte, ging er zu einem ältern, ernstern Deutschen über, „der auf die strenge und tüchtige Weise zu Werke ging." Aber dieser hatte ihm von seinem ersten Meister zu viel abzugewöhnen und zeigte sich überhaupt mit den Ueberläufern weniger zufrieden, als mit seinen ursprünglichen Anhängern.

Konnte nun unser Freund in den Kreisen der Altersgenossen nicht einmal bei frischen gymnastischen Uebungen sich behaglich fühlen, so gefiel er sich dagegen um so mehr in dem fortgesetzten Umgange mit älteren Männern. Hier müssen wir zuerst auf den Schöff von Oleschlager zurückkommen, der einen sehr bedeutenden Einfluß auf Goethe's Jugend ausgeübt hat. Er veranlaßte zuweilen die Aufführung eines Schauspieles durch befreundete Kinder. So wurde außer dem Britannicus, dessen wir schon gedachten, der Kanut von Schlegel gegeben, wobei Wolfgang die Rolle des Königs, und seine Schwester die

der Elfride zugetheilt bekam. Goethe verkehrte viel mit dem geistreichen Manne, als er eben seine „Erläuterung der güldenen Bulle" schrieb. Wenn ihn nun der Geschichtsforscher durch Erzählung in jene unruhigen und wilden Zeiten zurückführte, so zeigte sich zugleich Wolfgang's poetische Natur, indem er die Charaktere und Umstände ausmalte und als gegenwärtig darstellte, manchmal sogar auf mimische Art. Kein Wunder, daß ein Dichter, der biblische und profane Geschichte als Knabe schon auf solche Weise ergriff, nachher in seinem Götz ein so lebendiges Zeitgemälde schuf. Diese anschauliche Vergegenwärtigung des Historischen unterhielt seinen Gönner eben so sehr, als wenn der Knabe mitunter ganz ernsthaft den Anfang der goldenen Bulle zu recitiren begann: Omne regnum in se divisum desolabitur: nam principes ejus facti sunt socii furum. Es war nämlich Wolfgang's Gewohnheit von Kindheit auf gewesen, die Anfänge der Bücher und Abtheilungen eines Werkes zu memoriren; wie er es denn auf diese Weise mit den fünf Büchern Mosis, sodann mit der Aeneide, den Metamorphosen und anderen Werken gemacht hatte.

Ein zweiter Mann, in dessen Nähe sich Goethe häufig befand, war von Reineck, „aus einem altadeligen Hause, tüchtig, rechtschaffen, aber starrsinnig, ein hagerer, schwarzbrauner Mann." Goethe hat ihn niemals lächeln gesehen. Durch häusliches Unglück tief verstimmt, zog er sich ganz zurück und lebte meist in einer großen, aber traurigen Unterstube, in die seit Jahren kein Pinsel eines Tünchers, vielleicht kaum der Kehrbesen einer Magd gekommen war. Er unterhielt sich mit dem Knaben besonders über Welt- und Staats-

verhältnisse und fand sich durch seine Gegenwart allmählig so sehr erleichtert und erheitert, daß er nun zuweilen doch wieder, mit ihm und dem einen oder andern alten Freunde, ausfuhr, und sich die Gegend besah, auf die er viele Jahre lang keinen Blick geworfen hatte. Ein Timon anderer Art, um den Goethe nicht minder gern verweilte, war der tüchtige Jurist, Hofrath Hüsgen, ungefähr ein Sechszigjähriger, eine lange und breite Gestalt, mit blatternarbigem Gesichte, einäugig, das kahle Haupt immer mit einer schneeweißen Glockenmütze bedeckt, in sauberm Schlafrocke von Calmang oder Damast. Goethe sah ihn in zehn Jahren kaum zweimal angezogen und aus dem Hause gehend, Gesellschaft oder Gäste fand er nie bei ihm. Dieser Mann lebte nicht bloß mit der Welt in Opposition, er wollte selbst in Gott Fehler entdecken. Zu seiner Lieblingslectüre gehörte Agrippa de vanitate scientiarum, ein Buch, das den jungen Freund an den behaglich optimistischen Ansichten von der Welt und den Menschen, worin er bisher fortgelebt hatte, auf eine Zeit lang irre machte.

Wie wir hier den Knaben schon besonders gern mit abnormen Charakteren, mit wunderlichen Menschen verkehren sehen, so werden wir auch später noch in den Universitätsjahren ein paar bizarre Männer (wie Behrisch zu Leipzig und den pensionirten Ludwigsritter zu Straßburg) in seiner Gesellschaft finden. Ihnen allen aber behauptete er eben sowohl, als dem ernsten strengen Vater gegenüber, die Unabhängigkeit seines Wesens, nicht durch eine rasch und kräftig hervortretende Gegenwirkung, sondern durch eine gewisse zähe, für den Augenblick sich scheinbar anschmiegende, aber innerlich

um so fester in sich beharrende Natur. Die verschiedenartigsten Anregungen, die er von ihnen empfing, vereinigten sich zuletzt doch wieder zur Förderung seines poetischen Talents. Oleschlager wollte ihn zum Hofmanne, Reineck zum diplomatischen Geschäftsmanne, Hüsgen zu einem Menschenhasser seiner Art und dabei zu einem tüchtigen Rechtsgelehrten bilden; allein er blieb, was er war, ein Dichter, und von allen Arten des Glückes schien ihm der Lorbeerkranz des Poeten das wünschenswertheste.

Der Kreis seines Umganges beschränkte sich aber keinesweges auf jene der höhern und gebildeten Classe angehörigen Männer. Der Vater bediente sich des gewandten Knaben von Kindheit auf, um den Handwerkern, die er beschäftigte, allerlei Aufträge, Instructionen, Mahnungen und dergleichen zukommen zu lassen. So gelangte dieser fast in alle Werkstätten und lernte nicht bloß die Verfahrungsart, sondern auch das Familienwesen eines jeden Handwerks kennen, welches von der Beschäftigung der Menschen Gestalt und Farbe erhält. Es war ihm angeboren, wie er selbst sagt, eine jede besondere Art des menschlichen Daseyns zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen. Dadurch entwickelte und bestärkte sich in ihm das Gefühl der Gleichheit, wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem ihm das nackte Daseyn als die Hauptbedingung, alles Uebrige aber als zufällig und gleichgiltig erschien. Diesen Verkehr mit Handwerkern setzte Goethe auch als Jüngling und Mann noch fort, und übte sich auch selbst in mancherlei Handwerken. Im J. 1805 erzählte Sophie Brion, eine jüngere Schwester der bekannten Friederike von Sesenheim, einem Besuchenden, Goethe habe

sie noch vor acht Jahren durch einen Gesellen grüßen lassen, den er in Weimar bei einem Schlosser getroffen, und setzte dabei erläuternd hinzu: „Denn er kannte und konnte viele Handwerke, wie er denn bei dem lahmen Philipp in Sesenheim das Korbflechten gelernt." Er besuchte in der Zeit, worin jetzt unsere Biographie weilt, auch häufig eine große Wachstuchfabrik, welche der Maler Nothnagel in Frankfurt errichtet hatte. In einer Reihe ausgedehnter Gärten und Höfe wurden alle Sorten Wachstuch gefertigt, vom rohsten, mit der Spatel aufgetragenen, durch die mit Formen abgedruckten Tapeten hindurch, bis zum feinern und feinsten, worauf durch den Pinsel geschickter Arbeiter Blumen, Figuren und Landschaften angebracht wurden. Diese Stufenfolge und Mannichfaltigkeit von Arbeiten war höchst anziehend für ihn. Er machte Bekanntschaft mit den älteren und jüngeren Männern, welche dabei beschäftigt waren, und legte mitunter selbst Hand an. Aber auch mit Künstlern, die nicht wie Nothnagel zum Fabrikwesen hinneigten, dauerte sein Verkehr fort, indem er die vom Vater bei den Malern bestellten Bilder betreiben mußte. So entstanden vor seinen Augen ein paar Blumenstücke des Malers Junker, wozu er diesem von Zeit zu Zeit einen Strauß der schönsten Blumen, so wie Schmetterlinge, Käfer und ähnliche unschuldige Naturgegenstände, die mit abgebildet werden sollten, herbeizuschaffen pflegte. Der Juwelier Lautensack arbeitete in Wolfgang's häufigem Beiseyn an einer kostbaren goldenen, mit Diamanten besetzten Dose, welche Goethe's Vater als Geschenk für seine Gattin zum nahegehofften Friedensfeste bestimmt hatte, deßgleichen an einem

Blumenbouquet aus Juwelen für den Kaiser Franz, dessen Ankunft zur Krönung seines Sohnes in Frankfurt man bald nach dem Frieden erwartete. Bei dieser Gelegenheit lernte Goethe durch Unterhaltungen mit dem Künstler die Eigenschaften und den Werth der Edelsteine kennen, so wie er auch bei einer schönen Sammlung von Kupferstichen und anderen Kunstsachen, welche Lautensack besaß, manche Stunde mit Nutzen zubrachte.

Obwohl er nun, wie wir gesehen haben, von allen Seiten in Anspruch genommen wurde, so fand er doch in guter Jahreszeit noch manchmal eine Stunde, um in der Vaterstadt und vor den Thoren sich zu ergehen. Hatte er früher bei solchen Spaziergängen vorzüglich den Gebäuden, insbesondere den alterthümlichen, seine Aufmerksamkeit zugewandt, so ward er jetzt durch diese Wanderungen angeregt, die Personen vergangener Zeiten, mit Hilfe der Lesner'schen Chronik und anderer Francofurtensien in seines Vaters Bibliothek, sich zu vergegenwärtigen. So suchte er die näheren Umstände über die Meuterei und Hinrichtung eines Staatsverbrechers zu erfahren, dessen Schädel er von Kindheit an auf dem Brückenthurme aufgesteckt gesehen hatte, und glaubte dabei auf das Resultat zu kommen, daß dieser und seine Genossen einer künftigen bessern Verfassung der Stadt als Opfer gefallen seyen. Die Judenstadt, oder vielmehr die Judengasse erregte bei ihm ein zweifaches, sehr verschiedenartiges Interesse. Die alten Märchen aus Gottfried's Chronik von der Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder schwebten bei ihrem Anblicke düster vor seiner Seele, und es dauerte lange, ehe er sich in die enge, schmutzige, von Menschen mit seltsamem Sprachaccent wimmelnde Straße

hineinwagte. Andererseits mußte der Freund des alten Testaments doch in ihnen das auserwählte Volk sehen. Sie zeigten sich thätig, gefällig und selbst in ihrer eigensinnigen Anhänglichkeit an alte Gebräuche achtungswerth; auch waren die Mädchen hübsch und freundlich. Goethe nahm daher fortwährend an dem seltsamen Volke einen lebhaften Antheil und ruhte nicht, bis er, durch Vermittelung einflußreicher Personen, einer Beschneidung, einer Hochzeit beigewohnt, von dem Lauberhüttenfest sich ein Bild gemacht und die jüdische Schule mehrmals besucht hatte. Zuweilen riefen ihn Unglücksfälle oder außerordentliche Vorfälle in's Freie; bald war es ein näherer oder entfernter Brand, bald eine Execution, und ein Mal war er auch bei der öffentlichen Verbrennung eines Buches zugegen. Es machte diese an einem leblosen Wesen ausgeübte Strafe einen eigenen, fürchterlichen Eindruck auf ihn, und er sah mit Schaudern, wie die Ballen im Feuer platzten und durch Ofengabeln aus einander geschürt und mit den Flammen mehr in Berührung gebracht wurden.

Außerhalb der Stadt richtete sich sein Gang gewöhnlich nach den Grundstücken, welche sein Vater vor dem Eschenheimer und Friedberger Thore besaß. Das eine war ein Baumgarten, der zugleich als Wiese benutzt ward, das andere ein sehr gut unterhaltener Weinberg, worin zwischen den Reihen der Weinstöcke Spargelreihen mit großer Sorgfalt gepflegt wurden. Hier machte sich Wolfgang allmählig mit den Gartengeschäften bekannt und durfte zugleich sich der verschiedenen Erzeugnisse des Jahres, von den ersten des Frühlinges bis zu den letzten des Herbstes, freuen. Den Schluß und die

Krone all' dieser Genüsse bildet endlich die Weinlese. Die Schilderung, die Goethe in Wahrheit und Dichtung von dieser frohen Zeit gibt, begegnet uns verkürzt wieder in Hermann und Dorothea (Gesang „Euterpe") in der Beschreibung:

Jenes festlichen Tags, an dem die Gegend in Jubel
Trauben lieset und tritt, und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends an allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und so der Ernten schönste geehrt wird.

Siebentes Capitel.

Confirmation. Bekanntwerden mit jungen Leuten aus den niederen Ständen. Gelegenheitsgedichte. Gretchen. Kaiserkrönung. Goethe von gerichtlicher Untersuchung bedroht. Auflösung des Verhältnisses zu Gretchen. Philosophische Studien. Zeichnen nach der Natur. Excursionen. Goethe's Schwester. Gesellige Vergnügungen. Vorbereitung für die Universität.

Wir sind nunmehr in unserer Erzählung bis zu der Zeit vorgerückt, in die wir wahrscheinlich Goethe's Confirmation zu setzen haben. Wenn dieser heilige Act, der in dem Leben so manches Jünglings eine Epoche bildet, bei ihm seiner Wirksamkeit verlustig ging, so lag dieß zum Theile an der Wahl des Geistlichen, in dessen Religionsunterricht man ihn geschickt hatte. Er war ein guter, alter, schwacher Mann; weil er aber seit Jahren der Beichtvater des Hauses gewesen war, so übergab man ihm auch den Sohn zur Vorbereitung. Der Lehrling ließ es nicht an Eifer fehlen; den Katechismus sammt der Paraphrase desselben, die Heilsordnung, die kräftigen

biblischen Belegstellen, Alles übte er auf's Beste ein. Als er aber vernahm, daß der alte Herr die Hauptprüfung nach einer stehenden Formel anzustellen pflege, verlor er alle Lust und Liebe zur Sache, gab sich in der letzten Zeit des Unterrichtes mancherlei Zerstreuungen hin und legte bei der Prüfung einige von einem ältern Freund erborgte, dem Geistlichen abgewonnene Blätter in den Hut, von denen er nun Alles gemüth- und überzeugungslos herunterlas. Eben so wenig gedieh ihm die Beichte zu irgend einer Frucht für Herz und Gemüth. Er beneidete die Katholiken, daß sie im Beichtstuhle ihre Sünden im Einzelnen bekennen durften; denn er war von den seltsamsten religiösen Zweifeln beunruhigt, die er bei solcher Gelegenheit gern auf's Reine gebracht hätte. Um nun diesen Zweck doch so viel als möglich zu erreichen, verfaßte und memorirte er ein Bekenntniß, das wenigstens im Allgemeinen seinen Zustand einem verständigen Manne hätte klar machen können. Allein kaum näherte er sich im alten Barfüßer-Chor den seltsamen vergitterten Beichtschränken, so begann alles Licht seines Geistes und Herzens zu verlöschen; und wie er sich nun dem geistlichen Großvater in dem engen Raum gegenüber sah, wollte die gut eingeübte Beichtrede nicht über die Lippen, und er las in der Verlegenheit aus einem Buche die erste beste Formel her, die in ihrer Allgemeinheit für eines Jeden Zustand paßte. So entfernte er sich, nach empfangener Absolution, weder warm noch kalt, ging folgenden Tages mit den Aeltern zum Tische des Herrn und betrug sich ein paar Tage lang, wie es sich nach einer so heiligen Handlung geziemte. Das Gefühl aber, wie wenig seine

Stimmung der Bedeutung dieses religiösen Actes angemessen war, erzeugte allmählig in ihm einen düstern, quälenden Scrupel. Der Spruch, daß wer das Sacrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, machte einen ungeheuern Eindruck auf ihn; und alles Furchtbare, was er aus dem Mittelalter von Ordalien und in der Bibel von der Quelle gesehen, die dem Schuldlosen wohl bekommt, den Schuldigen aber aufbläht und bersten macht, stellte sich dabei seiner entzündeten Einbildungskraft dar. Er theilte Anderen seine ängstigenden Zweifel mit; aber die Auskunft, womit man ihn zu beruhigen gedachte, schien ihm so kahl und schwach, daß jenes Schreckbild dadurch nur an furchtbarem Ansehen gewann und ihn von Zeit zu Zeit bis in die Leipziger Periode heimsuchte.

Eine bessere sittliche und religiöse Kräftigung, als ihm durch die Confirmation zu Theil geworden, hätte gerade in diesem Zeitpuncte Noth gethan; denn schon war eine Epoche im Herannahen, wo bedenkliche Verbindungen und Leidenschaft ihn ganz nahe an große Gefahr brachten. Durch jenen Pylades *) wurde Goethe mit einigen jungen Leuten bekannt, die den mittleren und selbst niederen Ständen angehörten, aber nicht ohne Geist und einige Bildung waren. Sie schlugen sich durch, indem sie für Advocaten schrieben, durch Hausunterricht Schülern und Präparanden für die Confirmation nachhalfen, dann wieder für Kaufleute und Mäkler einige Wege liefen, und thaten sich Abends von ihrem kleinen Erwerbe auf frugale Weise etwas zu Gute. Der Verkehr mit ihnen gab zunächst

*) Vgl. S. 119.

Goethe's poetischem Talente neue Anregung und Beschäftigung. Ihnen zu Gefallen setzte er einen versificirten Liebesbrief auf, worin ein verschämtes junges Mädchen einem Jünglinge ihre Neigung offenbarte. Diese Liebesepistel wurde aus dem Stegreife in den Taschenkalender eines jener Bekannten, und zwar in einem zwischen dem Knittelverse und dem Madrigal schwebenden Sylbenmaße, geschrieben. Man wollte damit einen eingebildeten jungen Mann mystificiren, was auch vollkommen gelang. Der Getäuschte wünschte nun gleichfalls, in Versen antworten zu können, und wandte sich im Gefühle seiner Unfähigkeit an eben die jungen Leute, die ihn zum Besten hatten. Diese gingen abermals ihren neugewonnenen Freund, den versgewandten Goethe, an, und sogleich ward eine poetische Antwortepistel zu großer Zufriedenheit der Betheiligten angefertigt.

Durch die beiden Liebesepisteln war Goethe mit jenen jungen Leuten näher vertraut geworden und nahm bisweilen an ihren abendlichen Zusammenkünften Theil. In ihrem Kreise lernte er ein Mädchen von ungemeiner Schönheit, und durch sie zum ersten Male die volle Gewalt der Liebe kennen; denn jene Neigung zu der Schwester des jungen Derones war nur ein flüchtiges Vorspiel, ein leiser Anklang. Gretchen hieß das liebliche Wesen, dessen Namen der Dichter später in seinem Faust verewigte. Nach Bettinen's Briefwechsel mit Goethe *) war sie die Tochter des Wirthes zur Rose zu Offenbach und wurde allgemein das schöne Gretchen genannt;

*) II, 260.

auch scheint es nach der dort angeführten Erzählung der Mutter Goethe's, als habe sie zu Offenbach gewohnt.*) In Wahrheit und Dichtung finden wir sie dagegen zu Frankfurt bei Verwandten in abhängigem Verhältnisse lebend. Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte ihn von dem Abende an, wo er sie zuerst sah, auf allen Wegen und Stegen. Ihr zu Liebe besuchte er fleißig die Kirche und weidete unter dem langen protestantischen Gottesdienste Augen und Herz an ihrem Anblicke. Sie beim Herausgehen anzureden getraute er sich nicht, noch weniger, sie zu begleiten; aber er war schon überglücklich, wenn sie ihn bemerkt und seinen Gruß flüchtig erwiedert hatte.

Um die Mystification jenes jungen Mannes noch weiter fortzuspinnen, verlangten Goethe's neue Freunde von ihm eine dritte Liebesepistel, als Antwortschreiben des Mädchens auf den poetischen Brief ihres Liebhabers. Goethe'n war dieser Auftrag sehr willkommen, und er führte ihn mit großer Wärme aus; denn er dachte sich jetzt dabei alles Schöne und Liebe, was er gern von Gretchens Hand an ihn selbst geschrieben gesehen hätte. Wie das Concept dieser neuen poetischen Epistel auf die anmuthigste Weise eine nähere Erklärung zwischen Goethe und seiner Geliebten herbeigeführt, wollen wir seiner Selbstbiographie nicht nacherzählen; wir würden dadurch nur Gefahr laufen, von einer reizenden Dichtung eine Copie mit matten Farben zu liefern.

---

*) Ebendas.: „Den Tag vorher war Wolfgang in Offenbach gewesen, da war ein Wirthshaus zur Rose, die Tochter hieß das schöne Gretchen; er hatte sie sehr gern; das war die erste, von der ich weiß, daß er sie lieb hatte."

Goethe's Gesellen kamen bald auf den Gedanken, daß sie von seinem Talent einen bessern Gebrauch, als zu bloßer Befriedigung einer schadenfrohen Mystificirungslust machen könnten. Sie nahmen Bestellungen auf Gelegenheitsgedichte an, die er mit Leichtigkeit ausführte und von deren Ertrage sie sich dann gemeinsam ein paar lustige Abende machten. Ausdrücklich erwähnt sind in Wahrheit und Dichtung ein Hochzeitsgedicht, ein Leichencarmen und noch ein drittes Gelegenheitsgedicht. Später wollte es mit den Bestellungen nicht recht mehr fort; ja einmal kam sogar ein Gedicht mit Protest zurück, da es dem Besteller nicht gefallen hatte. Weil aber einer der jungen Leute von Goethe das Handwerk durchaus erlernen wollte, so wurde noch eine Reihe fingirter poetischer Aufgaben behandelt, bei deren Auflösung sie sich zwar noch immer gut genug unterhielten, aber, da sie nichts einbrachten, ihre kleinen Gelage viel mäßiger einrichten mußten.

Wenn wir Goethe's Alter, der damals kaum sein vierzehntes Jahr vollendet hatte, erwägen, und dabei die Art der Gesellschaft, in die er jetzt hineingerieth, die Beschaffenheit der Gespräche, die er hörte, die Welt, die sich ihm dadurch erschloß, die Sphäre von Ideen, Gefühlen, Wünschen und Hoffnungen, die in ihm angeregt wurden, in Betracht ziehen: so tritt uns ein Mißverhältniß der erstaunlichsten und zugleich bedenklichsten Art entgegen. Sein Freund Pylades, der ungefähr gleichen Alters mit ihm seyn mochte, erscheint als Verlobter mit seinem Bräutchen in jenem Kreise; er selbst schmiedet Plane einer unabhängigen Existenz, und findet, daß eigentlich Jedem von

der Gesellschaft eine Frau nöthig sey. Nach der Darstellung in Wahrheit und Dichtung geht es zwar in Gespräch und Benehmen unter den jungen Glücksrittern noch gemäßigt und sittig genug zu; aber, wenn irgendwo, so möchte der Dichter gerade hier Manches vertuscht und gemildert haben. An einer andern Stelle der Selbstbiographie thut er ein Geständniß, das uns erkennen läßt, in welchen Regionen sich häufig die Unterhaltung bewegt haben mag. Er gesteht, daß er „bei der Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben“ die Erfahrung gemacht, wie zerrüttet und hinfällig im Innern die bürgerliche Gesellschaft sey, wie viele Familien durch Banqueroute, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder in's Verderben stürzten oder sich kümmerlich auf dem Rande desselben erhielten. Noch mehr fühlt man sich befremdet, wenn er hinzufügt: er habe sogar, wie jung er auch war, in solchen Fällen oft die Hand zur Rettung und Erleichterung geboten; denn da seine Offenheit Zutrauen erweckte, seine Verschwiegenheit erprobt war, seine Thätigkeit kein Opfer scheute und er in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirkte, so habe er Gelegenheit genug gefunden, den Vermittler zu spielen, den Wetterstrahl abzuleiten und sonst in mancher Weise hilfreich zu seyn. Auf solche Art mußte er freilich schon als Knabe nur zu tief in die verborgenen labyrinthischen Gänge blicken, die das gesellschaftliche Daseyn bald hier, bald dort, mit einem verderblichen Einsturz bedrohen; und nach diesen Erfahrungen erscheint es weniger wunderbar, daß er einige Jahre später ein Stück, wie die Mitschuldigen, dichten konnte.

Ein gütiges Geschick hatte ihm aber unter dieser Umgebung einen schützenden Engel in Gretchen zugesellt. Die holde Anmuth ihres Wesens, die schöne Gelassenheit und Mäßigung ihres Benehmens wirkte höchst wohlthätig auf ihn und paralysirte zum Theil wenigstens die nachtheiligen Einflüsse der übrigen Gesellschaft. Sie hielt ihn davon ab, sich zum Werkzeuge weiterer Mystificationen jenes jungen Mannes gebrauchen zu lassen. Einen Kuß wollte sie dem feurig Liebenden nicht gewähren; „nicht küssen!" sagte sie, „das ist so was Gemeines, aber lieben, wenn's möglich ist." Ueberhaupt hielt sie ihn durch ihr Betragen in schicklicher Entfernung. Wie sie Niemanden die Hand gab, so auch ihm nicht; sie litt keine Berührung; nur setzte sie sich manchmal, besonders wenn er schrieb und vorlas, neben ihn, legte ihm dann den Arm auf die Schulter und sah ihm in's Buch oder auf's Blatt, eine Vertraulichkeit, die sie sonst gegen Niemand ausübte. Wollte er aber sich ein Gleiches gegen sie herausnehmen, so entfernte sie sich und kam so bald nicht wieder.

Während so Goethe, von dieser ersten Liebe beglückt, die seligsten Tage verlebte, näherte sich der lang gehegte Wunsch, eine Kaiserkrönung zu schauen, seiner Erfüllung. Kaum war es entschieden, daß der Erzherzog Joseph zum römischen Könige gewählt und gekrönt werden solle, so begann der Vater seinen Wolfgang für die Auffassung eines so wichtigen staatsrechtlichen Actes vorzubereiten, indem er mit ihm die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen, nicht weniger die Wahlcapitulationen durchging. Ein so höchst bedeutendes Ereigniß, meinte der Vater, dürfe man nicht etwa

bloß gaffend und staunend an sich vorbeigehen lassen. Zu Ende des Jahres 1763 begannen sich in Frankfurt die Vorbereitungen zu der großen Feierlichkeit zu regen. Bei Rath wurden lange Ueberlegungen gepflogen, und bald erschien der Reichsquartiermeister, vom Erbmarschall gesandt, um die Wohnungen der Gesandten und ihres Gefolges zu bezeichnen. Nachdem die Ankunft der Letzteren, Eines nach dem Andern, und ihre erste solenne Gesammtauffahrt den 6. Februar 1764 stattgefunden, wurde nachher die Ankunft der kaiserlichen Commissarien und deren feierliche, mit großem Pompe geschehende Auffahrt bewundert. Der mittlere Stock des Goethe'schen Hauses war von einem kurpfälzischen Cavalier, der obere vom Nürnbergischen Geschäftsträger, Baron von Königsthal, eingenommen, so daß sich die Familie noch mehr, als zur Zeit der Franzosen, zusammengedrängt fand. Dieß benutzte Wolfgang zu einem Vorwande, um die meiste Zeit des Tages außer dem Hause zuzubringen.

Auf den 3. März war der Wahlconvent anberaumt. Jetzt kam die Stadt durch die wechselseitigen Ceremonielbesuche der Gesandten in lebhafte Bewegung. Von den Persönlichkeiten dieser Männer machten einige einen bleibenden Eindruck auf Goethe, vor allen die des Brandenburgischen Gesandten, des Barons von Plotho, eines kleinen, gedrungenen, mit schwarzen Feueraugen keck um sich blickenden Mannes, der vom siebenjährigen Kriege her als ein diplomatischer Held berühmt war. Obwohl seine eigene Kleidung, wie die Livreen und Equipagen, gegen die von anderen Abgeordneten für spärlich gelten konnten, so waren doch Aller Augen ihm zugewandt,

da auf ihm der Abglanz seines großen Königes ruhte. Wie in einem überlegten Kunstwerke wurden nun die öffentlichen Auftritte immer bedeutender und großartiger; die Menschen wuchsen an Zahl, die Personen an Würde, die Umgebungen an Pracht. Am 21. März hielt der Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, unter betäubendem Kanonendonner, der von nun an fast nicht mehr enden sollte, seinen glänzenden Einzug, worauf bald auch die Ankunft von Kur-Trier und Kur-Cöln folgte. Besonders interessirte Goethe'n, als Frankfurter Bürger, die Ablegung des Sicherheitseides, den vor dem Wahltage der Rath, das Militair und die Bürgerschaft persönlich und in Masse, theils auf dem großen Römersaale, theils auf dem Römerberge, leisteten, und wobei sich das ganze Gemeinwesen nach seiner Zusammensetzung und seinen Abstufungen wie mit Einem Blicke übersehen ließ. Am Wahltage selbst hatte Goethe den Genuß, die höchsten und hohen Personen, die sich bisher nach moderner Weise nur in Carossen hin- und herfahrend gezeigt hatten, nunmehr nach uralter Sitte zu Pferde zu erblicken. Sehr romantisch erschienen ihm unter freiem Himmel diese rothen, mit Hermelin ausgeschlagenen Fürstenmäntel der drei geistlichen Kurfürsten, die er bisher nur auf Gemälden gesehen; auch erfreute er sich höchlich an den Botschaftern der abwesenden weltlichen Wahlfürsten in ihren von Gold blitzenden spanischen Kleidern und den alterthümlich aufgekrempten Federhüten. Nachdem er vom Römer aus den Zug bewundert hatte, drängte er sich in die Kirche und hörte hier endlich nach langem Harren in dem wogenden Gedränge Joseph den Zweiten als römischen König verkünden.

Von diesem Tage an ward der Zudrang der Fremden immer stärker; Alles erschien in Gala, so daß zuletzt nur noch die ganz goldenen Anzüge Aufmerksamkeit erregten.

Wenn diese stets wachsende Pracht und Fülle bedeutender Erscheinungen die meisten Zuschauer allmählig ganz verwirren und abstumpfen mußte, so kam unserm jungen Freunde, außer den vorbereitenden Studien, noch Zweierlei zu Hilfe, um eine reine und besonnene Auffassung des Ganzen zu erleichtern. Sein Vater und der Baron von Königsthal hatten mit einander beredet, daß Wolfgang Abends von dem Gesehenen sowohl mündlich, als in kleinen Aufsätzen, genauen Bericht erstatten sollte, wobei sie theils ihr eigenes Interesse, theils seine Uebung im Auge hatten. Schon dieß mußte ihm ein Sporn seyn, das Wichtigere vom Unwichtigern zu unterscheiden, und sich die Folge und den Zusammenhang der Erscheinungen einzuprägen. Ebenso hatte er die Wahlverhandlungen zum Behufe seines Vaters abzuschreiben, und lernte dabei den innern Gang der Dinge kennen, der ihm für die Betrachtung der äußeren Vorgänge häufig ein leitender Faden war. Mehr aber, als dieses, trug seine Neigung zu Gretchen dazu bei, daß die unendlich mannichfaltige Welt, die ihn umgab, doch nur einen einfachen harmonischen Eindruck auf ihn machte. Gretchen war lernbegierig, und er, von seinem Vater her, zum Lehren aufgelegt. So war er denn immer bemüht, Alles recht gut zu sehen und zu fassen, um es ihr wiederholen und erklären zu können. Ja, er beschrieb oft einen vorbeigehenden Zug halblaut vor sich selbst, damit er sich alles Einzelnen recht versicherte und von seiner Schönen gelobt würde. Den Beifall und die Aner-

kennung der Anderen gesteht er nur als eine Zugabe angesehen zu haben.

In diesem Sinne betrachtete er nun auch den Einzug des Kaisers und des künftigen Königs, welcher jetzt in der Reihe der Feierlichkeiten folgte, und alles Frühere an Großartigkeit und blendendem Glanze weit hinter sich ließ. Goethe kam an dem festlichen Tage und den nächstfolgenden, wo auch die Reichs-Insignien gebracht wurden, vor lauter Beschäftigung nicht zu sich. Zu Hause gab es Allerlei zu schreiben und zu copiren, und draußen Unzähliges zu sehen. Er hatte von dem, was zuletzt vorgegangen und was an dem herannahenden großen Tage der Krönung zu erwarten sey, seiner Geliebten eine ausführliche Belehrung versprochen. Endlich gelang es ihm eines Abends, sich frei zu machen, und er eilte noch spät zu ihrer Wohnung. Die Unterhaltung mit Gretchen beflügelte die Stunden, und es war schon Mitternacht vorüber, als Goethe endlich aufbrechen wollte. Zum Unglücke hatte er den Hausschlüssel vergessen und konnte nun, ohne das größte Aufsehen zu erregen, nicht in's älterliche Haus zurück. Seine Verlegenheit war groß. Da schlug Gretchen, mit Zustimmung der übrigen Gesellschaft, vor, den Rest der Nacht zusammen zu bleiben. Sie ging sogleich, um Kaffee zu kochen, welcher den Schlaf noch für einige Zeit verscheuchte. Bald aber stockte sowohl das Gespräch, als das Spiel, wozu Einige ihre Zuflucht genommen hatten. Die Mutter schlief im Sessel, Pylades mit seiner Schönen saß in einer Ecke; die Uebrigen nickten hier und dort. Nur Goethe und Gretchen, in einer Fensterecke sitzend, wachten noch, in leiser Unterhaltung begriffen. Aber

auch sie ward endlich vom Schlafe übermannt und lehnte einschlummernd ihr Köpfchen an seine Schulter. So saß nun Goethe allein wachend da, in der wunderlichsten Lage, bis auch ihn der freundliche Zwillingsbruder des Todes beruhigte. Es war heller Tag, als er erwachte. Gretchen stand vor dem Spiegel und rückte ihre Häubchen zurecht. Sie war liebenswürdiger als je, und drückte beim Scheiden ihm herzlich die Hände. Goethe schlich auf einem Umwege nach Hause, um nicht vom Vater durch ein Guckfensterchen, welches dieser in der Mauer nach dem kleinen Hirschgraben zu angebracht hatte, bemerkt zu werden. Seine Abwesenheit beim Morgenthee hatte die Mutter durch Vorschützen eines frühen Geschäftes zu beschönigen gewußt.

Endlich brach der Krönungstag an, der 3. April 1764. Von einem bequemen Platze in den oberen Etagen des Römers sah Goethe, wie in der Vogelperspective, die mannichfachen Anstalten zum Feste, den neuerrichteten Springbrunnen mit zwei großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer weißen und rothen Wein aus seinen zwei Schnäbeln gießen sollte, den hochgethürmten Haferhaufen, die große Bretterhütte, worin schon einige Tage ein ganzer fetter Ochse an einem ungeheuern Spieße bei Kohlenfeuer schmorte. Bald verkündete das ahnungsvolle Geläute der Sturmglocke den Beginn des Festes. Zuerst sah man den Zug der Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome bringen, wohin sich bald nachher auch die drei Kurfürsten begaben. Dann schwang sich der Erbmarschall, Graf von Pappenheim, auf sein Pferd, ein schöner,

schlanker Herr, in reicher spanischer Tracht; ihm folgten, unter dem Schalle aller Glocken, die Gesandten, gleichfalls zu Pferde, nach dem kaiserlichen Quartiere. Nicht lange währte es, so erblickte man von dort aus einen unendlichen Zug sich daher bewegen, worauf die Menge der reichgekleideten Dienerschaft, der Behörden, des stattlichen Adels, dann die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherren getragenen Baldachin den Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, seinen Sohn, in spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Rossen einherschwebend. So ging der herrliche Zug in den Dom, wo nach und unter unendlichen Ceremonieen die Salbung, die Krönung, der Ritterschlag vorgenommen wurden. Mittlerweile blieben Goethe und seine Freunde auf ihrem Platze und genossen zu einer frugalen Mahlzeit, aus kalter Küche bestehend, den besten und ältesten Wein der Familienkeller. Sodann sahen sie den aus dem Dome rückkehrenden Krönungszug vom Markte her nach der Römerthüre zu über einen eigens dazu aufgebrückten, mit rothgelbem und weißem Tuche belegten Bretterweg heranschreiten, und konnten so die Majestäten, die sie eben zu Roß sitzend angestaunt hatten, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern. Ein höchst merkwürdiges und belustigendes Schauspiel bot sich dar, als das Tuch der Bretterbrücke, und später der Hafer, der Weinspringbrunnen und der gebratene Ochse dem Volke preisgegeben wurden. Zuletzt wußte Goethe sich auch noch den Eintritt in den großen Römersaal zu verschaffen, wo Kaiser und König, von hohen Personen bedient,

auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen in ihrem Ornate beim Festmahle saßen.

Warum hat der Anblick dieser großartigen politisch-religiösen Feierlichkeiten gar keinen Einfluß geübt auf die Richtung von Goethe's Poesie in den nächsten Jahren? Wenn es wahr ist, was Gervinus sagt, daß ihm nur ein großes öffentliches Leben gefehlt hat, um ein großer patriotischer Dichter zu werden, warum hat dieses in seiner Art einzige Fest ihm keine einzige poetische Blüthe entlockt, die der Ausdruck eines erhöhten vaterländischen Bewußtseyns gewesen wäre? Es begegnete hier doch so Manches seinem Blicke, was besonders die Brust eines phantasiereichen Jünglinges mit freudigem Stolze schwellen konnte; in jenen symbolischen Ceremonieen trat, wie Goethe selbst sagt, das durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher verschüttete deutsche Reich einmal wieder für einen Augenblick lebendig dem Sinne und Herzen entgegen. Auch als Frankfurter mußte sich Goethe von der Feier lebhaft angesprochen fühlen. Seine Vaterstadt nahm gastlich so viele Souveraine und ihre Repräsentanten auf, und erschien neben ihnen selbst als kleine Souverainin; und an dem Mitgefühle dieser Ehre, an dem Hunderttausendtheilchen einer Hoheit, die jetzt in vollem Glanze erschien, labte sich das Herz jedes Frankfurter Bürgers. Aber Goethe blickte, so jung er war, auch hinter die Coulissen dieser glänzend decorirten Bühne. Indem er Abends seine Canzelistenarbeit betrieb, sah er, wie viele kleinliche Monita von allen Seiten einliefen, wie eigensüchtig jeder Stand bei der neuen Capitulation nur auf Wahrung seiner Gerechtsame, auf Vermehrung seines Einflusses bedacht

war. Symbolisch stellte sich ihm diese Zerrissenheit des deutschen Reiches in dem Speisesaale der Majestäten dar, wo die Büffete und Tische sämmtlicher weltlichen Kurfürsten zwar prächtig aufgeputzt, aber herrenleer dastanden. Mußte dieses schon seine patriotische Begeisterung dämpfen, so kam dazu noch das Zusammenfallen seiner ersten Liebe mit der Krönungsfeierlichkeit. Das Erwachen des mächtigsten aller menschlichen Gefühle ließ den vaterländischen Empfindungen wenig Raum; und wie es bei Goethe heißt, daß ein Liebender gern Sonne, Mond und Sterne verpuffen möchte, um der Geliebten ein lustiges Feuerwerk zu bereiten, so mußten ihm auch alle jene glänzenden Festlichkeiten nur zur Verherrlichung seiner Liebe dienen.

Den Abend des Krönungstages verbrachte Goethe mit Gretchen und mit Pylades und seiner Schönen, indem sie die prächtig illuminirten Straßen durchwanderten. Sie staunten die feenartigen Flammengebäude an, womit die verschiedenen Gesandten einander zu überbieten suchten. Allen aber lief der Fürst Esterhazy den Rang ab, der die große Linden-Esplanade am Roßmarkte vorn mit einem farbig erleuchteten Portal und im Hintergrunde mit einem prachtvollen Prospect hatte verzieren lassen. Während sie dort nun, zu vieren aneinander geschlossen, zwischen den mit leuchtenden Guirlanden verknüpften Bäumen auf und ab gingen, glaubte Goethe an Gretchens Seite in den glücklichen Gefilden Elysiums zu wandeln. Er ahnte nicht, wie bald er gemahnt werden sollte, daß er noch auf Erden war, wo dem höchsten Glücke ein schmerzliches Leiden auf dem Fuße folgt. Als er Gretchen bis an ihre Thüre

gebracht hatte, küßte sie ihn auf die Stirne. Es war das erste und das letzte Mal; denn er sollte sie nie wiedersehen.

Am andern Morgen erschien der Hausfreund, Rath Schneider, mit Thränen in den Augen, aus Auftrag von Goethe's Vater und der Obrigkeit, auf seinem Zimmer, um von ihm ein aufrichtiges Bekenntniß über gewisse schwere Vergehen zu verlangen, woran man ihn als Theilnehmer angeschuldigt hatte. Die Policei war einem Complotte von jungen Leuten auf die Spur gekommen, die von verwegenen Mystificationen, lustigen Geldschneidereien und allerlei possenhaften Verbrechen nach und nach bis zu Verfälschung von Papieren, Nachbildung von Handschriften, Unterschiebung von Schuldscheinen und anderen strafwürdigen Dingen fortgeschritten waren. Da als einer ihrer Versammlungsörter auch das Haus bezeichnet wurde, welches Goethe zu besuchen pflegte, so lag es nahe genug, ihn in das Complott verwickelt zu glauben. Er konnte nicht läugnen, daß er manche Nacht spät nach Hause gekommen, daß er sich einen Hausschlüssel zu verschaffen gewußt, daß er mit Personen von geringem Stande an Lustorten bemerkt worden, daß Mädchen in die Sache verwickelt seyen, daß er in Anderer Namen Briefe verfaßt. Obendrein gehörte zu den meist Compromittirten ein junger Mensch, den Goethe auf den Wunsch von Gretchens Vettern seinem Großvater zu einer vakanten mittlern Stelle empfohlen, und der sich hauptsächlich um jenes Amt beworben hatte, um gewisse Bubenstücke zu unternehmen oder zu bedecken. Goethe beobachtete Anfangs dem messianischen Freunde gegenüber ein standhaftes Schweigen, um nicht seine Bekannten, besonders Gretchen und ihre Vettern,

irgend einer Gefahr auszusetzen. Als aber ihr Haus ausdrücklich genannt wurde, hielt er alles fernere Zurückhalten für unnütz und erzählte dem Freunde mit immer wachsender leidenschaftlicher Aufregung den ganzen Hergang der Dinge, erklärte aber zugleich, daß, wenn man seine Bekannten nicht schonen und ihre Thorheiten verzeihen wolle, er sich ein Leid anthun würde. Der Hausfreund entfernte sich, nachdem er ihm auferlegt hatte, auf seinem Zimmer zu bleiben, und mit Niemand, als mit den Seinigen, zu communiciren.

Jetzt, in der Einsamkeit, begann Goethe sich die schwersten Vorwürfe über sein Geständniß zu machen. Er glaubte vorauszusehen, daß man die kindlichen Handlungen, die jugendlichen Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und fürchtete, die Geliebte, den guten Pylades, die Vettern in großes Unglück hineingezogen zu haben. Von Schmerz überwältigt, warf er sich die Länge lang auf die Erde und benetzte den Boden mit seinen Thränen. So fand ihn seine Schwester Cornelia und erschrack über die Gewalt seiner Leidenschaft. Vergebens bemühte sie sich, ihn durch allerlei Trostgründe aufzurichten; umsonst war das Zureden der Mutter, die ihn, wie Cornelia, von Zeit zu Zeit besuchte; er fand keinen größern Genuß, als wechselsweise die Bilder seiner Neigung und seines frühern Glückes und die des gegenwärtigen und möglichen Unglückes hervorzurufen. Am zweiten Tage kamen Mutter und Schwester, um im Namen des nun besser unterrichteten Vaters ihm eine völlige Amnestie anzubieten und ihn zum Beschauen der Reichs-Insignien einzuladen; allein er wollte von Nichts wissen; der ganze weitere Verlauf der

Krönungsfeierlichkeiten ließ ihn kalt und theilnahmlos, und wie beim Dankfeste der letzte Kanonendonner verhallte und der Pulverdampf in die Lüfte schwand, war alle diese Herrlichkeit aus seiner Seele getilgt.

Die Heftigkeit seines Seelensturms verursachte zuletzt eine körperliche Krankheit, so daß man den Arzt zu Hülfe rufen und ihn auf alle Weise zu beschwichtigen suchen mußte. Man gab ihm die Versicherung, seine nächsten Freunde, an jener Schuld so gut wie unbetheiligt, seyen mit einem leichten Verweise davon gekommen, und Gretchen habe sich aus der Stadt wieder nach ihrer Heimath begeben. Die letztere Nachricht wirkte schlimm genug auf ihn; denn er sah darin keine freiwillige Abreise, sondern eine schmähliche Verbannung. Nach einiger Zeit gesellte man Goethe'n einen besondern Aufseher in einem Manne bei, den er glücklicherweise liebte und schätzte. Dieser hatte früher eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet; jetzt, in diesen Leidenstagen, besuchte er Goethe'n häufig und bezog zuletzt ein Zimmer neben dem seinigen. Von ihm erfuhr der Patient das gesammte Ergebniß der Untersuchung, wobei sich herausgestellt hatte, daß die Vettern ganz unschuldig und nur im Allgemeinsten mit jenen strafbaren jungen Leuten bekannt waren. Gretchen aber hatte bei den Examinatoren das herrlichste Zeugniß davon getragen; man hatte an ihr nur Gutes und Liebes finden und die Entfernung aus der Stadt, die sie wünschte, ihr nicht versagen können. Ihr Bekenntniß in Beziehung auf Goethe lautete: „Ich kann nicht läugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und meine

Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können."

Als Goethe erfuhr, wie Gretchen ihn als ein Kind zu den Acten erklärt, ging plötzlich eine große Verwandlung in ihm vor. Er fand es unerträglich, daß ein Mädchen, die höchstens ein paar Jahre mehr zählte, ihn für ein Kind halten sollte; er nannte ihren Namen nicht mehr, obwohl er von der Gewohnheit nicht ablassen konnte, sich ihr Bild lebhaft zu vergegenwärtigen. Wie verhaßt erschien ihm jetzt das vertrauliche Wesen, das sie sich gegen ihn erlaubt, ihm aber nicht zu erwiedern gestattet hatte! Wie kindisch kam ihm das Klagen und Rasen vor, dem er sich oft halbe Nächte durch überlassen, wie thöricht das Weinen und Schluchzen, wodurch er zuletzt dahin gekommen war, daß er kaum mehr schlingen konnte! Er entschloß sich rasch, das Vergangene hinter sich zu werfen und durch frische Thätigkeit ein neues Leben zu beginnen.

Das Lieblingsstudium seines Stubennachbars und Freundes war die Philosophie. Goethe ließ sich dadurch auf ein Gebiet locken, auf dem er sich bisher noch gar nicht umgesehen hatte. Aber die philosophischen Lehren wollten in der Art und Folge, wie sie ihm überliefert wurden, in seinem Kopfe nicht zusammenhängen; er that allerlei Fragen, die der Freund erst später zu beantworten versprach, ja er behauptete sogar die Unnöthigkeit einer abgesonderten Philosophie, weil sie schon in der Religion und Poesie enthalten sey. Da es

mit dem dogmatischen Vortrage nicht ging, so begann der Freund mit ihm die Geschichte der Philosophie, wobei er den kleinen Brucker zu Grunde legte. Hier kam Goethe'n nun eine Lehre so gut wie die andere vor; an den ältesten Systemen gefiel ihm besonders das Zusammenfallen von Poesie, Religion und Philosophie in Eins. Aber beim Weiterschreiten konnte er sich immer weniger zurechtfinden; er vermochte weder der Platonischen Philosophie, noch der des Aristoteles eine sonderliche Frucht abzugewinnen. Zu den Stoikern hatte er früher schon einige Neigung gefaßt, und studirte nun zum Verdrusse des Freundes, der ein so einseitiges Treiben ungern sah, mit großer Theilnahme den Epictet.

Unterdessen war die Jahreszeit schön geworden, und Goethe begann mit seinem Freunde Ausflüge nach den Vergnügungsörtern um die Stadt her zu machen. Allein hier ward es ihm nicht wohl; er hatte die glückliche Unbefangenheit verloren, die an keinen Beobachter denkt; er glaubte Aufmerksamkeit, Kritik zu erregen; er fürchtete bald da, bald dort einen der Vettern hervortreten zu sehen. Daher zog er seinen Freund in die Stille der Wälder, und suchte sich hier einen ernsten, von uralten Eichen und Buchen umschatteten Platz. Auf die scherzende Bemerkung des Freundes, daß er sich in seiner gefühlvollen, religiösen Hingebung an die einsame, große Natur als einen ächten Abkömmling der alten Germanen bewähre, rief er aus: „Gewiß gibt es keine schönere Gottesverehrung, als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechselgespräche mit der Natur in unserm Busen entspringt!" Indeß genügten ihm diese unbestimmten, erhabenen

Gefühle auf die Dauer nicht in dem heiligen Walde. Die alte, halb natürliche, halb erworbene Neigung, alle Gegenstände gleich den Malern, worunter er von jeher gelebt, in Bezug auf die Kunst anzusehen, trat in der Einsamkeit lebhaft hervor. „Wo ich hinsah," erzählt er selbst, „erblickte ich ein Bild, und was mir auffiel, was mich erfreute, wollte ich festhalten; und ich fing an, auf die ungeschickteste Weise nach der Natur zu zeichnen." Wir wissen aus dem Frühern, wie gering die technische Vorbildung war, die er zu dieser schwierigen Kunst empfangen; auch hatte ihn die Natur, wie er selbst gesteht, eben so wenig zum Zeichnen für's Einzelne, als zum descriptiven Dichter bestimmt. Nichts desto weniger hing er mit Hartnäckigkeit solchen Uebungen nach, und gewann dadurch wenigstens eine große Aufmerksamkeit auf die äußere Welt. Sein Vater suchte diese Bestrebungen auf alle Weise zu fördern. Er umzog die unvollkommenen Skizzen mit Linien, schnitt die unregelmäßigen, grauen, oft schon auf einer Seite beschriebenen Blätter zurecht, legte eine Sammlung derselben an und nährte dadurch, wenn er auch nicht des Sohnes Talent zu steigern vermochte, doch in ihm den Ordnungssinn, der sich später in so vielfacher Weise wirksam zeigte.

Dieses Zeichnen nach der Natur ward denn auch eifrig bei manchen Ausflügen nach dem Gebirge geübt, das von Kindheit auf so ernsthaft vor ihm gestanden hatte. Mit heiterer Gesellschaft besuchte er Homburg, Kronburg, bestieg den Feldberg, ließ Königstein nicht unbesehen, verweilte mehrere Tage in und bei Wiesbaden und Schwalbach, wandte sich dann dem Rheine zu, den man schon von den Höhen herab weithin sich

hatte schlängeln sehen, erfreute sich an der Lage Biberichs und bewunderte Mainz, wo der Drusenstein auf dem Walle gezeichnet wurde. Die Ausbeute an größeren landschaftlichen Ansichten die er mitbrachte, war freilich sehr gering; dafür hatte er aber jedes alte Schloß, jedes verfallene Gemäuer, das auf die Vorzeit deutete, nachzubilden gesucht.

Von solchen Excursionen fühlte er sich aber immer wieder lebhaft durch das eigene Verhältniß zu seiner Schwester Cornelia nach Hause zurückgezogen. Gemeinsames Spiel und Lernen in den Jahren der Kindheit hatte, so wie sich Beider physische und moralische Kräfte entwickelten, immer mehr eine herzliche Zuneigung, ein festes Vertrauen erzeugt. Cornelia war groß, wohl und zart gebaut, und hatte viel natürliche Würde in ihrem Betragen; aber ihre Gesichtszüge waren nicht weiblich schön. Eine durch die Mode der Zeit sehr entblößte und vergrößerte Stirne, starke, schwarze Augenbrauen, vorliegende Augen, die tiefsten, welche Goethe jemals gesehen zu haben bekennt, scheinen ihrem Gesichte einen zu männlichen Ausdruck gegeben zu haben; sie mochte dem Bruder außerordentlich ähnlich seyn, so daß sie wohl für Zwillinge gelten konnten. Und wie ihr Aeußeres nicht anziehend war, so wirkte auch ihr Inneres auf die Meisten durch eine gewisse Würde ablehnend; der Ausdruck ihres Blickes hatte nichts Sehnsüchtiges und Verlangendes; er war voll und reich, und schien nur geben, nicht empfangen zu wollen. Cornelia empfand es lebhaft, daß sie wenig Anziehungskraft auf junge Männer übte, wenn gleich ein Kreis von Freundinnen sich ihr mit

Achtung und Liebe unterordnete, und schloß daher nur um so inniger sich an den Bruder an.

Einem jungen Engländer jedoch, der sich in einer Frankfurter Pension bildete, flößte Cornelia eine lebhafte Neigung ein. Durch den Umgang mit ihm wurde Goethe in dem mündlichen Gebrauche des Englischen gefördert, und eignete sich die Wunderlichkeiten der Aussprache an. Groß, schlank und wohlgebaut, ruhig und bisweilen sogar trocken in seinem Betragen, aber voll Güte und Liebe, paßte der junge Fremdling trefflich zu Cornelia; und das ernste Paar stach seltsam gegen den Kreis von leichteren Charakteren ab, worin sich Goethe und seine Schwester damals bewegten. Diese muntere Gesellschaft benutzte die schöne Jahreszeit häufig zu Lustparthieen, namentlich zu Wasserfahrten, wobei auf nächtlicher Rückkehr auch wohl die Jacht illuminirt wurde. Goethe hebt in seiner Selbstbiographie aus dem Personal der Gesellschaft besonders zwei junge Männer hervor. Der eine, der etwa sieben Jahre älter war, als er, wußte den ganzen Kreis durch seinen Humor in die beste Laune zu versetzen. Mit vielen Anlagen geboren, hatte er seine Talente und besonders seinen Scharfsinn auf Jesuitenschulen ausgebildet und eine große Welt- und Menschenkenntniß, aber nur von der schlimmen Seite, gewonnen. Daher verbarg sich hinter seinem possirlichen und oft fratzenhaften Wesen eine große Menschenverachtung, die er Goethe'n einzuimpfen suchte. Dieser meint nun zwar, es habe bei ihm nicht greifen wollen, weil er noch immer große Lust hatte, gut zu seyn, und Andere gut zu finden; allein schwerlich möchte die böse Saat in seinem Gemüthe ganz ohne Frucht geblieben

seyn, da frühere Erfahrungen und Einwirkungen ihr schon einen empfänglichen Boden bereitet hatten. Der zweite, mit Goethe mehr gleichalterig, Namens Horn, war ein Humorist von harmloserer Art. Von kleiner Gestalt, von derben, aber gefälligen Formen, kraushaarig, mit einer Stumpfnase, etwas aufgeworfenem Munde und kleinen, funkelnden Augen, aus denen eine unzerstörbare Munterkeit sprach, forderte er schon durch sein Aeußeres die Gesellschaft zur Heiterkeit auf und gab sich gern als Zielscheibe ihres Witzes hin. Durch Goethe's Beispiel, der jene Lustpartheieen und die dabei vorkommenden Zufälligkeiten poetisch aufzustutzen pflegte, ließ er sich zu ähnlichen Arbeiten verleiten, und versuchte sich auch im komischen Epos, welches damals an der Tagesordnung war. Das Gedicht behandelte in Alexandrinern die Abenteuer einer Schlittenfahrt, und gefiel dem lustigen Kreise höchlich. Horn sollte Goethe'n auf die Akademie folgen und hat, wie dieser dankbar anerkennt, viele Jahre mit unendlicher Liebe und Geduld sich zu ihm gehalten.

Ueber diesen geselligen Vergnügungen wurde die Vorbereitung zur Universität nicht versäumt. Seinem Vater zu Liebe repetirte Goethe fleißig den kleinen Hopp, und befestigte sich in dem Hauptinhalte der Institutionen. Aber seine Vielgeschäftigkeit, von der wir schon so manche Proben kennen gelernt, sollte sich kurz vor seinem Abgange zur Akademie auf's Aeußerste steigern. Er studirte die Geschichte der alten Literatur, durchlief Geßner's Isagoge und Morhof's Polyhistor, gerieth über Bayle's Wörterbuch und kam so in Gefahr, sich eher zu verwirren, als zu bilden. Dabei las er eifrig die lateinischen

Schriftsteller, wogegen das Griechische, so wie das Hebräische und die biblischen Studien in den Hintergrund traten. Vielleicht wollte er aber auch mit diesem unruhigen, hastigen Fleiße seine jetzige Abneigung gegen die Vaterstadt und seine wachsende Sehnsucht nach anderen Verhältnissen betäuben. Nicht bloß Gretchens Viertel, sondern die ganze Stadt mit ihren alten Mauern und Thürmen war ihm zuwider geworden, und nicht weniger mißfiel ihm die Verfassung der Republik, deren heimliche Gebrechen ihm nicht entgangen waren. So drängte ihn Alles einer neuen Umgebung, einem neuen Leben entgegen.

Achtes Capitel.

Aufbruch nach Leipzig. Eindruck der Stadt. Hofrath Böhme. Collegienbesuch. Einwirkung bedeutender Lehrer an der Hochschule. Verhältniß zu den Studenten. Einwirkung von Leipziger Frauen. Die Hofräthin Böhme. Krisis in seinem poetischen Geschmacke. Schlosser's Besuch. Verhältniß zu Annetten. Behrisch. Ein Briefconcept von Goethe. Theaterbesuch.

Die Epoche, wo Goethe die Universität beziehen sollte, Michaelis 1765, war unterdessen herangerückt. Sein Vater hatte nicht versäumt, noch in der letzten Zeit ihm die Studien- und Lebensrichtung, welche er in der nun beginnenden Periode zu verfolgen hätte, in stundenlangen, angelegentlichen Gesprächen darzulegen, und entließ ihn so mit der Hoffnung, nach absolvirtem akademischen Cursus einen wohlunterrichteten Rechtscandidaten in ihm wiederzusehen, ohne zu ahnen, was

für Plane und Entschlüsse mittlerweile sich still in dem Jünglinge entwickelt hatten. Um diese zu erläutern, holen wir etwas weiter aus; und es wird sich uns dabei vielleicht ein tieferer Einblick in Goethe's Wesen eröffnen.

Was ein alter Aegyptier über die Griechen geäußert, daß sie ewig Kinder geblieben, das haben Herder und Schlosser von Goethe gesagt,*) und damit vielleicht auf die allerprägnanteste Weise bezeichnet, was ihn von den Neueren durchweg unterscheidet. Das Kind bringt allem wahrhaft Wissens- und Aneignungswürdigen, Allem, was Geist und Gemüth nährt, ein frisches Interesse entgegen; es wird noch nicht durch eine besondere Richtung gefesselt und für die Uebrigen theilnahmlos gemacht. Gegen den Stoff verhält es sich noch gleichgiltiger, das durch den Gegenstand angeregte Spiel der Geistes- und Gemüthskräfte ist es, worin ihm der eigentliche Reiz liegt. Der innere Bund der menschlichen Natur ist in ihm noch nicht zerrissen und zerstreut; alle Kräfte wirken noch harmonisch zusammen; daher das einzelne Kind noch als der Repräsentant seines Alters gelten kann, was vom einzelnen Manne nicht mehr gilt. Ein Gleiches hat Schiller mit Recht von den Griechen gerühmt. Der einzelne Hellene, sagt er, qualificirte sich zum Vertreter seiner Zeit, warum kann dieß der einzelne Neuere nicht? Warum darf er nicht, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit streiten? Die fortgeschrittene Cultur ist es, welche der neuern Welt diese Wunde schlug. Um die besonderen

*) S. Riemer's Mittheilungen über Goethe **I**, **184**.

Zweige menschlicher Thätigkeit weiter zu fördern, mußten die Menschen sich mit allen Kräften auf Einen derselben hinwerfen, mußten sich an ein kleines Bruchstück des großen Ganzen fesseln und daher sich selbst nur als Bruchstücke ausbilden. Nur so konnte es gelingen, dem gegenwärtigen Geschlechte, als Einheit betrachtet, einen Vorzug vor jenem schönen Jugendalter der Menschheit zu erringen; aber wenn die Gattung dabei gewann, so verlor der Einzelne; und wir müssen jetzt, wie Schiller sagt, „von Individuum zu Individuum herumfragen, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen." Goethe war nun in eine neuere Zeit getreten mit dem vollsten Drange, wie die alten Hellenen, die Harmonie seines Wesens zu entwickeln, die Menschheit in seiner Natur auszuprägen. Von einem hellen Bewußtseyn wurde er dabei gewiß noch nicht in früheren Jahren geleitet; aber der dunkele Instinct wirkte nur um so mächtiger in ihm. Es leuchtet ein, wie schwer diese Aufgabe, die Goethe in sich fühlte, in unserer Zeit durchzuführen war, welch' ein Fond von Geisteskraft dazu gehörte, um sie nur von fern zu lösen, wie viel weiter er ohne diesen Trieb nach Einer Richtung hin hätte vorschreiten können. In späterm Alter beklagte er auch selbst zuweilen jenes Streben nach Totalität. „Ich habe," äußerte er sich eines Tages gegen Eckermann, „gar zu viel Zeit auf Dinge verwendet, die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Wenn ich bedenke, was Lopez de Vega gemacht hat, so kommt mir die Zahl meiner poetischen Werke sehr klein vor. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten sollen." Ein ander Mal sagte er: „Hätte ich mich nicht so viel mit

Steinen beschäftigt, und meine Zeit zu etwas Besserm verwendet, ich könnte den schönsten Schmuck von Diamanten haben." Und so läßt er auch in den Wanderjahren durch Jarno nur zu Einem Handwerke rathen und die Ansicht aussprechen, daß jetzt die Zeit der Einseitigkeiten sey, und man den glücklich zu preisen habe, der dieses begreife und für sich und Andere in solchem Sinne wirke. Wir dürfen dagegen aber auch nicht verkennen, daß aus diesem Triebe Goethe's nach Universalität uns Früchte erwachsen sind, die auf keinem andern Wege zu erzielen waren; und sind wir hierbei um ein Dutzend poetischer Meisterwerke ärmer geworden, so entschädigt dafür die herrliche Erscheinung eines reich und harmonisch entwickelten Menschen, welche die Mitlebenden entzückte und auch der Nachwelt aus dem Ganzen seiner Leistungen erhebend entgegentritt.

Aus dem Gesagten wird es begreiflich, warum Goethe sich durch ganze Perioden seines Lebens hindurch einer so großen Vielgeschäftigkeit hingab, aber auch, warum er nicht das eigentliche Handwerk der verschiedenen Künste, die er angriff, zu erlernen vermochte, und in die Wissenschaften, worin er sich versuchte, auf autodidaktischen Wegen eindrang. Die ausgebildete Technik der Künste, der streng systematische Gang der Wissenschaften würden einzelnen seiner Kräfte Flügel angesetzt, aber das freie und harmonische Spiel aller gehemmt haben. Nur die Poesie, in welche die goldenen Fäden aller menschlichen Bestrebungen zusammenlaufen, konnte seine Lebensaufgabe werden, aber auch nicht als „Metier," sondern eben

nur als Mittel- und Sammelpunct aller Radien seiner Thätigkeit.

Als nun Goethe an der Schwelle des akademischen Cursus stand, war es natürlich, daß die ihm vom Vater auserſehene juristische Laufbahn seinen Wünschen nicht zusagte; er beschloß im Stillen, weil er die Fruchtlosigkeit aller Gegenvorstellungen beim Vater kannte, „die poetische Nachbildung dessen, was er an sich selbst, an Anderen und an der Natur gewahr wurde," fortzusetzen, zugleich aber, da er doch einmal der Zukunft wegen ein bestimmtes Fach wählen mußte, sich dem Studium der Philologie, als dem eigentlichen Humanitätsstudium, zu widmen. Es hatte sich in ihm die Ueberzeugung gebildet, daß in den alten Sprachen nicht bloß alle Muster der Redekünste, sondern zugleich „alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen," aufbewahrt sey. Schon hieraus erhellt, wie er den Begriff der Philologie faßte; er umschloß ihm nicht allein die Sprachen und Literaturen, sondern auch „die Alterthümer, die Geschichte und Alles, was daraus hervorquillt." Durch diese Studien hoffte er sich für einen akademischen Lehrstuhl zu befähigen, welcher ihm als die wünschenswertheste Stellung eines jungen Mannes erschien, dem es um Förderung eigener und fremder Bildung zu thun wäre. Zu dem Ende wäre er gern nach Göttingen gegangen, wo Männer, wie Heyne, Michaelis u. A. als leuchtende Sterne die Blicke auf sich zogen. Allein sein Vater beharrte unerbittlich bei dem Beschlusse, daß er in Leipzig studiren solle, wo er selbst seinen Universitäts-Cursus begonnen hatte.

So fuhr denn Goethe, vom Buchhändler Fleischer und

seiner Gattin begleitet, nach seinem Bestimmungsorte ab. Die Jahreszeit war unfreundlich; ein anhaltender Regen hatte die Wege äußerst verdorben. Als sie zwischen Hanau und Gelnhausen zur Nachtzeit eine Anhöhe hinauffuhren, bemerkte Goethe zur Seite des Wegs in einer Tiefe eine Art von wundersam erleuchtetem Amphitheater. In einem trichterförmigen Raume blinkten unzählige blendende Lichtchen stufenweise über einander und hüpften zum Theil hin und her, während die meisten ruhig standen und fortflimmerten. Es blieb ihm unentschieden, ob es ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Gesellschaft leuchtender Thierchen gewesen sey. Das ungemeine Interesse aber, womit er das Phänomen beobachtete, war wieder ein Vorbote jener in späteren Jahren so anhaltend und liebevoll gepflegten Naturstudien. Durch Thüringen wurden die Wege noch schlimmer; in der Gegend von Auerstädt blieb, bei einbrechender Nacht, der Wagen stecken. Goethe leistete eifrig Beistand, um ihn loszuarbeiten, und dehnte sich dabei wahrscheinlich die Bänder der Brust übermäßig aus; denn er empfand bald nachher einen Schmerz, der von Zeit zu Zeit wiederkehrte und ihn erst nach vielen Jahren gänzlich verließ.

Er sah, wie Schiller, Leipzig zum ersten Male in der Meßzeit; aber wenn diesem das Menschengetümmel, das bunte Vielerlei von Gegenständen etwas Neues war, so fand Goethe darin nur „die Fortsetzung eines vaterländischen Zustandes,“ bekannte Waaren und Verkäufer. Indeß erregten die aus östlichen Ländern herbeigekommenen Handelsleute, die Polen, Russen, und vor Allem die Griechen durch Tracht und Gestalt

seine besondere Aufmerksamkeit. Die Stadt selbst machte mit ihren schönen, hohen und gleichförmigen Häusern einen guten Eindruck auf ihn; nur das gefiel ihm nicht, daß ihr Anblick keine alterthümliche Zeit zurückrief. Am besten sagten ihm die großen, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendenden Gebäude zu, die in den weiten, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umschlossen. In einem derselben, der Feuerkugel, zwischen dem alten und neuen Neumarkte, miethete er sich ein. Sein Stubennachbar war ein braver, wohlunterrichteter, aber armer Theologe, der sich durch übermäßiges Lesen in der Dämmerung ein Augenleiden zugezogen hatte.

Goethe war besonders an den Professor der Geschichte und des Staatsrechtes, Hofrath Böhme, empfohlen, und von diesem freundlich empfangen worden. Es währte nicht lange, so vertraute er demselben in ausführlichem, beredtem Vortrage seinen Plan, sich der Philologie zu widmen, wobei er die Absicht auf eine dichterische Laufbahn im Hintergrunde durchblicken ließ. Aber Böhme hielt ihm aus dem Stegreif eine gewaltige Strafpredigt, verunglimpfte leidenschaftlich die Sprachstudien und bewies ihm zuletzt an dem Beispiele so vieler eleganten Juristen, daß die Jurisprudenz nicht einmal ein Umweg sey, wenn man sich der gründlichen Kenntniß der Alten nähern wolle. Böhme's Gattin, eine nicht mehr junge und sehr kränkliche, aber unendlich zarte und sanfte Frau, ließ bald nachher den angehenden Studiosus zu sich einladen und räumte durch ihr freundliches, liebevolles und verständiges Zureden in ihm den letzten Rest von Widerstand gegen die Gründe ihres Gemahls weg. So wurde denn nun der Beschluß

gefaßt, daß Goethe Philosophie, Rechtsgeschichte, Institutionen und einiges Andere hören sollte; doch setzte er es durch, ein literarhistorisches Collegium bei Gellert, und außerdem dessen Prakticum zu besuchen.

Hatte sich hiebei Göthe's jugendlich biegsame Natur gezeigt, welche sich den Einwirkungen älterer geschätzter Personen willig hingab, so offenbarte sich bald auch wieder die Zähigkeit und Selbstständigkeit seines innersten Wesens. Anfangs übte er getreulich die Vorschriften, die er nachher im Faust durch Mephistopheles dem Schüler ertheilen ließ:

Doch vorerst dieß halbe Jahr
Nehmt ja der besten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt Ihr jeden Tag,
Seyd drinnen mit dem Glockenschlag!
Habt Euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einstudirt u. s. w.

Aber in Kurzem hatte er die Erfahrungen gemacht, die Mephistopheles in derselben Scene mit so beißender Ironie ausspricht. Das Collegium logicum, fand er, schnüre den Geist in spanische Stiefel ein, damit er bedächtiger die Gedankenbahn hinschleiche und nicht so die Kreuz und Quer irrlichterire. Was er sonst auf Einen Schlag, wie Essen und Trinken getrieben hatte, dazu sollte nun Eins! Zwei! Drei! nöthig seyn.

Zwar ist's mit der Gedankenfabrik,
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,

Die Schifflein herüber, hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Der Philosoph der trat herein
Und bewies ihm, es müßt' so seyn:
Das Erste wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweite nicht wär',
Das Dritt' und Vierte wär' nimmermehr.

Das, fand er, sprachen die Schüler Alles nach, ohne im Geringsten die Gedanken-Webekunst zu lernen. In der Metaphysik sah er, wie man sich tiefsinnig zu erfassen bemühte, was doch in des Menschen Hirn nicht paßt, und für Alles, was drein geht und nicht drein geht, ein prächtiges Wort zu Gebote hatte. Bei den juristischen Collegien ward es ihm langweilig, die Dinge, welche er sich beim Vater längst katechetisch eingeprägt hatte, jetzt in seine Hefte aufzuzeichnen. Kein Wunder, daß diese, wie er selbst sagt, gegen Fastnacht hin immer lockerer und lückenhafter wurden, bis das Ende derselben im Frühjahre mit dem Schnee zugleich verschmolz und sich verlor. Das Prakticum bei Gellert wollte ihm ebenfalls nicht zur Freude gedeihen. Dieser pflegte seine Lehrlinge dringend von den poetischen Uebungen abzumahnen und wünschte nur prosaische Arbeiten, die er auch immer zuerst beurtheilte. Goethe suchte sich ihm willfährig zu zeigen; aber der Poet beschlich ihn selbst über den prosaischen Aufsätzen; Gegenstand und Sprache waren bewegt und leidenschaftlich, wie in der Poesie, weßhalb er denn beim Lehrer nicht in besonderer Gunst stand.

So finden wir, daß die Universität als Lehranstalt ihm wenig Gewinn brachte; besonders scheint er die Jurisprudenz, um derentwillen er vom Vater war hingeschickt worden, nach dem ersten Semester so gänzlich vernachlässigt zu haben, daß man kaum begreift, wie sein Vater dieß nicht bemerken und ihn drei volle Jahre zu Leipzig lassen mochte. Aber Universitäten können auch als Versammlungsplätze bedeutender und berühmter Männer anregend auf einen geistig begabten Jüngling einwirken, selbst wenn er ihren Unterricht nicht sorgsam benutzt; schon ihr täglicher Anblick, noch mehr ihr näherer Umgang kann ihm ein kräftiger Sporn zur Thätigkeit werden. Doch auch in dieser Beziehung war der Einfluß der Leipziger Hochschule auf Goethe nicht bedeutend. Ernesti war seinem Interesse dadurch ferner gerückt worden, daß Böhme ihm die Philologie verleidet hatte. Goethe hörte zwar bei ihm eine Vorlesung über Cicero's Orator, fand aber darin nicht, was er damals so sehnlich wünschte, einen festen Maßstab des Urtheils. Näher stand er dem Professor Morus, einem sehr freundlichen und sanften Manne, den er an seinem Mittagstische hatte kennen lernen und zuweilen besuchte. Dieser trug nicht wenig dazu bei, ihm die Augen über den Zustand des deutschen Parnasses zu öffnen und seine Achtung und Neigung zur vaterländischen Poesie tief herabzustimmen. Zu Gellert war der Zutritt nicht leicht zu erlangen. Zwei Famuli bewachten sein Zimmer, wie Priester ein Heiligthum. Er nahm Goethe'n freundlich auf; aber bei der gänzlichen Verschiedenheit ihrer beiden Charaktere konnte kein näheres Verhältniß entstehen. Gottsched war ein untergehender Stern.

Goethe würde ihn vielleicht gar nicht besucht haben, wenn er nicht seinen Freund Schlosser zu ihm hätte führen müssen.

Noch in einer andern Hinsicht hätte die Universität für Goethe's Entwickelung von großer Bedeutung werden können. Wäre er dort in das Leben einer frischen akademischen Jugend hineingekommen, so würde sich vielleicht noch Manches von den nachtheiligen Folgen seiner einsamen Erziehung in einer patricischen Familie abgeschliffen haben; er hätte sich dann vielleicht in eine größere Masse von Charakteren fügen gelernt und nicht eine so starke Abneigung gegen die Menge in sein Mannesalter mit hinübergenommen. Unglücklicher Weise war aber das Studentenleben in Leipzig so schwach und gering als möglich; die feine Societät übte einen so übermächtigen Einfluß auf die jungen Studirenden, einheimische wie fremde, aus, daß der freie akademische Sinn nirgendwo zum Durchbruch gelangen konnte. Der große und reiche Handelsstand, ein Musterbild französischer Sitten, die Unabhängigkeit der wohlhabenden, mit guten Pfründen bedachten Universitätslehrer, die Nähe von Dresden, die Aufmerksamkeit von dorther, die Frömmigkeit der Oberaufseher des Studienwesens, die bedeutende Zahl der Landeskinder unter den Studirenden, die, auf Beförderung hoffend, von der herkömmlichen Lebensweise sich nicht loszusagen wagten, — Alles wirkte zusammen, um aus den Leipziger Studenten wohlgesittete, galante Jünglinge zu machen, welche gegen die akademischen Bürger von Jena und Halle den grellsten Abstich bildeten. Goethe berichtet uns zwar, daß er, um die unendliche Langeweile des täglichen Lebens zu erheitern, unzählige Schalks- und Halbschelmen-

streiche verübt, oder, nach der Studententerminologie, Suiten gerissen habe; allein diese Ausbrüche eines jugendlichen Uebermuthes und eines verwegenen Humors, die er sich in dem engen Kreise junger Freunde gestattete, hinderten nicht, daß er sich in der größern Societät, wie alle Uebrigen, dem herrschenden Tone anbequemte. *)

Statt daß die Universitätsstadt ihn in einen charakterkräftigenden Verkehr mit einer großen Anzahl von Jünglingen gebracht hätte, gab sie ihm vielmehr durch den Umgang mit Frauen und Familien eine erhöhte gesellschaftliche Glätte und Gewandtheit. Hiebei fehlte es nun für den Anfang nicht an mancherlei unangenehmen und etwas demüthigenden Erfahrungen. Das Erste, worauf sich die Neckereien und der Tadel seiner Freundinnen richtete, war die Kleidung. Er hatte eine recht ansehnliche Garderobe, und darunter sogar ein Tressenkleid, von Hause mitgebracht; das Zeug war tüchtig und fein, aber die Form keinesweges der Mode gemäß; denn sein Vater, der gar zu gern zwei Fliegen mit Einer Klappe schlug, wählte gewöhnlich Schneider zu Bedienten, und diese hielten, indem

---

*) In dem sehr schätzbaren Buche von K. L. Blum: „Ein Bild aus den Ostsee-Provinzen, oder Andreas von Löwis of Menar" (Berlin 1846), heißt es S. 29 von einem Prediger in Rujen, Gustav von Bergmann: „Er war in seiner Jugend als Fechter berühmt gewesen, und hatte schon auf dem Weimarischen Gymnasium als Vorfechter dem Maler, der damals eine Fechtschule herausgab, zum Modell gedient. In einem und demselben Jahre mit Goethe geboren, traf er mit diesem auf der Universität in Leipzig zusammen und zeichnete ihm als Fuchs sogleich den Arm."

sie die Kleider für das Haus fertigten, nicht immer mit der Mode gleichen Schritt. So verdrießlich nun auch jenes Sticheln den jungen Studirenden machte, welcher für allen Tadel, der sich auf sein Aeußeres bezog, eine ziemlich starke Empfindlichkeit besaß, so sah er doch Anfangs kein Mittel zur Abhülfe. Als aber einst der Herr von Masuren, der poetische Dorfjunker, in einem ähnlichen Costüme auf dem Theater auftrat, entschloß er sich, seine ganze Garderobe gegen eine zeit- und ortgemäße einzutauschen, wodurch sie freilich sehr zusammenschrumpfte. Jetzt, wo er sich der Gesellschaft zu Gefallen nach ihrem Sinne gekleidet hatte, sollte er ihr auch nach dem Munde reden lernen. In dem derben und kräftigen, sprüchwörter- und gleichnißreichen oberdeutschen Dialekt aufgewachsen, durch die Lectüre von biblischen Schriften und Chroniken mit einem Schatz von Kernworten und treuherzigen Wendungen ausgestattet, in deren Gebrauch ihn die naiv-geniale Sprachweise seiner Mutter bestärkte, sollte er nun sich in die schwächliche, farblose und eigensinnige Meißener Mundart fügen. Goethe sagt, er habe das Unrecht einer Forderung tief empfunden, die mit dem Wechsel des Ausdruckes zugleich eine Veränderung der Denkweise, der Einbildungskraft, des Gefühls, des vaterländischen Charakters ihm zumuthete; allein daß er sich nichts desto weniger jenen Einwirkungen hingegeben hat, beweisen die in Leipzig entstandenen Schriften. Es war eine günstige Fügung des Geschickes, daß er nach dem Aufenthalte in Sachsen wieder auf eine Reihe von Jahren in die Main- und Rheingegenden geführt wurde; sonst würden sein Götz, die Puppenspiele und so manches Andere, wenn überhaupt alles dieß sich

gebildet hätte, eine ganz verschiedene, bei Weitem mattere Färbung des Ausdrucks erhalten haben. Und nicht bloß in Sprache und Kleidung, auch in manchen kleinen Aeußerlichkeiten schulten die sächsischen Frauen den lebensvollen jungen Franken; besonders nahmen sich Frau Böhme und eine Freundin derselben seiner Ausbildung für die Gesellschaft an, und unterwiesen ihn im l'Hombre, Piquet und anderen Spielen dieser Art.

Die Hofräthin Böhme übte auch einen großen Einfluß auf seinen poetischen Geschmack aus. Als Gattin eines Mannes, der mit der Poesie im Unfrieden lebte, und als gebildete Frau, welcher alles Flache und Gemeine widerstand, konnte sie die wässerigen und seichten dichterischen Productionen jener Zeit nicht genug tadeln. Goethe hatte, was ihm von seinen Jugendpoesieen am besten gefiel, nach Leipzig mitgenommen, in der Hoffnung, dort einige Ehre damit einzulegen. Davon wagte er der Frau Böhme Einiges, jedoch anonym, vorzutragen. Allein es ging seinen eigenen Gedichten nicht besser, als allen übrigen; und die Gründe, womit Frau Böhme ihre Kritik rechtfertigte, schienen ihm nur allzu triftig. Ihren Lehren kam Gellert's fortwährendes Predigen gegen die poetischen Uebungen und Goethe's häufige Unterhaltung mit Professor Morus zu Hülfe, der mit mehr Ruhe und dazu mit größerer Gründlichkeit, als Frau Böhme, die Schwächen der neueren Poeten in's Licht stellte. Diese Einwirkungen auf Goethe's Geschmack waren aber sämmtlich negativer Art; Jeder protestirte gegen seine Neigungen, aber Niemand vermochte ihm einen sichern Maßstab des Urtheiles, wonach er verlangte,

zu geben. Hiezu kam noch, daß er den Mittagstisch beim Hofrath Ludwig, einem Mediciner, hatte, wo er, außer Morus, nur Studiosen der Arzneikunde antraf, und mit seiner Einbildungskraft in ein ganz anderes Feld hinübergezogen ward. Die neuen und bedeutenden Gegenstände des Gespräches spannten seine Aufmerksamkeit und gewannen immer mehr seine Theilnahme, so wie sich ihm der Nebel der wissenschaftlichen Terminologie allmählig aufhellte. Alles dieß trug dazu bei, ihn der Poesie und den poetischen Bestrebungen zu entfremden; und nicht lange währte es, so war ihm seine Freude am Dichten und an Dichtern so sehr vergällt, daß er sich scheute, einen Vers aufzuschreiben, wenn er sich noch so freiwillig darbot, oder ein Gedicht zu lesen, indem er bei seiner gänzlichen Geschmacks- und Urtheilsstörung befürchten mußte, das, was ihm augenblicklich gefiel, nächstens wieder für schlecht erklären zu müssen. Nach einiger Zeit warf er eine solche Verachtung auf seine sämmtlichen Arbeiten, Poesie wie Prosa, daß er sie eines Tages durch ein allgemeines Autodafé erbarmungslos vertilgte, wobei indeß von manchem Aeltern sich eine Abschrift in jenen, dem Vater zurückgelassenen Quartbänden, erhalten haben mag.

Aber den mächtigen Trieb, den die Natur in sein Herz gelegt hatte, konnte die Ungunst der Umgebung nur für eine kurze Zeit zurückdrängen. Bald richtete er wieder seine Blicke auf den Zustand der Literatur und begann auf Mittel und Wege zu sinnen, wie sich sein Talent am besten ausbilden lasse. Jene Zerstörung aller seiner bisherigen Productionen war gleichsam ein symbolischer Act gewesen, der seine gänzliche

Lossagung von der „wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche" der Poesie, worin er herangewachsen war, bezeichnete. Jetzt galt es, sowohl was Gehalt als Form betraf, einen bessern Weg einzuschlagen. Er fühlte sehr deutlich, daß die Schwäche des bisher in der deutschen Poesie Geleisteten vorzüglich in dem Mangel an würdigen Stoffen, und namentlich im Mangel an nationalem Gehalte begründet war. „Die äußeren Gegenstände," sagt Gervinus, „waren zu unbedeutend, die Kleinheit des deutschen Lebens zu verächtlich, um einen Genius zu reizen, der sich fühlte; aller Geist, der sich regte, Patriotismus, Satyre, Dichtung, Alles verkrüppelte, weil es sich nicht an großen Objecten großzog, und wiederholt blickte Goethe in edlem Neide nach England hinüber; er wußte es wohl, warum es in Deutschland schwer war, ein Shakspeare und Sterne zu werden." Zur Behandlung ersonnener Situationen, fremder, fernliegender Zustände konnte er, dessen Sinn so stark zu lebendigen, anschaulichen Verhältnissen neigte, sich nicht verstehen; was er besingen wollte, das mußte ihn selbst nahe berühren und innig bewegen. Die Großthaten Friedrich's II, die einen Gleim, einen Ramler u. A. zu Gesängen fortrissen, wollten in ihm nicht das Feuer der Begeisterung entzünden. Wir sahen schon früher, wie seine Vorliebe für den Preußenkönig durch den Umgang mit dem Königslieutenant Thorane und den Aufenthalt der Franzosen in Frankfurt geschwächt ward; indeß stand ihm Friedrich der Zweite doch noch immer an der Spitze der großen Männer des Jahrhunderts. Jetzt aber, in Leipzig, mußte er von allen Seiten die Eigenschaften des gepriesenen Herrschers und Heerführers

herabsetzen hören; man bewies ihm, daß Friedrich weder als Mensch, noch als Regent und Feldherr auf den Namen eines großen Mannes Anspruch machen dürfe, und so fühlte er die Verehrung, die er bisher diesem Fürsten gewidmet hatte, allmählig erkalten. Uebrigens hätte Goethe auch von jenen Kriegsereignissen ein näherer Zeuge gewesen seyn müssen, um ein deutscher Tyrtäus zu werden, denn er bedurfte zu poetischer Darstellung einer unmittelbaren Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit; und endlich fühlte er zu sehr das Hohle und Bombastische jener Bardendichtung, die der schlesische Krieg hervorrief, als daß er Lust gehabt hätte, einen ähnlichen Ton anzustimmen.

So war Goethe also genöthigt, sich anderswo nach poetischen Stoffen umzuthun. Hiebei gerieth er zunächst auf ein Verfahren, das ihn leicht zur beschreibenden Poesie hätte verleiten können, wenn er dazu von Natur nur einige Hinneigung gehabt hätte. Man trug sich damals mit einem Worte von Kleist, der, wegen seiner öfteren einsamen Spaziergänge berufen, die Antwort gegeben hatte, er sey dabei nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd. Goethe ward nun auch ganz ernstlich ermahnt, auf solche Jagden auszugehen, und so stellte er häufig einsame Spaziergänge nach Apel's Garten, den Kuchengärten, dem Rosenthal, Gohlis, Raschwitz, Connewitz an, obgleich diese Orte das wunderlichste Revier waren, um poetisches Wildpret aufzusuchen. Weil hier, das Rosenthal abgerechnet, wenig Schönes und noch weniger Erhabenes dem Lustwandelnden entgegentrat, so richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Kleinleben der Natur und gewöhnte sich, in den

zierlichen, an und für sich wenig vorstellenden Erscheinungen aus diesem Kreise eine Bedeutung zu sehen, die sich bald mehr nach der symbolischen, bald nach der allegorischen Seite hinneigte. In dieser Weise entstand z. B. eine Idylle auf folgende nähere Veranlassung. Er hatte einst seinen Namen in die glatte Rinde einer Linde geschnitten, und im folgenden Herbste den Namen seiner Geliebten darüber angebracht. Frühjahrs besuchte er zufällig die Stelle und fand den Saft durch die Einschnitte, die ihre Namen bezeichneten, hervorgequollen und die schon hart gewordenen Züge seines Namens durch die Safttropfen wie mit unschuldigen Pflanzenthränen benetzt. Dieser Anblick setzte ihn in Bestürzung; denn er war sich bewußt, gegen Ende des Winters durch launische Eifersüchtelei seiner Geliebten ebenfalls manche Thränen entlockt zu haben. Tief ergriffen, stellte er das Ereigniß in einer Idylle dar, welche leider nicht bis auf uns gekommen ist.

Schon aus diesem Beispiele erhellt, woher er den eigentlichen Gehalt seiner Poesie zu schöpfen sich gedrungen fühlte. Wollte er seinen Gedichten eine wahre Unterlage geben, wie es seine Natur gebieterisch verlangte, so blieb ihm nichts übrig, als in seinen Busen zu greifen; er mußte in seiner innern Welt Ersatz suchen für die äußere, die ihm nichts bot oder mißbehagte. Wie sein damaliges störrisches, launenhaftes, zwischen ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Trübsinne schwankendes Wesen, so spiegelten auch die poetischen Erzeugnisse jener Zeit den Widerstreit ab, in dem sich seine Seele gegen die Welt befand; und mit Recht bemerkt Gervinus, daß wir ohne diesen Gegenstoß des Innern gegen die lästige

Außenwelt nicht die seelenvollen Dichtungen besäßen, die England so wenig hätte hervorbringen können, als Deutschland Shakspeare's Meisterwerke. Von jetzt an ward für ihn die Poesie eine praktische Schule der Lebensweisheit, des beglückenden Gleichgewichts der Seele. Was ihn erfreute oder quälte, sagt er selbst, oder was ihn sonst lebhaft beschäftigte, das mußte er in ein Bild, ein Gedicht verwandeln und darüber mit sich selbst abschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deßhalb zu beruhigen. Und an einer andern Stelle bekennt er, daß er nicht ermüdet sey, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all' das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in der Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden könne. Hier suchte er, Alles, was ihn bedrängte, in einem Reime, einem Liede, einem Epigramme los zu werden, die, weil sie sich auf die eigensten Gefühle und die besondersten Umstände bezogen, zunächst nur ihn selbst interessiren konnten. So gewann also seitdem Goethe's ganze Poesie einen objectiven und realen, und zugleich subjectiven Grund, und alle seine Dichtungen wurden von nun an Bruchstücke eines großen Lebensbekenntnisses, dessen Lücken er später durch seine Selbstbiographie auszufüllen suchte.

Daß sich Goethe jetzt mit solcher Entschiedenheit von dem Conventionellen und Imaginirten, worin sich bis dahin die deutsche Poesie größtentheils bewegt hatte, auf die Seite des Natürlichen und Wirklichen wandte, haben wir zum Theil dem Einflusse der Dichtungen Wieland's zuzuschreiben. Auch

dieser gefiel sich, nachdem er von seiner frühern pietistischen Verstiegenheit zurückgekommen war, und sich mit dieser „Niederwelt" versöhnt hatte, in der Darstellung der Wirklichkeit und ihres Widerstreites mit der ideellen Welt. Manche seiner Schriften, worin sich diese Umwandlung aussprach, fielen in Goethe's Universitätszeit; besonders wirkte Musarion lebhaft auf ihn, und er erinnerte sich noch spät genau der Stelle, wo er die ersten Aushängebogen zu Gesicht bekommen hatte. Auch mit Shakspeare's Werken wurde Goethe schon um diese Zeit bekannt, und zwar zuerst durch Dodd's **beauties of Shakespeare.** Die Epoche, welche dieses Werk bezeichnete, blieb ihm stets als eine der schönsten seines Lebens im Gedächtnisse; die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, Alles, sagt er, habe ihn einzeln und gewaltig getroffen. Als aber nun erst Wieland's Uebersetzung erschien, verschlang er sie mit Heißhunger und empfahl sie Freunden und Bekannten. Daß diese Uebertragung, wie die erste des Homer, die er kennen lernte, eine prosaische war, pries er noch in späteren Jahren als eine Gunst des Glückes; denn dadurch sey ihm der eigentliche Gehalt jener Meisterwerke nur um so reiner und wirksamer entgegengetreten.

Was nun aber weiter die Form seiner künftigen Poesie betraf, so war Goethe theils durch Nachdenken und Beobachtung von Mustern, theils durch Gespräche mit einsichtigen Männern zur Ueberzeugung gelangt, daß er sich vor Allem der Bestimmtheit, Präcision und Kürze des Ausdruckes zu befleißigen habe. Haller und Ramler waren in dieser Hinsicht schon mit gutem Beispiele vorangegangen, auch Lessing und

Klopstock hatten sich schon in mehreren Dichtungen concise und gedrängt gezeigt. Eine so bestimmte Maxime konnte leicht die Gesundheit des Geschmacks gefährden und zuletzt zu ungenießbarer Dunkelheit des Ausdrucks führen. Aber dagegen schützte Goethe'n einmal das angeborene feine Gefühl und dann die fleißige Lectüre der Wieland'schen Schriften, deren Styl sich in leichter, natürlicher Anmuth bewegte.

Jene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines knappern und gefaßtern poetischen Styls war besonders durch Unterhaltungen mit dem Hofrath Pfeil, dem Verfasser des Grafen von P., eines Pendants zu Gellert's schwedischer Gräfin, in Goethe befestigt worden. Er hatte diesen Mann, der ihm eine ernste Zuneigung bewies, in einer neuen Tischgesellschaft kennen gelernt, in welche ihn sein Landsmann Schlosser einführte. Joh. Georg Schlosser, der vor Goethe mehrere Jahre in Alter und Studien voraus hatte, und ihm von früh an als ein nacheiferungswürdiges Muster vorgehalten worden war, kam von seiner Vaterstadt Frankfurt durch Leipzig, um eine Stelle als Geheimsecretair bei dem damals in Treptow wohnenden Herzoge Friedrich Eugen von Württemberg anzutreten. In den Tagen, die er zu Leipzig zubrachte, verkehrte Goethe auf's Lebhafteste mit ihm, und Beide knüpften einen dauerhaften Freundschaftsbund, zu dem sich später noch Verschwägerung gesellen sollte. Schlosser zeigte aus dem großen Vorrathe von Papieren, die er bei sich führte, dem neuen Freunde mancherlei poetische und prosaische Arbeiten in allen Sprachen, welche diesen sofort zur Nachahmung aufreizten und ihm neue Unruhe bereiteten. Um sich durch Thätigkeit zu

beruhigen, richtete er an Schlosser eine Reihe deutscher, französischer, italienischer und englischer Gedichte, wozu der Stoff aus ihren bedeutenden Gesprächen entnommen war. Auch von diesen Poesieen hat sich uns leider nichts erhalten. So lange der Freund in Leipzig verweilte, speis'te Goethe täglich mit ihm in einer geschlossenen Gesellschaft, wo er außer Pfeil und einigen anderen Tischgenossen den Sohn des Oberhofpredigers Hermann in Dresden, nachherigen Bürgermeister von Leipzig, und Zachariä, einen Bruder des Dichters, kennen lernte. Er gefiel sich unter ihnen so wohl, daß er auch nach Schlosser's Abreise zu bleiben und den Ludwig'schen Tisch aufzugeben beschloß.

Der Hauptmagnet jedoch, der ihn an diesen Kreis fesselte, war die Tochter des Hauses, Annette, ein junges, hübsches, munteres und liebevolles Wesen. Goethe durfte sie täglich ohne Hinderniß sehen; sie half die Speisen bereiten, die er genoß, sie brachte ihm wenigstens Abends den Wein, den er trank. Bald war das Verhältniß so innig geworden, daß er viele Stunden des Tages bei ihr zubrachte. Sie sangen die Lieder von Zachariä mit einander, sie spielten den Herzog Michel von Krüger, und so fehlte es eine Zeitlang nicht an Zeitvertreib. Weil sie sich aber nicht aus dem Hause entfernen durfte, so versiegten allmählig die Unterhaltungsquellen; und nun befiel Goethe'n die böse Sucht, sich aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu verschaffen. Was ihn nur immer beunruhigen und verstimmen mochte, den Verdruß über das schlechte Gelingen seiner poetischen Versuche, seine Rathlosigkeit in der Kritik, Alles ließ er an dem guten Mädchen

aus und peinigte es durch die ungegründetsten Eifersüchteleien. Einige Zeit hindurch trug Annette dieß mit der größten Geduld; aber zuletzt ward ihr Herz ihm dadurch so sehr entfremdet, daß er nun zu den Thorheiten berechtigt wurde, die er sich früher ohne Ursache erlaubt hatte. Jetzt that er Alles, ihre Neigung wieder zu gewinnen; er suchte ihr gefällig zu seyn, ihr durch Andere Freude zu bereiten; es gab schreckliche Scenen, seine Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an. Allein vergebens; er hatte die Geliebte wirklich verloren. In seinem Schmerze stürmte er auf seine Gesundheit los und zerrüttete diese für mehrere Jahre. Ja er würde, wie er meint, an diesem Verluste zu Grunde gegangen seyn, hätte nicht auch dießmal das poetische Talent seine Heilkraft bewährt. Er dichtete nämlich, zu einer zugleich belehrenden und beruhigenden Buße, die Laune des Verliebten.

Hatte er den Stoff zu diesem dramatischen Stücke aus seiner jüngsten Erfahrung geschöpft, so legte er andern, mit denen er sich gleichzeitig oder bald nachher beschäftigte, Erlebnisse einer frühern Epoche zu Grunde. Bei seiner Geschichte mit Gretchen und den Folgen derselben hatte er in die wüsten, zerrütteten Umstände so vieler Familien, in die gefährlichen Labyrinthe, womit die bürgerliche Gesellschaft unterminirt ist, manchen tiefen Blick gethan. Um über den beängstigenden Eindruck dieser Erfahrungen Herr zu werden, entwarf er mehrere Schauspiele und schrieb auch die Expositionen von den meisten, ließ aber, weil die Verwickelungen zu düster und tragisch wurden, eines nach dem andern fallen. Das einzige fertig gewordene sind die Mitschuldigen, worauf wir unten,

wie auf die übrigen Schriften der Leipziger Zeit, zurückkommen werden. Goethe bedauerte in späteren Jahren, daß er nicht damals, in der Weise von Beaumarchais, jene humoristischen und kecken Studentenstreiche, deren oben gedacht wurde, zum Gegenstande dramatischer Arbeiten gemacht. Allein seine Natur war zu ernst, als daß ihm dieses leichte Genre lange hätte genügen können.

Kehren wir von der flüchtigen Erwähnung dieser Schriften zu Goethe's damaligen Lebensverhältnissen zurück, so haben wir vor Allem eines wunderlichen Freundes zu gedenken, den er um die Mitte der Leipziger Zeit gewonnen zu haben scheint. Er hieß Behrisch *) und war Hofmeister bei dem jungen Grafen Lindenau. Hager, wohlgebaut, mit markirten Zügen, weit in den Dreißigen vorgerückt, immer nett gekleidet, mit einem gewissen Anstande in Allem, was er that, ähnelte er einem ältern Franzosen, wie er denn auch das Französische gut sprach und schrieb. Er hatte einen besondern Hang, mit allerlei unschädlichen Thorheiten die Zeit zu vergeuden, wovon Goethe mehrere Beispiele in Wahrheit und Dichtung mitgetheilt hat. Statt sie nachzuerzählen, geben wir eines aus den Gesprächen mit Eckermann, welches den seltsamen Mann in

*) So schrieb Goethe den Namen in Wahrheit und Dichtung, während in der Gedichtsammlung (in den Oden an B.) Berisch steht. Daß jene Schreibart die richtige ist, bestätigt mir folgende gefällige Mittheilung von Varnhagen von Ense: „Ein schön geschriebener großer Brief von ihm in meiner Handschriftensammlung hat seine deutliche Unterschrift Behrisch."

dieser Hinsicht genugsam charakterisirt, und Goethe's Mittheilungen sowohl erläutert als ergänzt. „Wenn wir zusammen im Fenster lagen," erzählt Goethe, „und Behrisch in der Straße den Briefträger kommen sah, wie er von einem Hause in's andere ging, nahm er gewöhnlich einen Groschen aus der Tasche und legte ihn bei sich in's Fenster. Siehst Du den Briefträger? sagte er dann zu mir gewendet; er kommt immer näher und wird gleich hier oben seyn, das sehe ich ihm an. Er hat einen Brief an Dich, und was für einen Brief! Keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechsel, — mit einem Wechsel! ich will nicht sagen, wie stark. — Siehst Du, jetzt kommt er herein. — Nein! — Aber er wird gleich kommen. Da ist er wieder. Jetzt! — Hier! hier herein, mein Freund! hier herein! — Er geht vorbei? Wie dumm! o wie dumm! Wie kann einer so unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinsicht! Unverantwortlich gegen Dich, indem er Dir den Wechsel nicht bringt, den er Dir doch früher oder später bringen muß, und ganz unverantwortlich gegen sich selbst, indem er sich um einen Groschen bringt, den ich für ihn zurecht gelegt hatte und den ich nun wieder einstecke. — So steckte er denn den Groschen mit höchstem Anstande wieder in die Tasche, und wir hatten etwas zu lachen."

Es kann auffallend erscheinen, daß Goethe an solchen Albernheiten, die ihm manche schöne Stunde raubten, sich längere Zeit habe erfreuen können. Allein es waren nicht sowohl dergleichen Einzelnheiten, was ihn ergötzte, als vielmehr der ganze originelle Mensch, den, beinahe unbewußt, in Allem, was er that, der Trieb zum Affectirten, zum Schauspielern

beherrschte. Dazu kam, daß Behrisch in seinen Späßen, wie es Goethe's apprehensiver Natur zusagte, alles Rohe und Derbe mied. Auch mußte dieser fühlen, daß sein Umgang mit Behrisch, obwohl manchmal zeitverderbend, doch auch wegen der schönen Kenntnisse, die der Freund besaß, im Stillen lehrreich und zugleich in gewisser Hinsicht heilsam auf ihn wirkte, indem sein jugendlich heftiges, sein leidenschaftlich überspanntes Wesen durch diese leichten, gehaltleeren Possen beruhigt und gedämpft wurde. In der Poesie war Behrisch nicht ohne Geschmack, wirkte aber, wie Frau Böhme und Professor Morus, negativ auf Goethe ein, und zerstörte durch seine lieblosen Witze bei ihm noch den Rest von Glauben an die Schriftsteller jener Zeit. Andererseits war sein Einfluß fördernd auf die Productivität des jungen Freundes und seinen poetischen Styl. Unter der Bedingung, daß Goethe nichts drucken lasse, schrieb er die Poesieen desselben mit einer Rabenfeder und Tusche auf holländisches Papier in stehender sächsischer Handschrift, die Titel gar in Fractur, verzierte das Ende jedes Gedichtes mit einer passenden Vignette, und brachte so, wenn auch langsam, ein elegantes Manuscript zu Stande. Dieß spornte den Dichter nicht wenig zum Produciren und trieb ihn zugleich an, seiner neuern Maxime getreu, sich mit Vermeidung alles Leeren und Ueberflüssigen, immer rein und scharf auszudrücken, indem der Freund ihm oft den Aufwand von Zeit, Talent und Anstrengung, den eine solche Abschrift verlangte, zu bedenken gab. Behrisch ließ es sich auch angelegen seyn, Goethe's gesellige Gewandtheit zu entwickeln, jedoch mit so wenig nachhaltigem

Erfolge, daß dieser, sobald er allein war, gleich wieder in sein störrisches, launenhaftes Wesen zurückfiel.

Zu den Eigenheiten Behrisch's gehörte, daß er gegen seine Leipziger Mitbürger, wie Goethe sagt, „eine fratzenhafte Abneigung" empfand. Besonders hatte er sich den Professor Clodius zur Zielscheibe seines Witzes erlesen, der sich als Kritiker und Poet schon einigen Ruf erworben und nun, an Gellert's Stelle, ein Prakticum über poetischen und prosaischen Styl gab. Auch Goethe besuchte dieses Collegium. Eines Tages übergab er seinem Lehrer ein Gedicht auf die Hochzeit eines Oheims, worin er den ganzen Olymp versammelt hatte, um über die Heirath des Frankfurter Rechtsgelehrten zu rathschlagen. Venus und Themis hatten sich um seinetwillen entzweit, aber Amor lenkte durch einen schelmischen Streich die Entscheidung zu Gunsten der Venus und für die Heirath. Der Dichter hatte auf Beifall von Seiten des Lehrers gerechnet; aber Clodius, den parodistischen Charakter des Hochzeits-Carmens übersehend, tadelte den Gebrauch der mythologischen Figuren und verleidete diese dadurch dem Lehrlinge so sehr, daß er für die Zukunft das ganze mythische Pantheon verabschiedete und nur allenfalls Amor und Luna in seinen Gedichten noch auftreten ließ. Hatte nun Goethe seinem Lehrer in Beziehung auf den Gebrauch der griechisch-römischen Götter beigepflichtet, so mußte er es um so lächerlicher finden, wenn Clodius, der sich besonders die Ramler'schen Gedichte mit ihrem majestätischen fremdländischen Wortpomp zu Vorbildern gewählt hatte, sich nun eine andere Leiter auf den Parnaß aus griechischen und römischen Wortsprossen zusammenzimmern wollte.

Goethe hatte sich diese oft wiederkehrenden Ausdrücke eingeprägt, und in lustiger Stunde, als er mit Freunden in den Kohlgärten den trefflichsten Kuchen verzehrte, kam er auf den Einfall, jene Kraft- und Machtworte in ein Gedicht an den Kuchenbäcker Händel *) zu versammeln, das er sofort an eine Wand des Hauses mit Bleistift anschrieb. **)

Diese Satyre sollte für Goethe die unangenehme Folge haben, daß sie mit dazu beitrug, ihm seinen Freund Behrisch zu entziehen. Das Gedicht hatte geraume Zeit unbemerkt an der Wand jenes Hauses gestanden, als Clodius mit seinem Medon hervortrat, dessen Weisheit, Großmuth und Tugend Goethe und seine Freunde unendlich lächerlich fanden, so sehr auch die erste Vorstellung beklatscht wurde. Einer der Freunde, der uns schon bekannte Horn, ließ sich's einfallen, jenes Gedicht um mehrere Verse zu erweitern und es zunächst auf den Medon zu beziehen. Unzufrieden über die Gleichgiltigkeit, womit diese Zusätze aufgenommen wurden, wandte er sich damit an Andere, welche Abschrift davon nahmen und das Stück schnell in's Publicum brachten. Man erfuhr bald, aus welcher Gesellschaft es hervorgegangen war, und die Mißbilligung war

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 36 ff.

**) „Die Verse auf den Kuchenbäcker Händel habe ich zuerst handschriftlich bei dem Stadtschreiber Avenarius in Hameln gesehen, der mit Goethe zugleich in Leipzig Student war; abgedruckt aber stehen sie zuerst an einem Orte, wo man sie nicht suchen sollte, in den Jahrbüchern der preußischen Monarchie, Berlin 1801, Bd. III, S. 38, veröffentlicht von Ernst Adolph Eschke.“ Briefliche Mittheilung von Varnhagen von Ense.

allgemein. Auch dem Grafen Lindenau in Dresden kam der Vorfall zu Ohren, und da er ohnedieß mit dem Hofmeister seines Sohnes seit einiger Zeit nicht ganz zufrieden war, so entließ er Behrisch auf eine glimpfliche Weise. Doch gereichte diesem die Sache nicht zum Nachtheile; denn auf die Empfehlung mehrerer angesehenen Personen, die er durch seine Kenntnisse und Talente, wie durch seine Rechtschaffenheit für sich eingenommen hatte, wurde er, als Erzieher des Erbprinzen von Dessau, an den Hof eines trefflichen Fürsten berufen. Hier besuchte ihn Goethe gegen das Jahr 1776 und noch ein Mal im Jahre 1801, und fand ihn unverändert, als feinen Hofmann und in der besten Laune wieder. *)

Daß der Graf Lindenau zur Entlassung des Hofmeisters auch andere, triftigere Gründe gehabt, läßt eine leise Andeutung Goethe's in Wahrheit und Dichtung erkennen. „Unglücklicher Weise," schreibt er, „hatte Behrisch und wir durch ihn, noch einen gewissen Hang zu einigen Mädchen, welche besser waren, als ihr Ruf, wodurch denn aber unser Ruf nicht gefördert werden konnte." Bringen wir damit einen Brief Goethe's an eine Freundin (ohne nähere Ueberschrift) in Verbindung, den in jüngster Zeit Schöll nach einem aufgefundenen Concepte veröffentlicht hat, und mit großer Wahrscheinlichkeit in's Jahr 1767 setzt, so möchte man fast glauben, daß Behrisch dem jungen Freunde in sittlicher Beziehung ein nicht lobenswerthes und nicht unbefolgt gebliebenes Beispiel gegeben hat. Wir theilen ohne weitern Commentar das Wesentlichste des Briefes mit,

*) Gespräche mit Eckermann **II**, 177 ff.

den Goethe an ein Mädchen richtet, das einem seiner Freunde ein Liebesverhältniß aufgekündigt hat, und stellen es dem Leser anheim, ob er nicht vielleicht lieber annehmen will, daß hier fingirte Situationen behandelt seyen. „Ich habe Mitleiden mit ihm," schreibt Goethe, „Mitleiden, wie man es mit einem Kranken hat, dem man, um größere Schmerzen zu lindern, Blasen ziehen muß. Ich bin ruhig, wie er bewegt ist; und doch gab es eine Zeit, da ich bewegter war, als er ist. Eh nun, die Zeit wird auch den Sturm in seinem Herzen legen, die Zeit — und — wenn er klug ist, ein ander Mittel, das noch probater gefunden wird, als das (Goethe bezeichnet es im Gedichte „Wechsel"). Es ist bitter, sehr bitter, meine zärtliche Freundin, eine so liebliche Aussicht empfindungsvoller Hoffnungen so verfinstert zu sehen. Verfinstert? O da wäre noch Hoffnung, daß es wieder Tag werden könnte. Verschwunden! Unwiederbringlicher verschwunden, als die Jahre der Jugend und die Blüthen der Schönheit. Und doch muß man einmal erfahren, daß Mädchen — Mädchen sind, und daß ihnen ein Mann ein Mann ist. Lieber Gott, fühlte Ihr armer Liebhaber diese Wahrheit so lebendig, als ich, er würde über Ihren Brief so wenig erstaunt seyn, als ich. Er ist ein guter Mensch, und wundert sich sehr, daß seine Ca— O Beständigkeit, wir kennen einander! Ich bin auch verlassen worden. Manche Thräne, manches Lied hat mich mein Unglück gekostet. Aber wie viel bin ich Ihnen schuldig, daß Sie mich an Ihrem Busen allen Trost finden ließen, den ein Verlassener wünschen kann! Denn was konnte ich verloren haben, da die liebenswürdige ***, in die feurigsten Umarmungen versunken, auf

meinem Schooße zitterte? Nelly (Aenneli?) war mein süßes Mädchen, das einzige, das ich je geliebt habe; aber gewiß, meine Freundin, unsere gestohlenen freundschaftlichen Augenblicke in der dämmernden kleinen Stube haben mich überzeugt, daß ich Netten (Annetten?) verzeihen muß, wenn sie mich in den Armen eines Andern vergißt. Und Sie hatten mich auch so vergessen, das war natürlich, mein Freund war mein Nachfolger, das war mir angenehm; aber leid war mir's, daß Sie ihn eine ewige Liebe hoffen ließen. Ich dächte doch, Sie hätten Ihr Herz besser kennen sollen. — Nun, das ist vorbei. Ihr Liebhaber ras't, aber das wird sich geben. Sie werden sehen, wie er ehestens in einen sitt- und tugendsamen Freund verwandelt seyn und auf dem Fuße mit Ihnen stehen wird, wie ich jetzt stehe. Unverbrüchlich und heilig wird das schöne Bündniß seyn; denn abgedankte Liebhaber sind die besten Freunde, wenn man sie menagiren kann. — Nun, an Freunden kann es Ihnen nicht fehlen. Nur hüten Sie sich, es sind nicht alle Liebhaber so geduldig. Und ich bitte Sie, erinnern Sie sich oft des Vergangenen, um auf die Zukunft nichts zu versprechen. Und wenn Ihr kleines Stübchen, das so oft der Zeuge unserer seligen Trunkenheit war, das, wie ich nicht zweifle, auch meinen Freund oft glücklich gesehen hat, wenn diese liebe romantische Höhle nun auch künftig den Schauplatz der Freuden eines neuen Liebhabers abgibt: o möchte sich der betrogene Glückliche nicht schmeicheln, ein Frauenzimmer könne uns mehr gewähren, als den gegenwärtigen Genuß! Leben Sie wohl, meine liebste Freundin."

Es bliebe uns nun, ehe wir im nächsten Capitel zu

Goethe's Bestrebungen in der bildenden Kunst übergehen, noch ein Wort über seinen Antheil an dem Leipziger Theater zu sagen. Er ist darüber in seiner Selbstbiographie auffallend schweigsam gewesen, hat aber später Einiges in den „biographischen Einzelnheiten" unter der Ueberschrift „Leipziger Theater" nachgebracht. Wie man 1767 in Hamburg im Geiste des Patriotismus, der in den sechsziger Jahren Deutschland zu durchwehen begann, die Bühne reorganisirte, so ward auch in Leipzig in dem neuerbauten Theater sogleich Schlegel's Hermann aufgeführt. Diese vaterländische Tendenz schien Goethe'n beifallswürdig; aber er verkannte nicht, daß Stücke, wie der Hermann, in Zeit und Gesinnung zu weit von uns ablägen, und suchte daher nach bedeutenderen Gegenständen aus der spätern Zeit; und so war der Weg angebahnt, auf dem er später zu seinem Götz gelangte. Im Hermann sah er zweimal den alten Koch auftreten, der sonst seiner hohen Jahre wegen von der Bühne dispensirt war. Von dem übrigen Schauspieler-Personale erinnerte sich Goethe in späterm Alter besonders lebhaft des Eindruckes, den eine Dem. Schulz, eine Schwester des Balletmeisters, auf ihn gemacht. Sie war nicht schön, aber nett, mit schönen schwarzen Augen und Haaren. Sie zog ihn in's Theater, so oft sie auftrat, und ihr Spiel in Weiße's Romeo und Julie prägte sich tief seinem Gedächtnisse ein, namentlich wie sie in dem weißen Atlaskleide aus dem Sarge stieg und sich sodann der Monolog bis zur Vision, bis zum Wahnsinne steigerte. Durch ihre Talente für die Tragödie nahm sie Goethe'n und seine Freunde so sehr ein, daß diese sie in keiner geringern Rolle, am wenigsten aber als Tänzerin

mochten auftreten sehen, und in kleinen ausgestreuten Versen sie davon abzumahnen suchten. Die nachher als Mara so berühmt gewordene Dem. Schmehling befand sich mit ihrem Vater gleichfalls in Leipzig und erregte schon damals allgemeine Bewunderung. Im Jahre 1831 richtete Goethe an ihrem Jahresfeste zwei Gedichte an sie. Das erste, mit der Ueberschrift: „Der Demoiselle Schmehling, nach Aufführung der Hassischen Sta. Elena al Calvario" spricht die Erinnerung an die Leipziger Zeit aus. Irrthümlich hat Goethe die Jahreszahl 1771 beigefügt, wo er nicht mehr in Leipzig war. *) Neben der Schmehling trat Corona Schröter in Hasse'schen Oratorien auf, und die Wagschalen des Beifalls standen für Beide immer gleich. Denn wenn Letztere es mit Jener nicht an Stimme und Talent aufnehmen konnte, so erregte sie durch ihre schöne Gestalt, ihr vollkommen sittliches Betragen, ihren ernsten, anmuthigen Vortrag allgemeine Zuneigung und Achtung. Verschiedene ihrer Anbeter machten Goethe'n zum Vertrauten und erbaten sich seinen Beistand, wenn sie ein Gedicht zu Ehren Corona's wollten drucken und verbreiten lassen. Der Kreissteuereinnehmer Weiße, der damals, in seinen besten Jahren, als ein heiterer und freundlicher Mann in Leipzig lebte, war bei Goethe und seinen Gesellen sehr beliebt und geschätzt. Seine Poeten nach der Mode hatten ihn besonders ergötzt, waren aber durch Frau Böhme tief in seiner Schätzung herabgesetzt worden.

*) Hiernach ist zu berichtigen, was ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten (I, S. 155) über diese Verse gesagt.

Indeß ließen sich die jungen Freunde nach wie vor durch Weiße's Theaterstücke hinreißen, wenn sie ihnen auch keine Mustergiltigkeit zuerkennen konnten, und fanden an seinen Opern, die der Concertdirector Hiller auf eine anmuthige Weise belebte, gleichfalls viel Vergnügen.

Neuntes Capitel.

Bekanntschaft mit Oeser. Unterricht im Zeichnen. Einführung in das Studium der Kunstgeschichte. Lessing's Laokoon. Besuch der Dresdener Gemäldegallerie. Beschäftigung mit der Kupferstecherkunst. Zwei radirte Blätter von Goethe. Winckelmann's Tod. Krankheit. Befreundete Personen und Familien. Oeser's Tochter. Studentenunruhen. Abreise von Leipzig. Rückblick auf seine dortige religiöse Entwickelung.

Goethe's Bestrebungen in der bildenden Kunst, die eine so wichtige Rolle in seiner Geistesentwickelung während der Leipziger Periode spielen, schließen sich zunächst an seinen Verkehr mit Oeser, dem Director der Maler- und Architektur-Akademie zu Leipzig, an. Das nähere Bekanntwerden mit Oeser ist wahrscheinlich schon in das Jahr 1766 zu setzen. In dem Maße, wie ihm die akademischen Vorlesungen immer mehr verleidet wurden, und er in poetischen Dingen in immer größere Geschmacks- und Urtheilsungewißheit gerieth, mußte die bildende Kunst, die fast die ganze erste Hälfte seines Lebens hindurch mit der Dichtkunst bei ihm um die Vorherrschaft stritt, mehr und mehr in den Vordergrund treten. So mag er denn etwa zu Anfang des dritten Semesters zuerst mit

einigen Edelleuten, worunter der nachmalige Staatscanzler Fürst von Hardenberg war, bei Oeser Privatstunden genommen haben. Wir müssen den Einfluß dieses Mannes auf Goethe, wenn auch nicht in jeder Beziehung günstig, doch jedenfalls sehr hoch anschlagen, und selbst höher, als er nach der Darstellung in Wahrheit und Dichtung erscheint. Wie Oeser auf Winckelmann's Bildung bedeutend eingewirkt hat, so auch auf Goethe's. Schon das war von Wichtigkeit, daß er an Oeser wieder einen Mann fand, an dem er das ihm tief inwohnende Bedürfniß der Pietät und der Verehrung gegen Aeltere befriedigen konnte. Von Böhme hatte er sich abgewandt, weil dieser ihm einen Bildungsgang aufdringen wollte, der seiner Neigung widerstrebte; zu Gellert hatte er kein rechtes Herz fassen können, und noch dazu hatte man ihn durch üble Nachreden in seiner Schätzung herabgesetzt; Behrisch war im Ganzen doch ein zu wunderlicher Kauz und zu unbedeutend, als daß er zu ihm, wie einem der Nacheiferung würdigen Muster, hätte hinaufblicken können. Oeser aber konnte in jeder Hinsicht als ein achtungswerther Charakter gelten; er war ein reicher und reger Geist, von liebenswürdigem Herzen, theilnehmend an dem Streben anderer begabten Menschen, in angesehener Stellung und einem Berufe lebend, der für Goethe hohen Reiz besaß. Dazu kam noch, daß er mit Goethe einen Grundzug des Charakters gemeinsam hatte. Was dieser von Oeser sagt, daß er, wie Behrisch, zu den Menschen gehört habe, die ihr Leben in einer bequemen Geschäftigkeit hinbringen, daß er nie die Technik seiner Kunst ernstlich angegriffen, daß erst seinen späteren Jahren ein gewisser folgerechter Fleiß

vorbehalten gewesen sey, das alles läßt sich mit einiger Einschränkung auf ihn selbst anwenden. Mußte nun diese geheime innere Verwandtschaft den Jüngling vom ersten Augenblicke an ihn fesseln, so ist es doch zu bedauern, daß er in jenem Grundzuge durch die Anschauung des gereiften Mannes befestigt ward. Ihm, dem „nichts Vergnügen machte, als was ihn anflog," wäre ohne Zweifel das Beispiel eines Künstlers heilsamer gewesen, der mit willenskräftigem Fleiße sich aller Mittel seiner Kunst zu versichern strebte.

In der Praxis des Zeichnens ward Goethe durch Oeser's Beispiel und Anleitung wenig gefördert; dafür wirkte aber seine Lehre um so entschiedener auf Geist und Geschmack. Vor Allem empfahl er Einfalt in dem, „was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind," und so hatte er auch, als ein abgesagter Feind alles Schnörkelwesens, in dem alten Schlosse Pleißenburg, das er bewohnte, seine Zimmer mit einfacher Eleganz ausgestattet. Von dem Künstler selbst aber verlangte er Bedächtlichkeit und ein inniges, stilles Vertiefen in den Gegenstand, eine Lehre, die bei Goethe noch segensreich in der Sturm- und Drangperiode nachwirkte und ihn manchmal vor Verirrung geschützt hat. Wodurch er aber Goethe'n in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft einen unschätzbaren Gewinn brachte, das war, daß er den durch allerlei Mißreden an der Dichtkunst, am Schönen und an sich selbst irre gewordenen Jüngling von Neuem ein Herz zur Kunst überhaupt und so auch zur Poesie fassen lehrte. Dieses Verdienst erkannte Goethe selbst mit der größten Dankbarkeit an, wie aus ein paar uns erhaltenen Briefen aus der nächsten Zeit nach dem Aufenthalte

zu Leipzig erhellt. In einem Schreiben an Oeser vom 9. Nov. 1768 heißt es: „Was bin ich Ihnen nicht Alles schuldig, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt, daß Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben! Ich bin Ihnen mehr schuldig, als ich Ihnen danken könnte. Der Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, hab' ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie einleuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt eines großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weisen und des Kritikers. Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut Alles. — Aufmunterung nach dem Tadel (fügt er im Hinblick auf jene entmuthigenden Kritiken der Frau Böhme, Gellert's und Anderer hinzu) ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt. Sie wissen, was ich war, als ich zu Ihnen kam, und was ich war, als ich von Ihnen ging. Der Unterschied ist Ihr Werk." Und selbst ein Jahr später noch gedachte er Oeser's mit gleich warmer Erkenntlichkeit. „Sein Unterricht," schrieb er den 20. Febr. 1770 an den Buchhändler Reich in Leipzig, „wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sey Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht. Empfehlen Sie mich meinem lieben Oeser. Nach ihm und Shakspeare ist Wieland der Einzige, den ich für meinen ächten

Lehrer erkennen kann. Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte; diese zeigten mir, wie ich's besser machen sollte."

Wir reihen diesen Brief-Fragmenten noch ein anderes an, worin der Bildungsweg, den Oeser dem jungen Freunde vorgezeichnet hatte, und des Letztern Dankbarkeit nicht minder bestimmt hervortreten. „Meine gegenwärtige Lebensart," schreibt Goethe am 13. Febr. 1769 an Oeser's Tochter, „ist der Philosophie gewidmet. Eingesperrt, allein, Cirkel, Papier, Feder und Dinte und zwei Bücher, das ist mein ganzes Rüstzeug. Und auf diesem einfachen Wege komme ich in der Erkenntniß der Wahrheit oft so weit und weiter, als Andere mit ihrer Bibliothekswissenschaft. Ein großer Gelehrter ist selten ein großer Philosoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte, einfältige Buch der Natur; und es ist nichts wahr, als was einfältig ist. Freilich eine Recommandation für die wahre Weisheit! Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still. Demuth und Bedächtlichkeit sind die nothwendigsten Eigenschaften unserer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. Ich danke es Ihrem lieben Vater; er hat meine Seele zuerst zu diesem Wege bereitet."

Bei Zeiten richtete Oeser auch seine Aufmerksamkeit dahin, seinen Lehrling in die Geschichte der Kunst einzuleiten. Er hatte sich wohl bald überzeugt, daß Goethe kein besonderes Talent oder wenigstens nicht die erforderliche Ausdauer zur Ausübung der Kunst besaß, und mochte ihn daher um so gründlicher theoretisch auszubilden suchen. Goethe hatte das eben damals in's Deutsche übersetzte „Leben der Maler" von

d'Argenville frisch erhalten und studirte es mit Eifer. Oeser unterstützte ihn in diesen Bestrebungen, indem er ihm manches Portefeuille aus den großen Leipziger Sammlungen zur Einsicht verschaffte, was aber zunächst eine andere Wirkung, als die beabsichtigte, hervorbrachte, und sein poetisches Talent anregte. Wie man wohl Kupfer zu Gedichten macht, so machte er jetzt umgekehrt Gedichte zu Kupfern und Zeichnungen, indem er sich die vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zustande zu vergegenwärtigen, bisweilen auch ihnen ein angemessenes Lied in den Mund zu legen wußte. Man sieht, wie sehr es ihm damals an würdigem poetischen Stoffe gebrach. Was hätte aus Goethe werden können, wenn sein Geist sich bei Zeiten an großen Objecten hätte groß ziehen können! Es war fast nicht zu vermeiden, daß diese Gedichte sich manchmal in's Descriptive verirrten, wozu er sonst durchaus nicht neigte. Aber diese Fehlgriffe kamen ihm für die Folgezeit, wo Lessing's Laokoon ihn über die Grenzen der verschiedenen Künste aufklärte, als eine belehrende Erfahrung zu statten.

Oeser führte ihn in das Kunst- und Geschmackselement, worin er selbst lebte und webte, auch dadurch tiefer ein, daß er sich über abgeschiedene oder abwesende Männer, zu denen er im Verhältniß gestanden hatte oder noch stand, gern mit dem theilnehmenden Jünglinge unterhielt und ihn auf ihre Verdienste aufmerksam machte. So rühmte er ihm unter den Franzosen Caylus, unter den Deutschen Lippert, wegen seiner Bemühungen um die Gemmen der Alten, den Professor Christ, als Liebhaber, Sammler, Kenner und thätigen

Künstler; vor Allem aber deutete er auf das hohe Kunstleben Winckelmann's in Italien hin; dessen erste Schriften Goethe mit Andacht in die Hand nahm; denn Oeser's leidenschaftliche Verehrung für den einzigen Mann hatte sich ganz auf ihn übertragen. Er ließ sich dadurch nicht irren, daß ihm manches Einzelne in jenen kleinen Aufsätzen räthselhaft und problematisch blieb; fand er doch im Allgemeinen darin das von Oeser gepredigte Evangelium des Schönen, oder vielmehr des Angenehmen und Geschmackvollen wieder. Aber auch mit den zahlreichen Kennern und Freunden der Kunst, die in Leipzig einträchtig und im gleichen Sinne lebten und wirkten, mit Huber, Kreuchauf, Winckler, Richter u. A., ward Goethe durch seines Lehrers Vermittelung bekannt, und es stand ihm der Zutritt in ihre Kreise und zu ihren Sammlungen jederzeit offen.

Indem er sich nun aber bei dieser vielfachen Gelegenheit zur Anschauung von Kunstsachen, auch nach einem festen Halt für Begriff und Erkenntniß umsah, den er weder aus den gelegentlichen Gesprächen jener älteren Männer, noch auch aus den lakonischen Andeutungen Oeser's gewinnen konnte: fiel zur rechten Zeit durch Lessing's Laokoon ein heller Lichtstrahl in die Dämmerung, welche ihn bisher umgeben hatte. Wenige Werke mag Goethe in seinem Leben mit solcher Ausdauer und in solcher Stetigkeit durchstudirt haben, als den Laokoon, wozu, wie Gervinus treffend bemerkt, der Umstand nicht wenig beitrug, daß ihm hier die Kritik in der Geschlossenheit eines Kunstwerkes entgegentrat. Auch der unvergleichliche lebendige Styl der Abhandlung hat ihn ohne Zweifel gefesselt; denn „hier redet der Schreibende und gesticulirt noch in der Rede;

er überläßt sich der Wärme und dem Feuer des Gespräch's und behält doch die Ruhe und die Selbstbeherrschung der überdachten Schrift." Goethe wird noch in späterm Alter, wo er der Wirkung dieser Schrift auf seine Jugend gedenkt, von Begeisterung hingerissen und erhebt ganz gegen seine Gewohnheit „die freien Gefilde des Gedankens" über „die Region des kümmerlichen Anschauens." „Wie vor einem Blitze," sagt er, erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens (der die bildenden und die Redekünste schied); alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, von uns weggeworfen; wir hielten uns von allem Uebel erlös't." Nicht ohne einen Seitenblick auf Herder, der an dem hohen Sinne marktete und mäkelte, bekennt er, daß dieses Buch, im rechten Augenblicke hervorgetreten, die vollste Wirksamkeit auf ihn geübt, daß er sich ganze Epochen seines Lebens liebevoll damit beschäftigt und sich eines überschwenglichen Wachsthumes erfreut habe. Ungeachtet seines Enthusiasmus für Lessing versäumte Goethe, den berühmten Mann zu sehen, als dieser Leipzig auf einige Zeit besuchte. Ja er mied sogar geflissentlich die Orte, wo Lessing erschien, wahrscheinlich, wie er selbst meint, weil er sich zu gut dünkte, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch auf ein näheres Verhältniß machen konnte. Dieser grillenhafte Stolz bestrafte sich dadurch, daß er den hochgeschätzten Mann nie in seinem Leben zu sehen bekam.

Mit zunehmender theoretischen Einsicht fühlte er nunmehr immer stärker das Bedürfniß, einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken, und so entschloß er sich, der

Dresdener Gemäldegallerie mehrere Tage zu widmen. Hierbei ließen ihn zwei seiner Eigenheiten auf eine etwas wunderliche Weise verfahren. Von seinem Vater hatte er eine äußerst starke Abneigung gegen alle Gasthöfe überkommen, welche sich bei diesem auf der italienischen Reise festgewurzelt hatte. Es wäre ihm nun zwar nichts leichter gewesen, als durch Empfehlung seiner Dresdener Gönner in Leipzig bei guten Freunden gastliche Aufnahme zu finden. Allein dem widerstrebte seine Lust am Incognito, der wir später noch oft begegnen werden. Da er die Dresdener Kunstschätze ganz nach eigener Art zu betrachten wünschte, und sich von Niemanden wollte irren lassen, so hielt er seinen Vorsatz, zu reisen, geheim, und vertraute ihn nur seinem Stubennachbar, dem fleißigen Theologen, weil dieser in Dresden einen Verwandten hatte, bei dem der Kunstjünger in jenen Tagen zu wohnen gedachte. Von dem halbblinden Candidaten mit einem mühsam geschriebenen Empfehlungsbriefe ausgestattet, fuhr er auf der gelben Kutsche sehnsuchtsvoll nach Dresden, und fand bald in der Vorstadt jenen Verwandten, der seines Handwerks ein Schuster war. Die Persönlichkeit dieses Mannes war unserm Dichter so interessant, daß er sie tief seinem Innern einprägte und sechs bis sieben Jahre nachher in der epischen Dichtung, „der ewige Jude," dem Charakter des Ahasver zu Grunde legte. „Sein Eigenthum war," so schildert ihn Goethe, „ein tüchtiger Menschenverstand, der auf einem heitern Gemüthe ruhte und sich in der gleichmäßigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unablässig arbeitete, war sein Erstes und Nothwendigstes; daß er alles Uebrige als zufällig ansah, dieß bewahrte sein

Behagen; und ich mußte ihn vor vielen Anderen in die Classe derjenigen rechnen, welche praktische Philosophen, bewußtlose Weltweisen genannt werden.“ Goethe vertrug sich die Tage, welche er in Dresden zubrachte, sehr gut mit ihm, und beide überboten einander manchmal an neckischen Einfällen.

Der Eindruck, den die Gemäldegallerie auf den jungen Kunstenthusiasten machte, war außerordentlich; es war ihm in dem großen Saale, worin Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, wie in einem Gotteshause zu Muthe. Vorzüglich wirkten auf ihn solche Stücke, „wo der Pinsel über die Natur den Sieg davon trug, während er den Werth der italienischen Meister mehr auf Treu' und Glauben annahm. Was er nicht als Natur ansehen durfte, sagt er selbst, was er nicht an die Stelle der Natur setzen, nicht mit einem bekannten Gegenstande vergleichen konnte, war auf ihn nicht wirksam. Die Antiken, welche noch in den Pavillons des großen Gartens standen, so wie alles Uebrige, was Dresden Köstliches enthielt, lehnte er ab zu sehen; er wollte seine Aufmerksamkeit, sein Interesse auf die Gemälde concentriren. Für die Auffassung der umgebenden Wirklichkeit war aber sein Auge durch die Betrachtung jener Meisterwerke so künstlerisch angeregt, daß er Mittags und Abends, wenn er in das Haus seines Schusters zurückkehrte, die schönsten Bilder von Ostade und Schalken zu erblicken glaubte.

Das Entzücken, welches er bei manchen Werken auf der Gallerie aussprach, vereitelte seinen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben. Der Gallerie-Inspector, Rath Riedel, nahm von dem leidenschaftlichen Kunstfreunde Notiz, und machte

ihn auf Manches aufmerksam, was besonders in seinem Kreise zu liegen schien. Auch ward Goethe durch Vermittelung eines jungen Mannes, dessen Bekanntschaft er auf der Gallerie gemacht, dem Director von Hagedorn, Bruder des gleichnamigen Dichters, vorgestellt, der ihm seine Sammlung mit großer Gefälligkeit zeigte, und sich an dem Enthusiasmus des jungen Kunstliebhabers um so mehr ergötzte, je seltener ihm bei Anderen eine so feurige Theilnahme an seinen Bildern begegnete. Diese herrlichen Genüsse wurden indeß durch den traurigen Anblick so mancher Gräuel der Verwüstung gedämpft, die noch in mehreren Straßen Dresdens von dem unglückseligen Kriege zeugten. Die schuttbedeckte Mohrenstraße, die Kreuzkirche mit ihrem geborstenen Thurme drückten sich ihm tief ein, und standen noch in späteren Jahren wie ein dunkler Fleck in seiner Einbildungskraft.

Nach Leipzig zurückgekehrt, empfand Goethe die Wahrheit des alten Wortes: Zuwachs an Kenntniß ist Zuwachs an Unruhe. Je mehr er sich bemühte, alle jene Anschauungen und Erfahrungen zu ordnen und sich zuzueignen, desto weniger gelang es ihm; und er mußte sich zuletzt ein stilles Nachwirken gefallen lassen. Er fühlte sich ganz behaglich, als ihn jetzt eine neue Beschäftigung auf eine seinen Kräften mehr angemessene Weise in Anspruch nahm. Es war die Kupferstecher-Kunst, welche ihn besonders durch ihre reinliche Technik zu Uebungen und Versuchen reizte. Unter Anleitung des Kupferstechers Stock begann er Landschaften zu radiren; die menschliche Figur schreckte ihn noch durch ihre Unfaßlichkeit von der Nachbildung ab. Glücklicherweise haben sich ein paar Docu-

mente dieser Bemühungen Goethe's erhalten, worüber Karl Buchner noch bei des Dichters Lebzeiten im Morgenblatte *) ausführlich berichtet hat. Es sind zwei radirte Blätter nach Thiele, welche als Pendants zu einander dienen können. Sie stellen Landschaften dar, kleine Wasserfälle, von Felsen und Gebüsch umschlossen, und von einem still träumerischen, nachsinnenden Geiste belebt. Auf beiden finden sich am untern Rande die Worte: **Peint par A. Thiele.... Gravé par Goethe.** Das eine Blatt hat zur Unterschrift die Widmung: **Dédié à Monsieur Goethe, Conseiller actuel de S. M. Impériale, par son fils obéissant.** Zwischen dieser Unterschrift mitten innen zeigt sich das Goethe'sche Wappen: In der obern Abtheilung eine halbe Figur mit aufgehobenem Stabe und Scepter, in der untern ein Querbalken mit kleinen Schildchen. Das andere Blatt hat Goethe seinem damaligen Tischgenossen und Freunde, dem Assessor und Leipziger Rathsherrn (nachmaligem Bürgermeister) Hermann, gewidmet, der selbst mit Gefühl nach der Natur zeichnete, und auch ihn veranlaßte, manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide zu zeichnen. Was die künstlerische Behandlung der beiden Blätter betrifft, so hat Buchner einen Kupferstecher zu Rathe gezogen, dessen Urtheil im Ganzen recht günstig ausfiel: „Die Zeichnung in Masse ist in beiden Blättern sehr gut gewahrt und die verschiedenen Gründe auf ächt künstlerische Weise in gegenseitige Harmonie gebracht und auseinandergesetzt. Die technische

---

*) Jahrgang 1828, Nr. 3 bis 6.

Behandlung des Einzelnen anlangend, möchte das von Goethe seinem Vater dedicirte Blatt mit größerer Fertigkeit und Sicherheit ausgeführt seyn. Das Wasser, welches sich im Vordergrunde gesammelt hat und leise fortbewegt, hat wirklich Spiegel; weit weniger gut ist das Wasser des eigentlichen Wasserfalles. Schatten- und Lichttöne der Felsen sind in ein gutes Verhältniß gebracht; der gegen die sonnige Luft sich dunkel abhebende Baum im Vordergrunde zeugt namentlich von größerer Fertigkeit; die Parthieen heben sich von einander los, und das besonnte Plätzchen ist recht einladend und wohl gefertigt. Ueberall in diesem Blatte scheinen Strichlage und Wendungen überlegter, planmäßiger zu seyn, während das andere hierin weniger lobenswerth ist. Dagegen hat diese Landschaft einen andern Vorzug: Die Licht- und Luftperspective ist besser behandelt; auch läßt sich mit dieser Landschaft hauptsächlich belegen, daß Goethe für die Schönheit der Form, der Beleuchtung und der Farbe in gleich hohem Grade, aber noch mehr in Hauptmassen, als im Einzelnen gefühlt habe, und daß dieses Fühlen in Masse, namentlich von Baumpartbieen, gilt, während Felsen und Erdreich einer größern Detaillirung sich erfreuen. Nicht allein mit Schönheit der Form sich begnügend, wußte er auch die beiden letzten mitwirkend heranzuziehen. Die Behandlung der Form in diesem Blatte ist wirklich meisterhaft zu nennen. Beide Blätter, um durch Beispiele zu erläutern, erinnern in artistischer Hinsicht an Schwanefeld; in seiner Art mag Goethe die Gegenstände aufgefaßt und gefühlt haben. In technischer Beziehung wären sie den besseren radirten Blättern des Landschaftmalers Schönberger zu vergleichen. Wo

die Anwendung des Grabstichels nöthig schien, verräth sich eine höchst geringe Kenntniß der Technik; gerade diese Stellen, die dunklen Parthieen, sind deßhalb zu den wenigst gelungenen zu zählen."

Zwischen solchen Arbeiten ward, „damit ja Alles versucht würde," auch manchmal in Holz geschnitten. Goethe verfertigte verschiedene kleine Druckerstöcke, nach französischen Mustern, wovon sich Manches brauchbar fand. Eine übersichtliche Kenntniß im Fache der Buchdruckerei erwarb er sich durch seine Bekanntschaft mit der Breitkopfischen Familie, in deren Hause der Kupferstecher Stock die Mansarde bewohnte. Er hatte die Verbindung mit dieser Familie gerade zu einer Zeit angeknüpft, wo sie, ihrem Stammhause, dem goldenen Bären auf dem neuen Neumarkte, gegenüber, ein zweites, höheres und weitläufigeres Gebäude „zum silbernen Bären" errichtete. Goethe ging beim Auf- und Ausbaue, beim Möbliren und Einziehen zur Hand und lernte dadurch Manches, was sich auf diese Geschäfte bezieht, so wie er auch Gelegenheit hatte, die Oeser'schen Lehren angewandt zu sehen. Im Breitkopfischen Hause fand er gute Kupferwerke, die das Alterthum darstellten, und setzte seine Studien auch nach dieser Richtung fort. Diese wurden dadurch noch mehr gefördert, daß er eine beim Umziehen in Unordnung gerathene, ansehnliche Schwefelsammlung wieder zurecht brachte, wobei er sich in Lippert u. A. umzusehen genöthigt war.

Bei all' dergleichen auf Kunst und Alterthum gerichteten Bemühungen hatte er jedoch stets Winckelmann vor Augen. Er fuhr fort, seine ersten Schriften fleißig zu studiren, wie

sibyllinisch ihm auch manche Parthieen derselben blieben, und befestigte sich in seinem Enthusiasmus für den seltenen Mann, dessen Tüchtigkeit das Vaterland immer mehr anzuerkennen begann. Mit Jubel vernahm er, daß der gepriesene Kunstkenner nächstens aus Italien heimkehren, den mit ihm befreundeten Fürsten von Dessau besuchen, und unterwegs bei Oeser einkehren werde. In diese Freude fiel, wie ein Blitzschlag aus heiterm Himmel, die Nachricht von Winckelmann's Tode, der am 8. Juni 1768, nahe der Grenze des Vaterlandes, von einem heimtückischen Italiener war ermordet worden. Unbeschreiblich war die Bestürzung, der Jammer über diese Schreckenspost in allen Kreisen seiner Verehrer; besonders aber betrauerte Goethe tief das Hinscheiden eines Mannes, den er als ein der höchsten Nacheiferung würdiges Muster bewundert hatte.

Vielleicht trug der Schmerz über den herben Verlust mit dazu bei, bei Goethe ein körperliches Uebel zum Ausbruche zu bringen, welches ihn an den Rand des Grabes führte. Seit dem Auerstädter Unfall empfand er von Zeit zu Zeit einen Druck auf der Brust, und dieser hatte sich, nach einem Sturze mit dem Pferde bedeutend vermehrt. Eine unglückliche Diät, der Genuß von schwerem Merseburger Bier und Kaffee, anhaltendes Sitzen, unzeitiges Kaltbaden, Schlafen auf hartem Lager unter allzuleichten Decken, verstärkten ein gewisses Mißbehagen, einen hypochondrischen Zug, den er schon von Hause mitgebracht hatte. Ohne Zweifel hatte die tolle Weise, wie er nach dem Verluste Annettens absichtlich auf seine Gesundheit losstürmte, und wahrscheinlich auch das unvorsichtige

Einathmen der schädlichen Dünste beim Aetzen der Kupferplatten zur Erschütterung seiner Gesundheit mitgewirkt. Genug, er wachte eines Nachts mit einem heftigen Blutsturze auf und schwankte mehrere Tage zwischen Leben und Tod. Als endlich Besserung eintrat, blieb noch eine Geschwulst an der linken Seite des Halses zurück, die sich bei jener Eruption gebildet hatte.

In den Tagen der Krankheit und der langsamen Reconvalescenz bewährte es sich, daß Goethe ungeachtet des störrischen Eigensinnes, der launenhaften Grillen, der höchst ungleichen, zwischen melancholischem Trübsinne und ausgelassener Lustigkeit schwankenden Stimmung, womit er den Umgebenden oft beschwerlich geworden war, dennoch die Zuneigung vieler vorzüglichen Personen sich zu erwerben gewußt hatte. Nicht bloß sein Freund Horn, auch die ganze Breitkopfische, die Stockische Familie, der oben genannte Assessor Hermann, Gröning von Bremen und manche Andere wetteiferten, ihn theils auf dem Zimmer, theils anderswo zu unterhalten und zu zerstreuen. Besonders aber nahm sich seiner ein Mann an, den er erst in dieser Zeit kennen lernte, Langer, der Nachfolger Behrisch's in der Hofmeisterstelle beim jungen Grafen Lindenau, nachmals Bibliothekar in Wolfenbüttel. Er hatte sehr gute Studien gemacht und freute sich nun, des Wiedergenesenden Heißhunger nach Kenntnissen zu befriedigen, welcher sich bei der fortdauernden krankhaften Reizbarkeit ganz fieberhaft äußerte. Goethe hatte über seinen anderweitigen Bestrebungen die deutsche Literatur und seine eigenen poetischen Unternehmungen seit einiger Zeit aus dem Gesichte verloren; jetzt wandte sich seine Neigung

plötzlich wieder den geliebten Alten zu, die, wie er selbst sagt, noch immer, gleich blauen Bergen, deutlich in ihren Umrissen und Massen, aber unkenntlich in ihren Theilen und Beziehungen, den Horizont seiner geistigen Wünsche begrenzten. Er machte mit Langer einen Büchertausch, indem er ihm ganze Körbe deutscher Dichter und Kritiker überließ und dagegen eine Anzahl griechischer Autoren erhielt, an denen er sich während der Genesung zu erquicken gedachte.

Auffallend ist es, daß Goethe der oben im Vorbeigehen genannten Tochter Oeser's in Wahrheit und Dichtung mit keinem Worte gedenkt. Der Briefwechsel, den er nach der Entfernung von Leipzig mit ihr unterhielt, zeigt, wie nahe sie ihm gestanden haben muß. Aus einer noch erhaltenen poetischen Epistel „An Mademoiselle Oeser zu Leipzig, Frankfurt, am 6. Nov. 1768" *) erfahren wir, daß sie ihm, als er von seinem eben erwähnten Krankheitsanfalle erstanden war, zuerst wieder das Leben erheiterte, so daß er zufrieden abreis'te und selbst auf der ganzen Reise seine frohe Stimmung bewahrte. Er rühmt ihre Einsicht, ihren Witz, ihre Munterkeit, und vor Allem ihre schöne Stimme, und denkt mit Sehnsucht an die „aufgeweckten und klugen" Gespräche zurück, die sie mit ihm in dem Garten und in der Loge geführt. Besonders erinnert er sich des Oeser'schen Landgutes, des Ortes, „der ihm so manche Plage gemacht und ihn so sehr erfreut." Oft jagte ihn nämlich der Verdruß über sein „böses Mädchen" (seine Annette, oder war es eins der leichteren Geschöpfe, die er

---

*) S. Goethe's Werke in 40 Bdn. VI, 56 ff.

durch Behrisch kennen lernte?) schon vor Tagesanbruch aus den Mauern der Stadt; dann lenkte er seinen Spaziergang gern in die reizende Umgebung des Oeser'schen Landgutes und suchte Oeser's Tochter

> In jedem Holz, auf jeder Wiese,
> Am Fluß, am Bach, das hoffende Gesicht
> Vom Morgenstrahl geschmückt —

allein umsonst. In seinem launischen Verdrusse schlug er dann wohl nach einem armen Frosche, und trieb sich in der Gegend umher, bald einen Schmetterling, bald ein Liedchen erhaschend, das er Abends bei der Heimkehr aufschrieb. So hatte er schon manchen Ausflug gemacht, als ihm eines Tages das Geschick günstig war. Doch er genoß nicht lange die schönen Stunden, die er verlebte, in der Erinnerung; denn gleich darauf folgte die Krankheit, die ihn dem Tode so nahe brachte. Die Lieder aber, die er auf jenen Spaziergängen erbeutet hatte, schenkte er seiner Freundin nachher; es sind ohne Zweifel dieselben, welche das weiter unten zu besprechende Breitkopfische Liederbüchlein bilden; denn auch diese nennt er ja

> Die Lieder ohne Kunst und Müh'
> Am Rand des Bach's entsprungen,

und das Zueignungslied am Ende scheint nach dem Krankheitsanfalle geschrieben, wie die Verse vermuthen lassen:

> Jetzt drückt ihm diätet'sche Ruh
> Den Daumen auf die Augen.

Kurz vor seiner Abreise von Leipzig mußte Goethe noch Zeuge von Studentenunruhen seyn, wie sie auf dieser Universität nur höchst selten sich ereigneten. Es waren

Zwistigkeiten und selbst Thätlichkeiten zwischen den Stadtsoldaten und Studirenden ausgebrochen, die noch mit schlimmeren Folgen drohten. Gellert ermahnte beim Schlusse einer seiner moralischen Vorlesungen die zahlreichen Zuhörer in seiner liebevoll ernsten Weise zu einem friedlichen und gesetzlichen Verhalten, vermochte dadurch aber die Ruhe nur auf einige Tage zurückzuführen. Als sich die Tumulte mit nächtlichem Lärme und Fenstereinwerfen erneuerten, hielt er, von der akademischen Obrigkeit selbst dazu veranlaßt, eine eindringliche Anrede an die Studirenden, die uns in seiner Biographie aufbewahrt worden. Sie trug so viel zur Wiederherstellung der Ordnung bei, daß keine strenge Maßregeln nöthig wurden. Noch voll von dem gellenden Nachklange dieser akademischen Heldenthaten, verließ Goethe gegen Ende des August die Universität Leipzig, und fuhr in dem bequemen Wagen eines Hauderers seiner Heimath zu, nicht ohne das Gefühl, daß er gleichsam als ein Schiffbrüchiger wiederkehrte, der seines Vaters Absichten, ja seine eigenen, womit er nach Leipzig gekommen war, so gut wie ganz außer Augen gelassen hatte.

Ehe wir aber unsern Freund in das älterliche Haus zurückführen, wollen wir den Gang, den seine religiöse Entwickelung in der Fremde genommen, und sodann noch im nächsten Capitel die während der bisherigen Universitätszeit entstandenen Dichtungen übersichtlich in's Auge fassen. Wir werden in der Regel finden, daß bei einem jungen Menschen, der eine Hinneigung zur Losreißung von der ihm als Kind überlieferten positiven Religion hat, der erste Eintritt in das akademische Leben eine Epoche in seiner religiösen Entwickelung bildet.

Die sociale Freiheit, in die er sich plötzlich versetzt sieht, legt das Streben nach religiöser Ungebundenheit sehr nahe. Dazu kam noch in unserm besondern Falle, daß damals eine rationalistische Tendenz durch die ganze geistige Atmosphäre ging; und solche Zeitrichtungen stellen sich auf Universitäten concentrirt dar. Goethe war nun freilich zu wenig trockener Verstandesmensch, er besaß zu viel Gemüth und Phantasie, als daß er in das extreme Verfahren eines kalten, dürren Rationalismus durchaus hätte eingehen können. Mit welchem Aufwande von Scharfsinn man auch schon damals die Bibel angegriffen hatte; so behielt er sie doch fortwährend lieb und werth; denn fast ihr allein war er, nach seinem eigenen Geständnisse, seine sittliche Bildung schuldig; und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, Alles hatte sich tief bei ihm eingedrückt und war auf die eine oder die andere Weise wirksam gewesen. Indeß hielt er sich doch, was die Auslegung betrifft, mit Ernesti und seinen Anhängern, im Ganzen zur klaren Partei, nicht ohne die Ahnung jedoch, daß durch eine solche verstandesmäßige Auslegungsweise zuletzt der poetische Gehalt der Schriften mitsammt dem prophetischen verloren gehen müsse.

Einen sehr bedeutenden Einfluß hätte Gellert, bei der allgemeinen Verehrung, die er unter der akademischen Jugend genoß, und der großen Pietät, die Goethe'n gegen ältere Personen eigen war, auf diesen auch in religiöser Beziehung üben können, wäre nicht auch hier die gänzliche Heterogenität beider Naturen und Gellert's Kränklichkeit und Hypochondrie störend in den Weg getreten. Der so vielfach in Anspruch

genommene Mann hatte freilich nicht die Zeit, sich um die besonderen religiösen Anliegen und Bedürfnisse eines jeden Studirenden zu bekümmern; aber es zeugt nicht für seinen Scharfblick, daß der junge Goethe weder als Dichter noch als Mensch eine vorzügliche Aufmerksamkeit bei ihm erregte. Er behandelte ihn, mit den Uebrigen zusammen, in Bausch und Bogen, und glaubte sie sämmtlich durch die kirchlichen Anstalten in Schranken zu halten. Allein der protestantische Cultus sagte Goethe'n durchaus nicht zu; er vermißte an ihm Fülle und Consequenz; namentlich schien ihm der schöne, alle Lebensepochen umspannende Cyklus der Sacramente, wie ihn die katholische Kirche ausgebildet, im Protestantismus zerrissen und zersplittert. So konnte es denn nicht fehlen, daß er in Leipzig bald sich von dem kirchlichen Leben gänzlich zurückzog. Wie wenig er aber bei seiner Ankunft daselbst entschieden schon auf dem Standpuncte der sogenannten natürlichen Religion angelangt war, erhellt schon daraus, daß er jenen düstern Scrupel über den unwürdigen Genuß des Abendmahles noch mit dahin brachte. Gellert's gewöhnliche lakonische Behandlungsart, wozu ihn so Mancher Zudringlichkeit nöthigte, ließ Goethe nicht den Muth fassen, ihn mit seinem Bedenken zu behelligen, und seine Vorlesungen über Moral machten, wie sehr auch aus den in etwas hohlem und traurigem Tone vorgetragenen Bitten und Warnungen die schöne Seele und die herzliche Theilnahme des edeln Mannes sprach, auf unsern Goethe einen nur vorübergehenden Eindruck. In lebensheiteren Stunden begann er sich auch schon jener finsteren Zweifel zu

schämen, und so ließ er zuletzt, wie er selbst sagt, die seltsame Gewissensangst mit Kirche und Altar hinter sich.

Zur Beschleunigung dieser Krisis mochte auch sein damaliger Umgang nicht wenig beitragen. Schon der Umstand ist in Anschlag zu bringen, daß er in der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Leipzig durch den Mittagstisch bei Hofrath Ludwig mit einer größern Zahl von Aerzten in Verkehr kam; denn gerade unter Medicinern findet sich, in Folge ihrer Studien, eine Abwendung vom Uebersinnlichen zu materialistischen Tendenzen nicht selten. Noch einflußreicher war ohne Zweifel die bald nachher mit Behrisch angeknüpfte Bekanntschaft, der nicht bloß ein nüchterner Verstandesmensch, sondern auch von etwas lockeren sittlichen Grundsätzen gewesen zu seyn scheint. Dazu gesellte sich die Lectüre Wieland's, der sein Talent just damals glänzend entfaltete, und dessen eben erschienene Dichtung Musarion auf Goethe eine große Wirkung ausübte, während Klopstock's Poesie in dieser Periode wenig Eindruck auf ihn machte. Und selbst die in der Leipziger Künstlerwelt herrschende Richtung nach der niederländischen Schule hin, welche sich Goethe'n mittheilte, mußte dazu dienen, seinen Blick vom Uebersinnlichen abzulenken, indem er sich immer mehr gewöhnte, an der umgebenden Wirklichkeit mit liebender Anschauung zu haften.

Trotz dieser zusammenwirkenden Umstände ließen sich aber die tiefen religiösen Eindrücke früherer Jahre so schnell nicht auslöschen; und am Schlusse der Leipziger Periode sehen wir sie noch einmal ihre Kraft geltend machen. Es war in der Zeit, wo er an den Folgen der Seelenleiden und der körper=

lichen Uebel krankte, wie wir denn überhaupt den Menschen in solchen Zuständen für das Tröstliche der positiven Religion am empfänglichsten finden. In diesen Tagen wußte sein Freund Langer, dessen wir oben erwähnten, ihm die Bibel, die er nicht aufgehört hatte, als eines der edelsten menschlichen Geistes-Documente hochzuschätzen, wieder zu göttlicher Autorität zu erheben. Es gelang damit seinem Freunde um so eher, als dieser ruhig, verständig und consequent zu Werke ging, durch keine Schwärmerei Mißtrauen erregte, vielmehr durch willige Anerkennung des Werthes profaner Schriften Vertrauen weckte und durch seine bedeutende Gelehrsamkeit imponirte. So kehrte denn Goethe mit ähnlicher religiöser Denkart in sein Vaterhaus zurück, als womit er es verlassen hatte; ja seine Anhänglichkeit an Christenthum und Evangelium mußte den Seinigen für den Augenblick wärmer und inniger erscheinen, wie man gegen eine Geliebte, der man eine Zeit lang untreu war, gleich nach der Rückkehr eine erhöhte Empfindung bezeugt. Aber wie eine solche Untreue selten vereinzelt bleibt und leicht einen Rückfall nach sich zieht, so sollte es auch Goethe'n in Beziehung auf die Religion ergehen.

Zehntes Capitel.

Dichtungen aus den Leipziger Universitätsjahren: Die Laune des Verliebten; Die Mitschuldigen; Fragment einer metrischen Uebersetzung von Corneille's **Menteur**; Romanhaftes Fragment; An den Kuchenbäcker Händel; Drei Oden an Behrisch; Ode an Zachariä; Leipziger Liederbüchlein.

Da wir der verloren gegangenen Dichtungen Goethe's aus der Zeit seines Leipziger Aufenthaltes bereits an ihrem Orte gedacht haben, so kann sich hier unsere Betrachtung auf die entweder vollständig oder fragmentarisch erhaltenen beschränken. Unter diesen stellen wir die beiden dramatischen Stücke, die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen, an die Spitze.

Nach einer Stelle in Goethe's Aufsatze: „Ueber das deutsche Theater" *) zu urtheilen, müßte die Laune des Verliebten im Frühling 1765 entstanden seyn, und so versetzt auch Düntzer („Goethe als Dramatiker") dieses Stück in die Zeit „um 1765." Da es aber, wie wir früher hörten, aus Goethe's Verhältniß zu seinem Leipziger Aennchen hervorgegangen ist, so kann es nicht wohl vor 1766, ja kaum vor dem Frühjahre 1767 gedichtet worden seyn. **) Damit stimmt

*) S. Bd. 35, S. 358 der Ausgabe in 40 Bdn.: Die Laune des Verliebten ward im März 1805 auf's Theater gebracht, eben als diese kleine Production 40 Jahre alt war.

**) Den nähern Nachweis habe ich gegeben im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen," herausgegeben von Herrig und Viehoff, Jahrgang 1846, Heft I, S. 6.

denn auch eine eigene Angabe Goethe's aus früheren Jahren zusammen, die uns in einem Briefe von Fräulein von Göchhausen an Goethe's Mutter aufbewahrt ist. „Gestern (den 20. Mai 1779"), schreibt sie, „hat uns der Herr Geh. Leg.-Rath ein Schäferspiel, die Laune des Verliebten, hier (zu Ettersburg) aufgeführt, das er sagt in seinem achtzehnten Jahre gemacht zu haben, und nur wenig Veränderungen dazu gethan." Die hier erwähnten Veränderungen bestehen wohl nur in wenigen sprachlichen und metrischen Nachbesserungen; die ganze Anlage und Composition des Stückes ist ohne Zweifel dieselbe geblieben.

Der erste Blick auf die Handlung unsers kleinen Schäferspieles zeigt, daß sie nach dem Muster des französischen Drama's und der Schäferspiele Gellert's so einfach, wie nur immer möglich, angelegt ist. Die Personenzahl durfte nicht geringer genommen werden, wenn der Contrast, worum es dem Dichter zu thun war, der Gegensatz einer ruhigen, zufriedenen Liebe und einer von ängstlicher Eifersucht gequälten, veranschaulicht werden sollte; und Einheit der Zeit und des Ortes sind so strenge, wie nur in irgend einem seiner französischen Vorbilder beobachtet. Auch der Vers ist der des französischen Drama's, der Alexandriner. Die Leichtigkeit und Anmuth, womit Goethe ihn hier behandelt, deutet auf vielfache Vorübungen in diesem Metrum; ohne diese würde sich die Sprache unsers Dichters hier nicht mit so spielender Freiheit in den Fesseln eines Metrums bewegen, welches nur zu leicht zu Steifheit und Eintönigkeit verleitet. Daß er unzählige französische und deutsche Alexandriner gelesen haben mußte,

weiß der Leser bereits aus Früherem. Hatte er doch Racine und Molière ganz, und Corneille großentheils durchgearbeitet, und da er das Gelesene gern memorirte und laut recitirte, auch viele dieser Stücke auf der französischen Bühne hatte vortragen hören, so mußte sich das Versmaß seinem Ohre tief eingeprägt haben. Eben so fanden sich die älteren deutschen Dichter, die sich so häufig des Alexandriners bedienten, sämmtlich in seines Vaters Bibliothek, und er hatte nicht versäumt, sie fleißig durchzulesen und theilweise dem Gedächtnisse einzuprägen. Ob er bei jenem ersten Versuche im Drama, wovon im fünften Capitel die Rede war, den Alexandriner angewandt hat, geht nicht bestimmt aus der Erzählung in Wahrheit und Dichtung hervor. Wir werden aber unten noch eine metrische Uebersetzung eines Stückes von Corneille kennen lernen, die wahrscheinlich auch als Vorübung im Alexandriner unserm Schäferspiele voranging. Erwägen wir das alles, so wird uns die meisterhafte Behandlung dieses Metrums bei einem seiner dramatischen Erstlingsstücke weniger befremden.

Es läge nun nahe genug, die streng dualistische und antithetische Gruppirung der Charaktere in unserm Drama, den Gegensatz in den Gesinnungen der Personen, auf die Einwirkung des Alexandriners zurückführen zu wollen. Wenigstens hat sich Schiller die antithetische Natur, welche das französische Drama nicht bloß im syntaktischen Baue, in der Periodistrung, sondern in der ganzen Form und Anlage, ja im innern Geiste zeigt, aus dem Einflusse dieses Metrums zu erklären gesucht. „Die Charaktere," sagt er, „die Gesinnungen, das Betragen der Personen, Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes,

und wie die Geige des Musicanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenkligte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüthes und der Gedanken." *) Allein schon die Beschaffenheit der Aufgabe, die sich unser Dichter in der Laune des Verliebten gestellt hatte, mußte ihn das Stück auf einer antithetischen Grundlage aufbauen lassen; und es war wohl nur ein glückliches Zusammentreffen, daß der damals übliche dramatische Vers sich diesem Grundcharakter so harmonisch anschloß.

So klein und unscheinbar diese Dichtung ist, so zeugt sie doch von einer außerordentlichen Frühreife ihres Verfassers, und zwar durch viel bedeutendere Eigenschaften, als die eben erwähnte Gewandtheit der Versification und Leichtigkeit des Ausdruckes. Als Mensch, wie als Dichter, erscheint hier Goethe auf einer Entwickelungsstufe stehend, auf der wir ihn in solchem Alter nicht erwarten dürften, wenn wir uns nicht seine bisherige Bildungsgeschichte genau vergegenwärtigt hätten. Gerade wie in dem Leipziger Liederbüchlein fühlen wir uns hier sowohl durch die feine Psychologie, die besonnene Lebensanschauung des Dichters, wie durch die gemäßigte und geschmackvolle Art, in welcher er seine Herzenserfahrungen poetisch zu bewältigen und zu gestalten weiß, nicht an einen stürmenden, unklar gährenden Dichterjüngling, sondern an einen ältern Mann erinnert, in dessen Innerm die Gewitterstürme der Jugend ausgetobt und einer friedlichen, sogar mit etwas herbstlicher Kühle verbundenen Heiterkeit Platz gemacht haben. Recht

---

*) Brief an Goethe vom 25. October 1799.

frappant wird diese Bemerkung, wenn man Schiller's dramatisches Erstlingswerk, die Räuber, neben unser Schäferspiel hält. Dort eine Fülle nach allen Seiten um sich greifender, genialer Kraft, ein schrankenloser, ethischer Ungestüm, eine glühende Phantasie, welche den Dichter oft über alle Grenzen der Mäßigung und des Geschmackes hinwegreißt; hier die schärfste Beschränkung auf ein kleines Gebiet, feine Abstufung der Empfindungen, besonnene Zügelung der Einbildungskraft, geschmackvolle Darstellung. In Schiller's dramatischem Erstlingsproducte erscheint jene Gährung aller Kräfte auf ihrem Gipfelpuncte; wir sehen seinen Dichtergenius in den späteren Erzeugnissen sich allmählig beruhigen und läutern, bis uns endlich in den dramatischen Productionen seiner letzten Periode der klare, goldene Wein seiner Poesie geboten wird. Anders bei Goethe. Von der beschränkten Form, der Mäßigung und Ruhe seiner Laune des Verliebten und der Mitschuldigen werden wir ihn im Götz, in den Anfängen des Faust, den Puppenspielen, Bahrdt, Pater Brey, Satyros, Götter, Helden und Wieland, Prometheus zu einer alle Schranken durchbrechenden Freiheit und Kühnheit emporsteigen sehen, um sich erst nachher wieder zu der strengen, gemäßigten Form zurückzuwenden, so daß seine frühesten dramatischen Producte eine weit größere Aehnlichkeit mit denen seiner spätern Periode, als mit denen der mittlern Zeit haben. Wir finden ganz dasselbe bei seiner lyrischen Poesie, und werden dort eine Erklärung dieser Erscheinung versuchen.

Wenn man mit unserm Schäferspiel die Eröffnungen zusammenhält, welche Goethe selbst über die Anlässe seiner

Entstehung gegeben hat, so muß uns die Dichtung als ein psychologisches Räthsel erscheinen, mag man sie nun nach der Auflösung des Verhältnisses zu Annetten, oder, worauf Goethe's Worte hinzudeuten scheinen, in einem ruhigern Intervall seiner Leidenschaft entstanden denken. Im erstern Falle muß man sich wundern, wie er so quälende, reuevolle Erfahrungen, die sogar seine physische Natur zu untergraben drohten, zu einer so leichten tändelnden Dichtung sublimiren konnte; im andern Falle ist es befremdend, daß Jemand, der über die Natur seiner Leidenschaft so völlig im Klaren ist, und sie durch poetische Darstellung objectivirt und in die Ferne gerückt hat, noch solchen Rückfällen ausgesetzt ist. Jedenfalls ist aber unser Schäferspiel ein Document, wie früh, und in wie eminentem Grade schon damals Goethe jene Kraft besessen hat, von der Gervinus sagt, daß sie allein den Dichter mache, die Kraft, sich selbst zu theilen, sich mitten in der Leidenschaft zu fassen, sich im Uebermaße der inneren Bewegungen aus sich selbst zu setzen, zu vergleichen und zu beruhigen. Daß man, wie Goethe meint, an dem Stücke noch „den Drang einer siedenden Leidenschaft" gewahr werde, kann ich nicht finden. Der Verfasser dürfte hier wohl mit Unrecht von sich selbst, dem allerdings die Lectüre der Dichtung den Zustand, aus dem sie geflossen, lebhaft vergegenwärtigen mochte, einen Schluß auf andere Leser gemacht haben. Vielmehr spricht uns, wenn wir nicht den Charakter des Eifersüchtigen allein, sondern, wie billig, den Geist des ganzen Stückes in Anschlag bringen, darin eine vollkommene Gemüthsheiterkeit, ein freies poetisches Schweben über dem Gegenstande an. Ja, es scheint mir hier

die Dichtung „aus der beengenden Nähe der Verhältnisse, aus der unruhigen Erregtheit des Augenblickes“ selbst weiter entrückt zu seyn, als in anderen, späteren poetischen Beichten unsers Dichters, die man als Hauptbeweise seiner über die Gewalt des Stoffes siegenden heitern Geistesenergie zu rühmen pflegt. Zum Theil ist dieß freilich auf Rechnung der besondern dramatischen Gattung zu setzen. Das Schäferspiel kann eine Menge Bezüge und Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens nicht gebrauchen, indem es die Handlung in eine ganz ideelle Sphäre rückt, und nöthigt zugleich, alles Leidenschaftliche und Pathetische zu mäßigen und zu mildern.

Indeß mag unser kleines Drama, ungeachtet es in einer fingirten, idyllischen Welt spielt, doch aus der Wirklichkeit mehr entlehnt haben, als auf den ersten Blick erscheint. Nicht bloß die allgemeinen Verhältnisse der beiden Paare, auch Besonderheiten, wie die Tanzlust Aminens und die dadurch hervorgerufene leidenschaftliche Scene, könnte leicht auf unmittelbaren Erlebnissen Goethe's ruhen, so wie auch wahrscheinlich die Katastrophe eine von ihm selbst gemachte Erfahrung ausdrückt. Uebrigens ließe sich bezweifeln, ob die hier angewandte Cur des Eifersüchtigen sich psychologisch rechtfertigen lasse, wenigstens ob sie von nachhaltiger Wirkung seyn könne. Wird er dadurch beruhigt werden, daß er fühlt, wie schwach man seyn kann? Die Scham über seine eigene Schwäche bringt ihn für den Augenblick zum Schweigen, zur Nachgiebigkeit; aber muß nicht seine Besorgniß durch die gemachte Erfahrung verdoppelt werden? Das Stück schließt:

Ihr Eifersüchtigen, die ihr ein Mädchen plagt,
Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt.

Gerade die ihren eigenen Streichen nachdenken, sind, wie die Erfahrung lehrt, die schlimmsten Eifersüchtigen. Der Dichter würde indeß gegen eine solche Prüfung der Katastrophe protestiren. Es fragt sich in der That auch nur, ob durch das von Egle angewandte Mittel ein angemessener Abschluß der Handlung herbeigeführt wird; und das läßt sich nicht bestreiten. Der Eifersüchtige wird für jetzt wenigstens zum Schweigen gebracht, Amine darf an dem Tanze Theil nehmen, und auch in Zukunft wird vielleicht bei Rückfällen Eridon's die Erinnerung an den Kuß noch gut nachwirken:

Und kehrt die Eifersucht in seinen Busen wieder,
So sprich von diesem Kuß, dieß Mittel schlag' ihn nieder.

Die Anregung zu den Mitschuldigen hat der Dichter, wenn sie gleich später entstanden sind, doch aus früheren Erlebnissen geschöpft, als die zur Laune des Verliebten. Sie gingen, wie wir schon wissen, aus dem zeitigen Gewahrwerden all' der seltsamen Irrgänge hervor, womit die bürgerliche Gesellschaft untergraben ist. Hatte es Goethe'n schon als Enkel des Stadtschultheißen, als Mitglied eines Familienkreises, worin allerlei städtische Angelegenheiten, auch die geheimen, zur Sprache kamen, nicht an vielfacher Gelegenheit gefehlt, auf schadhafte Zustände des Gemeinwesens und des Privatlebens aufmerksam zu werden: so waren ihm auch gewiß durch die Timonischen Männer, mit denen er in Frankfurt verkehrte, manche Andeutungen über die Gebrechen der Societät gegeben worden. Besonders aber hatte er durch seinen Verkehr

mit den jungen Leuten in Gretchens Umgebung eine Anschauung von dem wüsten, morschen Zustande so vieler Familien gewonnen, die, wie glatt übertünchte, baufällige Häuser, im Aeußern nichts von dem innerlich drohenden Verderben verriethen.

Richten wir zunächst unsern Blick auf das Aeußerlichste der Form, auf das Sprachliche und Metrische, so setzt uns die Gewandtheit und Sicherheit, womit hier der junge Dichter Wort und Wendung, und besonders das Versmaß handhabt, noch mehr als bei dem vorhergehenden Stücke in Erstaunen. Goethe sagt in den Annalen, man werde den Mitschuldigen bei näherer Betrachtung ein fleißiges Studium Molière's nicht absprechen können. Dieß bewährt sich schon gleich an der metrischen Gestaltung derselben. Wir finden hier den Alexandriner weit mehr, als in der Laune des Verliebten, nach dem Vorbilde Molière's und der Franzosen überhaupt behandelt. Jene parallelisirende und antithetische Vertheilung der Gedanken an die beiden Hemistichien des Alexandriners, jene streng symmetrische Absonderung der Sätze und Satzglieder durch den Einschnitt, welche besonders die metrische Sprache des französischen Lustspieles charakterisirt, findet sich in unserm Stücke in ausnehmend hohem Grade, z. B. in Sc. 1:

Er sieht nicht, was er ist, er denkt nicht, was er war...
Zu einem Ohr hinein, zum andern flugs hinaus...
Doch da gilt's fleißig seyn, und nicht sich dumm zu saufen!
Nach Mitternacht zu Bett, und Morgens auf bei Zeit! u. s. w.

Dabei lag aber die Gefahr einer ermüdenden Monotonie unserm Dichter sehr nahe; denn der deutsche Alexandriner ist bei seiner streng jambischen Accentuirung dieser Klippe bei

Weitem mehr ausgesetzt, als der französische, in dessen beiden Hemistichien die Sprache weder an Accent noch an Quantität gebunden ist. Allein auch vor diesem Fehler hat sich Goethe mit bewundernswürdig feinem Tacte zu hüten gewußt, indem er solche streng symmetrisch gebaute Alexandriner mit freier spielenden umkleidete, wodurch die Wirksamkeit jener nur erhöht wird.

Der Verfasser der Schrift: „Goethe und sein Jahrhundert" nennt die Anlage unsers Lustspieles „vorzüglich gut, besser als in irgend einem andern Stücke des Dichters." Ist damit auch etwas zu Viel behauptet, so läßt sich doch der Dichtung eine treffliche, wohldurchdachte Organisation nicht absprechen. So ist gleich die Exposition lebendig und leichtfaßlich durchgeführt. Goethe sagt in Wahrheit und Dichtung, daß er, als das Lustspiel schon fertig war, die Exposition nochmals durchgearbeitet habe, um sie zugleich bewegter und klarer zu machen. „Lessing," fügt er hinzu, „hatte in den zwei ersten Acten der Minna ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponiren sey, und es war mir nichts angenehmer, als in seinen Sinn und seine Absichten einzudringen." Die drei ersten Scenen unsers Stückes enthalten die wesentlichsten exponirenden Züge. In den ersten finden wir Söller im Domino vor einer Flasche Wein sitzen, im Begriffe auf den Ball zu gehen. Dieß führt auf die ungezwungenste Weise die Veranlassung herbei, durch seinen darüber erzürnten Schwiegervater sein bisheriges Betragen schildern zu lassen. Auch auf Alcest wird das Gespräch hingelenkt, und zuletzt weiß der Dichter noch durch eine sehr geschickte

Wendung die Leidenschaft des Alten für politische Neuigkeiten anzudeuten und dadurch sein Weggehen zu motiviren. In der zweiten Scene wird mit noch größerer Gewandtheit Alcest's Verhältniß zu Sophien, das frühere wie das jetzige, vermittelst eines Gespräches zwischen Sophie und Söller, dem Alcesten's Absicht nicht entgangen ist, exponirt; worauf dann das Nächstfolgende, und besonders der dritte Auftritt, uns tief in Sophien's Herz blicken läßt, so daß wir ihr ferneres Betragen ganz erklärlich finden. — Die Glanzparthie des Stückes ist die vortreffliche Verwickelung in dem zweiten Acte, der nur etwas kurz gerathen ist, und weil er lebhaft spannt, um so rascher vorüberfliegt. Diese Scenen müßten zu den glücklichsten und effectreichsten Situationen, die unsere komische Literatur aufzuweisen hat, gezählt werden, wenn nicht ein Theil ihrer Wirksamkeit durch das dem Komischen beigesellte „Bängliche," worüber wir unten noch besonders sprechen wollen, wieder aufgehoben würde. Auch die weitere Verwickelung im dritten Aufzuge und die unmittelbar sich anschließende Entwickelung sind lebendig durchgeführt; nur schadet es der Wirkung der letztern, daß die hier stattfindende Auflösung bloß für die Personen, und nicht auch für die bereits unterrichteten Zuschauer, eine Entwirrung der Räthsel ist.

Die Charaktere sind mit meisterhafter Bestimmtheit und Sicherheit gezeichnet. In dem Charakter des Alten ist die Neugier der hervorstechendste Zug; besonders ist er auf frische politische Nachrichten versessen, die er als etwas ganz Neues seinen Gästen auftischen könnte. Auch ist der Wirth zum schwarzen Bären, wie der Wirth zum goldenen Löwen in

Hermann und Dorothea, nicht wenig von sich eingenommen; er rühmt von sich:

Es kennt die ganze Welt den Wirth zum schwarzen Bären,
Er ist kein dummer Bär, er conservirt sein Fell u. s. w.

Und, wie gleichfalls der Vater in Hermann und Dorothea, fährt er schnell auf und macht seinem Zorne in kräftigen Worten Luft, läßt sich aber auch, wie dieser, leicht besänftigen. In der letzten Scene kommt diese Versöhnlichkeit für den raschen Abschluß des Stückes zu statten.

In Alcest hat Goethe einen Charakter gezeichnet, der, wenn man das damalige Alter des Dichters in Betracht zieht, selbst nach Allem, was wir von seiner Jugendgeschichte bisher mitgetheilt haben, in großes Erstaunen setzen muß. Wie ist es möglich, daß Goethe in jenen Jahren schon solche innere Erfahrungen gemacht haben konnte. Oder ist es die geniale Anticipation, wovon Goethe bei Eckermann spricht, *) was ihm diesen Charakter eingegeben hat? Alcest ist vor Jahren ein besseres Gemüth und edlerer Empfindungen fähig gewesen; seit jener Zeit indeß haben sich seine Grundsätze sehr geändert, und er ist mit dem Plane in's Haus gekommen, durch die Erinnerung an die frühere Zeit die junge Frau zu berücken. Aber die herzliche Vertraulichkeit, womit Sophie ihm bei dem nächtlichen Stelldichein ihre unglückliche Lage schildert, weckt die Geister der alten Zeit wieder in seiner Brust, und ruft eine edlere Neigung in ihm hervor. Er spricht diese plötzliche Umstimmung in dem fünften Auftritte des zweiten Aufzuges aus:

---

*) Bd. I, S. 126 f.

Was willst du nun, mein Herz? — Es ist doch wunderbar! u. s. w.

Daraus erklärt sich nun auch seine sonst auffallend erscheinende Schweigsamkeit in der Rendezvous-Scene, wo Sophie fast allein das Wort führt. Es ist aber natürlich, daß, als die Insinuation des Alten, der Sophien den Diebstahl zuschrieb, ihr in seinen Augen „den Rest von jener Heiligkeit" geraubt hatte, nun auch der böse Geist auf einen Augenblick in ihm wieder aufwachte, obwohl der Kampf in seinem Innern nicht leicht war, wie uns die siebente Scene des dritten Actes zeigt:

Solch einen schweren Streit empfand dieß Herz noch nie u. s. w.

Die Art aber, wie ihm Sophie in der nächsten Scene entgegentritt, und die bald folgende Auflösung alles Räthselhaften tilgt den bösen Flecken wieder aus seiner Seele, und Alcest macht zuletzt noch einen recht wohlthuenden Eindruck, indem vorzüglich durch ihn in der Schlußscene die allseitige Versöhnung und Vergebung beschleunigt wird.

Auch in der Ausführung von Sophien's Charakter legt der Dichter eine seltene Welt- und Menschenkenntniß, und namentlich eine feine Beobachtung des weiblichen Herzens an den Tag. Wußte Schiller in seinen dramatischen Erstlingswerken nur so wesenlose, aus träumerischen Empfindungen und Dichterreminiscenzen zusammengeflossene weibliche Gestalten, wie die Amalia in den Räubern und die Luise Millerin, zu schaffen: so finden wir hier einen durchaus objectiv gehaltenen, in festen Umrissen dargestellten weiblichen Charakter, dessen Zeichnung man nur einem ältern, vielerfahrenen Dichter zutrauen sollte. Goethe hat sich wohl gehütet, diesen Charakter, wenn er

gleich, mit Alcest, einen etwas edlern Anstrich hat, zu einer bedeutenden Höhe hinaufzuheben; denn „ordinäre Leute," wie es in einem Briefe von Zelter heißt, sollten alle seyn, damit nicht durch irgend ein tieferes Gemüth höhere sittliche Forderungen in dem Zuschauer angeregt würden.

Söller endlich, der leichtsinnig in den Tag lebende, verschwenderische, sittlich rohe Taugenichts, der voller Albernheit und Thorheit steckt, ist gleichfalls mit sicherer Hand gezeichnet, aber leider ein aus so widerwärtigen Elementen zusammengesetzter Charakter, daß gerade an ihm, als an der Hauptklippe, die Wirksamkeit des Lustspiels scheitert. Mit welcher Kunst auch der Dichter bei diesem Charakter das moralisch Abstoßende durch das Burleske zu mildern gewußt hat, so zieht er doch wie ein dunkler Schatten durch die Dichtung und läßt keine recht freie und heitere Stimmung aufkommen. Goethe erkannte es selbst an, daß das Stück bei der Vorstellung im Ganzen ängstige, wenn es auch im Einzelnen ergötze. „Die hart ausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen," fährt er fort, „verletzen das ästhetische und moralische Gefühl, und deßwegen konnte das Stück auf dem deutschen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen desselben, welche sich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen wurden." In den Annalen spricht Goethe von „dem Fremdartigen der Sitten, wodurch das Stück lange von dem Theater ausgeschlossen geblieben," und führt dieß auf das Studium Molière's zurück. Er kann nichts Anderes damit meinen, als die kecke Verletzung des sittlichen Gefühles, besonders durch Söller's Diebstahl, wie sie sich vielleicht ein

großstädtisches französisches Publicum, aber kein deutsches, gefallen lassen mochte.

An einer andern Stelle *) sucht Goethe sein Stück auf folgende Weise zu rechtfertigen: „Verbrechen können an und für sich nicht lächerlich seyn, sie müßten denn etwas von ihrer Eigenschaft verlieren, und dieß geschieht, wenn sie durch Noth oder Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt werden. In diesem Falle nun sind die vier Personen des gedachten Stückes. Was sie thun, sind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entschuldigt sein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens, und somit wäre nichts daran auszusetzen.“ Ist dem aber wirklich so? Ist, was Söller verübt, nur ein Vergehen zu nennen? Sein Schwiegervater, seine Frau schildern ihn als einen Menschen (Sophie: „Er lügt, verläumdet, trügt —“), bei dem wir eine solche That mehr als eine nothwendige Consequenz seines ganzen Lebens und seiner Gesinnungen ansehen müssen. Scheint er doch sogar schon vor langer Zeit sich für einen solchen Fall vorgesehen zu haben; denn indem er mit seinen Dietrichen die Schatulle zu eröffnen sucht, gesteht er, das „Eisen“ von einem eingefangenen Diebe aufgehoben zu haben, weil man sich vielleicht einmal freuen könne, es zu besitzen. Und als er am Schlusse des Stückes so gut wegkommt, wünscht er sich Glück, „dießmal noch ungehangen“ zu bleiben.

Eben weil Söller's That aber ein Ausfluß seines Charakters, und nicht bloß momentaner „Noth und Leidenschaft“ ist, hinterläßt der Blick in den „düstern Familiengrund,“ der

*) Sämmtl. Werke, Ausg. in 40 Bdn., B. 32, S. 364 f.

nach Goethe's Geständniß der Handlung untergebreitet ist, auch nach der Lösung der augenblicklichen bedrohlichen Verwickelung, im Zuschauer einen unangenehmen Eindruck. Wir müssen für den künftigen Frieden dieser Familie nur um so besorgter seyn, nachdem sich die Mitglieder derselben durch das Vorgefallene genauer kennen gelernt haben. Alle vier Personen des Stückes stehen am Ende mit sehr deprimirten Gefühlen da, was sich dem Zuschauer nothwendig mittheilen muß. Auch wirkt noch Manches im Laufe der Handlung einem heitern, ergötzlichen Eindrucke entgegen; so erregt z. B. der Verdacht des Diebstahls, der bei Alcest eine Zeit lang auf Sophien lastet, ein peinliches Gefühl. Kurz, es sind dem Gegenstande so viel widerwärtige Ingredienzien beigemischt, daß man die „Apprehension," die, wie Goethe selbst bekennt, das Stück beim Publicum hervorzubringen pflegt, ganz wohl begreiflich und gerechtfertigt findet.

Dabei kann man aber den großen Kunstwerth des Stückes anerkennen und ihm nicht bloß, wie Goethe, „einiges theatralische Verdienst," sondern selbst ein bedeutendes zuschreiben. Wer im Stande ist, den sittlichen Eindruck zu beherrschen, und die eigene Welt, die es darstellt, und die Menschen, die es vorführt, zu nehmen, wie sie der Dichter gibt, muß sogar dieses Lustspiel vorzüglich gut finden. Zelter nennt es bezeichnend „ein nettes Kunstwerk von natürlichen Gliedmaßen." *)

Der Leipziger Zeit gehört sehr wahrscheinlich auch das

*) Goethe's Correspondenz mit Zelter über dieses Stück findet sich zusammengestellt im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen" Hft. I, S. 25 f.

Fragment einer metrischen Uebertragung von Corneille's Menteur an, welches jüngst durch A. Schöll an's Licht gezogen worden ist.*) Vielleicht ward diese Uebersetzung durch Voltaire's Urtheil über den Menteur veranlaßt, von dem er sagt, es sey die erste Charakterkomödie, die den Franzosen Ehre gemacht, und die sie, gleich wie die erste ergreifende Tragödie, den Spaniern verdankten. Wie bereits oben angedeutet worden, unternahm Goethe vermuthlich die Arbeit als eine Art Progymnastik für die verschiedenen Dramen, die er damals unter Händen hatte. Die Uebersetzung ist durchweg sehr frei; sie weicht vom Original theils durch Umbildung des Ausdruckes und eigene Wendungen, theils dadurch ab, daß engere Glieder weggelassen sind und der Hauptgedanke breiter und allgemeiner gemacht ist. Im Ganzen wird hierdurch, wie Schöll richtig bemerkt, das Deutsche minder nachdrücklich, gewinnt aber andererseits einen gemächlich fließenden Ton. Frivole Stellen sind ein paar Mal abgekürzt und gemildert. Schöll glaubt bei Diesem und Jenem Gellert im Hintergrunde zu erblicken. Daß Goethe ihm den Versuch in seinem Practicum vorgelegt habe, ist nicht wahrscheinlich; wenigstens bezeichnet Goethe die Aufsätze, die er ihm zu corrigiren gab, auf eine Weise, die nicht an eine Arbeit dieser Art denken läßt; wohl aber dürfte die Sprache des Gellert'schen Schäferspieles hier, wie bei der Laune des Verliebten, zum Vorbilde gedient haben.

Das aufgefundene Fragment umfaßt mehr als 100 Verse,

---

*) Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786 (Weimar, 1846), S. 7 ff.

die den Anfang des Menteur bilden; wir geben die 10 ersten, nebst dem zugehörigen Französischen, als Probe:

A la fin j'ai quitté la robe pour l'épée.
L'attente où j'ai vécu n'a point été trompée:
Mon père a consenti que je suive mon choix,
Et je fais banqueroute à ce fatras de lois.
Mais puisque nous voici dedans les Tuileries,
Le pays du beau monde et des galanteries,
Dis-moi, me trouves-tu bien fait en cavalier?
Ne vois-tu rien en moi qui sente l'écolier?
Comme il est mal-aisé qu'au royaume du code
On apprenne à se faire un visage à la mode...

Gehab dich wohl, o Jus! wir sind nunmehr geschieden;
Dem Himmel sey's gedankt! mein Vater ist's zufrieden.
Der Uebergang ist schnell, unglaublich scheint er mir:
Noch gestern ein Student, und heut' ein Cavalier.
Doch wird mir bange, daß ich mich verrathen könnte;
Betrachte mich einmal, seh' ich wie ein Studente?
Denn, Cliton, zeigt' ich mich hier in der Tuilerie,
Dem Land der großen Welt, und der Galanterie
Nur Einmal schülerhaft, beleidigt' ich die Mode
Mit einer Kleinigkeit, — ich grämte mich zu Tode!

Noch weniger dürfte es sich bezweifeln lassen, daß ein gleichfalls durch Schöll veröffentlichtes romanhaftes Fragment von Goethe in Leipzig entstanden sey. Es hat die Ueberschrift: „Arianne an Wetty,“ und behandelt vorherrschend die Frage, ob man die Liebe als Eigennutz betrachten könne, paßt mithin nach Inhalt und Form ziemlich zu der

Beschreibung, welche Goethe von den prosaischen Aufsätzen gibt, die er in Gellert's Prakticum brachte: „Selbst meine Prosa fand wenig Gnade vor seinen Augen; denn ich pflegte nach meiner alten Weise immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. *) Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Styl ging über die gewöhnliche Prosa hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntniß des Verfassers zeugen." Das Letztere darf man in Zweifel ziehen; wie die beiden damals entstandenen Dramen, so werden auch diese Briefromane eine Kenntniß sowohl der Menschen wie des Menschen verrathen haben, die an dem siebenzehnjährigen Jünglinge in Erstaunen setzen mußte, und nur aus seiner eigenthümlichen Entwickelungsgeschichte einigermaßen erklärt werden konnte. Wir lassen zur Veranschaulichung des Bemerkten als Probe wieder den Anfang des Fragments folgen:

„Ich kann Waltern nicht widerlegen, Betty; aber ich wollte schwören, daß er Unrecht hat. Ihm mögen seine Gedanken genugthun; wenn ich damit zufrieden wäre, so wäre ich Walter. Nein, Betty, unsere Empfindungen liegen tiefer, als daß man sie, mit einer superficiellen Erkenntniß, so cavalièrement durch Stolz und Eigennutz erklären könnte. Es ist mit der Liebe, wie mit dem Leben, wie mit dem Athemholen. Freilich ziehe ich die Luft in mich; willst Du das auch Eigennutz nennen? Aber ich hauche sie wieder aus, und sage mir:

*) Wie jenen polyglottischen Roman, worin sieben Geschwister correspondirten, S. 139.

Wenn Du in der Frühlingssonne sitzest, und für Wonne Dein Busen stärker athmet, ist das Hauchen nicht eine größere Wonne, als das Athemholen? Denn das ist Mühe, jenes ist Ruhe; und wenn uns die Entzückung manchmal aus voller Brust die Frühlingsluft einziehen macht, so ist es doch nur, um sie von ganzem Herzen wieder ausgeben zu dürfen. Und eben so ist es mit der Liebe...". — Man sieht, das Thema liegt in dem Kreise jener psychologischen Reflexionen, die Goethe als Hauptquelle seiner damaligen Poesie bezeichnet: „Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all' das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann."

Indem wir nun zu den kleineren Poesieen der Leipziger Periode übergehen, erinnern wir zunächst an die humoristische Improvisation „An den Kuchenbäcker Händel", welche für Goethe die unangenehme Folge haben sollte, daß sie mit dazu beitrug, ihm seinen Freund Behrisch zu entziehen. Dem Scheidenden widmete Goethe drei Oden, worin sich hohe Achtung für denselben, ein Widerwille gegen Leipzig und die dortigen Verhältnisse, Ingrimm gegen die bösen Zungen, welche den Freund angeschwärzt hatten, und die Sehnsucht ausspricht, auch bald aus diesen Umgebungen erlös't zu werden. In der ersten erscheint Behrisch unter dem Bilde eines Baumes edler Art, dem er ein glücklicheres Erdreich wünscht. Noch hat seine kräftige Natur dem „aussaugenden Geize der Erde" der Fäulniß verbreitenden Atmosphäre, als ein Gegengift, widerstanden.

Selbst in dieser verderbten Umgebung kann Niemand, davon ist der Dichter überzeugt, der Tugend seines Freundes etwas anhaben. „Der Raupe tückischer Zahn wird stumpf an den lichtgrünen Blättern des edeln Baumes." Aber darum wird doch auf die Dauer sein Ruf nicht unangetastet bleiben. Im Herbste überzieht die Spinne „mit grauem Ekel die Silberblätter" und sieht nun triumphirend, wie das Mädchen schauernd, der Jüngling jammernd an dem früher so geliebten Baume vorübergeht. Die zweite Ode zeigt uns, daß des Dichters Besorgnisse gegründet waren. Behrisch ist verläumdet, und wird Leipzig verlassen. Der Dichter nennt die Stadt in ihrem Zorne „Gebärort schädlicher Insecten, Mörderhöhle ihrer Bosheit." In der dritten spricht sich besonders seine ingrimmige Stimmung über den Verlust des Freundes aus. Er räth diesem, seine Brust in Zukunft gegen Liebe und Freundschaft zu stählen; denn wo sich Herzen zusammengefunden, reiße der Neid sie aus einander. So schmerzlich ihm aber die Trennung wird, so däucht es ihm doch unedel, durch Klagen den Freund zurückhalten zu wollen; der Gedanke an des Freundes Freiheit werde ihm Freiheit im Kerker seyn. Nach dem Schlusse der Ode zu urtheilen („Schon drehen des letzten Jahres Flügelspeichen sich um die rauchende Axe"), scheint sie nicht dem Jahre 1767, wie das Register der Gedichtsammlung angibt, sondern dem nächstfolgenden anzugehören; es sey denn, daß er schon 1767 die Aussicht hatte, Leipzig zu verlassen, oder daß er das Gedicht im Anfange des Wintersemesters 1767—68 schrieb, und bei jenen Worten an das akademische Schuljahr

gedacht habe. — Diese Oden an Behrisch lassen den eigenthümlichen Charakter der Goethe'schen Poesie noch wenig erkennen; in Form und Geist ist noch Klopstock's Einfluß sichtbar, so wie die etwas später gedichtete Ode an Zachariä ganz im Charakter einer Ramler'schen Ode gehalten ist. Das letztgenannte Gedicht schließt sich an einen Besuch des Dichters Zachariä in Leipzig an. Er wurde von seinem Bruder in die Tischgesellschaft eingeführt, in welche Goethe durch Schlosser gekommen war. Auf Zachariä's Poesie hielt Goethe ziemlich viel; er sang seine Lieder oft mit Annetten; den Renommisten kannte er durch und durch, und noch in späten Jahren nannte er diese Dichtung ein schätzbares Document, woraus die damalige Lebens- und Sinnesweise anschaulich hervortrete. Zachariä ließ sich's einige Wochen in Leipzig gefallen und speis'te diese Zeit hindurch fortwährend mit Goethe an einem Tische. Die Gesellschaft versäumte nicht, abwechselnd durch ein paar außerordentliche Gerichte, reichlichern Nachtisch und ausgesuchtern Wein den gern gesehenen Gast zu ehren, der auch, als ein großer, wohlgestalteter, behaglicher Zweiundvierziger, seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlte. Unsere vorliegende Ode nun ist ein poetischer Nachruf, den Goethe dem Abreisenden widmete. Es spricht sich darin dieselbe Abneigung gegen Leipzig, wie in den Oden an Behrisch, aus:

Schon wälzen schnelle Räder rasselnd sich und tragen
Dich von dem unbeklagten Ort,
Und angekettet fest an Deinen Wagen
Die Freuden mit Dir fort.

Zachariä muß durch seine Anwesenheit nicht wenig zur Belebung und Erheiterung der Tischgesellschaft beigetragen haben; denn Goethe klagt, daß nach seiner Entfernung „Verdruß und Langeweile aus dumpfen Höhlen heranzogen, und, wie die Stymphaliden, den Tisch umschwärmten."

Weit bestimmter, als in den bisher genannten kleinen Poesieen tritt Goethe's Eigenthümlichkeit in einem Cyklus von Gedichten hervor, die ursprünglich zu einem mit musikalischer Composition begleiteten Liederstrauße verbunden waren, später aber in der Goethe'schen Gedichtsammlung, mit Weglassung von dreien, an verschiedenen Stellen eingeschaltet wurden. Dieses von Tieck unlängst wieder an's Licht gezogene älteste gedruckte Liederbüchlein unsers Dichters erschien zuerst 1768 *) unter dem Titel: „Neue Lieder, in Melodie gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf. Leipzig, bei Bernhard Christ. Breitkopf und Sohn." Tieck ist im Irrthum, wenn er glaubt, daß Goethe dieser ersten Sammlung nirgends

---

*) Das Liederbuch, welches Tieck hat abdrucken lassen, trägt die Jahreszahl 1770. Ich hatte aber bereits in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten die Vermuthung ausgesprochen, daß jene Lieder dem Jahre 1768 angehörten. Darüber kommt mir nun von Varnhagen von Ense folgende gütige Mittheilung zu: „Die Vermuthung, daß das Leipziger Liederbuch schon vom Jahre 1768 sey, hat vollkommen Grund. Der Abdruck, den ich besitze, ist zwar auch, gleich dem von Tieck benutzten, mit der Jahreszahl 1770 bezeichnet, aber einen frühern vom Jahre 1768 habe ich mit eigenen Augen gesehen, wenn ich nicht irre im Besitze des Herrn Präsidenten von Meusebach hierselbst."

gedenke und sie vergessen zu haben scheine. Da, wo er in Wahrheit und Dichtung, bei der Erzählung des Leipziger Universitätslebens, seines Verhältnisses zum Breitkopfischen Hause und insbesondere zum ältesten Sohne, Bernhard Theodor, gedenkt, sagt er ausdrücklich: „Wir trieben Manches gemeinschaftlich, und er componirte einige meiner Lieder, die, gedruckt, seinen Namen, aber nicht den meinigen führten und wenig bekannt geworden sind. Ich habe die besseren ausgezogen und zwischen meine übrigen Poesieen eingeschaltet.“ Das Liederbuch bestand aus zwanzig Nummern; siebenzehn derselben (nicht neun, wie Tieck meint) sind, in mehr oder minder veränderter Gestalt, *) in die Gedichtsammlung übergegangen; sie führen folgende Ueberschriften: Wahrer Genuß, Die schöne Nacht (ursprünglich: „Die Nacht“), Verschiedene Drohung (ursprünglich: „Das Schreien. Nach dem Italienischen“), Schadenfreude („der Schmetterling“), Glück und Traum („das Glück. An mein Mädchen“, **) Mädchenwünsche („Wunsch eines jungen Mädchens“), Brautnacht („Hochzeitlied. An meinen Freund.“), Die Freude, Scheintod („Amors Grab. Nach dem Französischen.“), Beweggrund („Liebe

*) Die Varianten sind in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten (Bd. 1, S. 49 ff.) mitgetheilt.

**) „Im Alman. der deutschen Musen (Lpzg. 1776) hat das Gedicht Das Glück noch die zweite Ueberschrift: An Annetten, und ist mit W. unterzeichnet. Str. 2 ist sehr abweichend.“ Briefliche Mittheilung von Varnhagen von Ense.

und Tugend"), Wechsel („Unbeständigkeit"), Unschuld, Der Misanthrop, Lebendiges Andenken („Die Reliquie"), Liebe wider Willen, Glück der Entfernung („Das Glück der Liebe"), Luna („An den Mond"). Weggeblieben aus der Gedichtsammlung sind nur das einleitende Neujahrslied, *) dann ein Gedicht aus der Mitte des Liederbuchs, Kinderverstand **) überschrieben, freilich auch ein sehr schwaches Product, und das Zueignung betitelte Schlußgedicht, ***) dessen erste Strophe lautet:

Da sind sie nun! Da habt ihr sie!
Die Lieder, ohne Kunst und Müh
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl,
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

Wie man es erwarten konnte, so finden sich in der Sammlung mehrere Lieder, die augenscheinlich aus dem Verhältnisse zu Annetten hervorgegangen sind. Das schöne Gedicht „Wahrer Genuß" mag in der ersten Zeit dieser Liebe entstanden seyn, als Goethe's launische Eifersüchtelei sie noch nicht getrübt hatte. Daß er das Mädchen vorzüglich bei Tische sah, darauf deuten die Verse hin:

---

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, Bd. I, S. 47 f.
**) Ebendaselbst, S. 58 ff.
***) Ebendaselbst, S. 70 f.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, ihm reicht u. s. w.

Nicht ohne Zwang läßt sich „die schöne Nacht" auf jenes Verhältniß beziehen; man müßte wenigstens Nebenumstände als fingirt annehmen („Gern verlaß' ich diese Hütte u. s. w."). „Glück und Traum" geht aber entschieden auf Annetten und gehört der Zeit an, wo der Liebende sich sein Glück schon durch trübe Reflexionen zu verkümmern begann. Besonders wird diese Zeit durch den „Misanthropen" bezeichnet, dessen Gesicht dem verzerrten Ernst der Eule beikommt.

Ihr fraget, was das sey?
Lieb' oder Langeweile?
Ach, sie sind's alle zwei.

Aus derselben Epoche schreibt sich wohl „die Liebe wider Willen" her; wogegen „Glück der Entfernung" und „Luna" einer frühern, glücklichern Zeit angehören. Das Gedicht „Wechsel" scheint nach der Auflösung des Verhältnisses entstanden zu seyn; der Dichter ermahnt sich darin selbst, nicht die köstlichen Stunden des eilenden Lebens zu verweinen:

O ruf sie zurücke, die vorigen Zeiten!
Es küßt sich so süße die Lippe der Zweiten
Als kaum sich die Lippe der Ersten geküßt!

Diese erotischen Gedichte sind in dem Liederbuche weder nach der Folge ihrer Entstehung geordnet, noch unmittelbar

neben einander gereiht, sondern durch Poesieen anderer Art unterbrochen. Im Ganzen haben die zwanzig Nummern der Sammlung einen sehr ungleichen Werth. Dieser Abstich einiger Stücke gegen die übrigen, in Beziehung auf Formvollendung, wie auf Gehalt, erklärt sich am leichtesten aus der Annahme, daß Goethe ein paar Gedichte aus früheren Jahren in die Sammlung mit aufgenommen habe. Er spricht selbst von dichterischen Versuchen, die er nach Leipzig mitgebracht, in der Hoffnung, damit Ehre einzulegen. Davon mögen ein paar der Aufnahme für werth gehalten worden seyn, während die übrigen sämmtlich, in einem Anfalle von Widerwillen gegen seine Poesieen, dem Feuergotte geopfert wurden. Mir ist es wenigstens nicht wohl denkbar, daß die „Mädchenwünsche" und das ausgezeichnet schöne „Hochzeitlied" derselben Zeit angehören sollten. Das letztere ist eine so musterhafte Composition, das etwas verfängliche Thema so edel dichterisch behandelt, der Gedanke so rein und zart vom Ausdrucke umschrieben, daß es neben Alexis und Dora, den neuen Pausias und ähnliche Gedichte der besten Zeit gesetzt werden darf.

Was aber im Allgemeinen an dem Liederbuche auffällt, ist, daß die meisten Gedichte nicht ächt lyrischer Natur sind, sondern auf Reflexion, auf Betrachtung des eigenen Gemüthes und des menschlichen Herzens überhaupt beruhen. Wir sehen mit Verwunderung, daß eine so volle Dichterbrust, aus der wenige Jahre nachher ein Werther hervorsprudeln sollte, in dieser Zeit nicht reicher und heftiger wogte. Vieles in der kleinen Sammlung gemahnt uns an den ältern Mann, dessen Inneres von früheren Regungen noch leise nachbebt, der schon

eine reiche Herzenserfahrung gewonnen und darüber die phantasievolle, ideale Ansicht des Lebens eingebüßt hat. Damit stimmt denn eine gewisse Laxheit in sittlichen Grundsätzen, wie sie einem routinirten Lebemanne eigen zu seyn pflegt. Preis't er auch im zweiten Gedichte als den „wahren Genuß“ ein reines, unschuldiges Liebesverhältniß, wo der Liebende genügsam ist und schon reiche Befriedigung fühlt, wenn die Geliebte ihn anlächelt, wenn sie bei Tische seine Füße zum Schemel ihrer Füße macht: so klingen dafür an anderen Stellen andere Töne an. Junge Eheleute ermahnt er, nicht zu treu zu leben, es nicht zu genau zu nehmen; Unschuld will er nur als eine Seltenheit, als eine flüchtige Nebelgestalt, die vom heißen Strahle der Liebe bald aufgezehrt werde, gelten lassen; der Unbeständigkeit in der Liebe wird im dreizehnten Liede das Wort geredet. Das alles klingt nicht, wie man es aus dem Munde des siebenzehn- bis neunzehnjährigen Jünglings erwartet. Aber er gibt uns ja auch selbst die Erklärung in dem Gedichte „Kinderverstand“, wo er sagt, daß in größeren Städten Lectüre und Leben den Knaben Vieles lehren, was sie nicht zu wissen brauchten, und daß dort Mancher im zwölften Jahre fast klüger sey, als sein Vater, da er die Mutter nahm. Mit diesem Charakter der Frühreife harmonirt ferner ein gewisser lehrhafter Ton, der manchen dieser Gedichte eigen ist. Oft glaubt man einen ältern Freund der liebeslustigen Jugend zu vernehmen, der ihr Treiben von der Seite her als ein Vielgeprüfter lächelnd beobachtet und ihr ein Wort der Erfahrung zuruft, nicht ohne die Lust, sich gelegentlich auch wieder in ihr glückliches Leben zu mischen. Halb scheel, halb weise, sagt er,

ein bißchen naß sehe sein Auge auf ihr Glück; Diätetik gebiete ihm für den Augenblick einen Halbschlummer, so daß er dem Treiben der Jugend nur von ferne zublinzeln könne; er, der jetzt in Sentenzen jammere, habe ihr Glück auch kennen gelernt, und zwar bis zu seinen Grenzen. Darin braucht man nicht etwa ein Geständniß unsittlicher Lebensweise zu sehen. Was wir über Goethe's Verhältniß zu Annetten und die Leidenschaftlichkeit erzählt haben, womit er, nach ihrem Verluste, in seine physische Natur stürmte, um die innere Qual zu übertäuben, gibt uns den Schlüssel zum Verständnisse jener Confessionen.

Das Gepräge der Aeltlichkeit, welches im Ganzen das Leipziger Liederbüchlein hat, tritt noch deutlicher heraus, wenn man Gedichte von Goethe, die nicht viele Jahre später entstanden sind, wie Wanderers Sturmlied, An Schwager Kronos, die Kunstlieder, Hans Sachs u. s. w., daneben hält. In diesen sprudelt meist eine so reiche Kraft, glüht ein so lebendiges Feuer, ist die Form oft mit solcher Kühnheit behandelt, daß sie gegen die Producte der Leipziger Zeit, wie gegen die der spätern classischen Periode, gleich sehr abstechen. Ganz dasselbe Verhältniß zeigte sich uns bei den dramatischen Schriften. Die Laune des Verliebten, die Mitschuldigen ähneln in vielfacher Hinsicht den Dramen der spätern Zeit; mitten zwischen beiden Dramen steht ein Götz, stehen die Fastnachtsspiele und Anderes mit allen Zügen jugendlicher Kraft und Gluth. Es scheint nun eine naheliegende Erklärung dieser Erscheinung sich darin anzubieten, daß Goethe's Erstlingsproducte noch nicht unter dem Einflusse der Sturm- und Drangperiode entstanden sind,

die erst ihre hohen Fluthen zu schlagen begann, als er auf der Universität zu Straßburg verweilte. Aber der Hauptgrund möchte weniger in literarischen Influenzen, als in Goethe's persönlichen Verhältnissen zu suchen seyn. Es lag in Leipzig noch etwas Trübes und Hypochondrisches über seinem Wesen, was vielleicht theilweise in Gesundheitsumständen seine Quelle hatte. Es fehlte ihm an anregender Umgebung, an geistig ebenbürtigen, gleichgestimmten Genossen; auch scheint das Liebesverhältniß, das er dort angeknüpft hatte, kein angemessenes und erquickliches gewesen zu seyn. Und, was nicht von geringer Bedeutung war, man hatte ihm, wie wir wissen, seine heimische Ausdrucksweise verleidet, die sich gerne in Anspielungen, Gleichnissen und sprüchwörtlichen Redensarten bewegte. Das alles mochte beitragen, den reichen Quell in der jungen Dichterbrust noch eine Zeit lang verdeckt und verschüttet zu halten, so daß er erst in spärlichen Strahlen hervordrang. Je geringer aber die Fülle des Lebens war, welches damals in seinen Gedichten pulsirte, desto leichter ließ es sich formell bewältigen, und desto eher mußten die damaligen Productionen Aehnlichkeit mit den Erzeugnissen des reifern Mannesalters gewinnen, wo wieder der innere Gehalt und die Kraft formeller Bewältigung in ein gleiches Verhältniß traten. Dann ist aber auch nicht zu verkennen, daß die Züge, worin diese Jugendgedichte mit den Poesieen der späteren Jahre übereinstimmen, gerade aus der tiefsten Eigenthümlichkeit Goethe's hervorgewachsen sind, und daß er durch die abweichenden Gedichte der Sturm- und Drangzeit aus seiner eigensten Sphäre etwas herausgetreten ist. Was er noch in höherm Alter als

seinen Beruf bezeichnet hat, „Herzensirrung zu beachten,“ das finden wir ihn hier schon ernstlich üben. Ferner nicht im Moment des leidenschaftlich erregten Gefühles, wie es doch Jünglinge zu thun pflegen, nicht mit der Bewegtheit eines Klopstock, an dessen Dichtungen sich doch seine jugendliche Seele genährt hatte, strömt er sein Inneres in der Poesie aus; er dichtet erst, stellt erst dar, wenn sich die trüben, gährenden Gefühle beruhigt und geläutert haben; daher diese stille, klare Objectivität. Auch zeigt sich schon jetzt die Neigung, dem „Kleinleben der Natur eine zarte Aufmerksamkeit zu widmen, und die freundlichen Begebenheiten, die er in diesem Kreise gewahr wurde, nicht etwa bloß schildernd, beschreibend darzustellen, sondern durch eine hineingelegte symbolische oder allegorische Beziehung bedeutsam zu machen. (Vergl. Nr. 10. „die Freude“). Eben so schließt sich die Sprache schon hier wie ein leichtes, durchaus nicht reiches und prunkendes Gewand dem Inhalte an; nirgends zeigt die Form eine Spur mühevoller Behandlung. Gerade, wie in seiner spätern classischen Zeit, wo er Hermann und Dorothea dichtete, wählte er die schlichteste, natürlichste Bezeichnung und blieb lieber mit dem Ausdrucke etwas hinter dem Adel des Gegenstandes zurück, als daß er damit pathetisch, wie Klopstock so häufig, über die Sache hinausgeschritten wäre. Dieß alles ist um so mehr zu bewundern, da er, wie wir wissen, unter literarischen Einwirkungen herangewachsen war, die einen Jüngling so leicht zu luxuriirender Weitschweifigkeit und falscher Sentimentalität hätten verleiten können.

Eilftes Capitel.

Heimkehr. Fräulein von Klettenberg. Fortdauerndes Kränkeln. Studium alchymistischer Bücher. Neues Köprerleiden. Briefe an Oeser und seine Tochter. Beschäftigungen in der Einsamkeit. Alchymistische Operationen. Aufstellung eines eigenen religiösen Systems. Durchsicht älterer Briefe. Charitas Meixner. Ephemerides. Abermaliges kritisches Autodafé.

Es ist für Goethe als ein Glück zu betrachten, daß er seine akademischen Jahre durch ein paar im älterlichen Hause verlebte Semester unterbrochen hat. War bei ihm schon der Eintritt in's Universitätsleben deßhalb minder bedenklich gewesen, weil er nicht, wie die meisten Anderen, aus dem strengen Schulzwange eines Gymnasiums in die akademische Freiheit hinübersprang, so wurde ihm nun noch eine Zwischenzeit zu ruhiger Selbstbesinnung, zu einem prüfenden Rück- und Vorblick geboten. Vielleicht ließe es sich als allgemein wünschenswerth aufstellen, dem Jünglinge sowohl vor dem Universitätscursus, als im Laufe desselben, wenigstens ein freies halbes Jahr zur Orientirung über Studien und Leben einzuräumen; und zwar müßte er auch die freie Zwischenzeit, wie Goethe, im Kreise der Familie, im älterlichen Hause zubringen. Denn es trägt unglaublich viel dazu bei, Zusammenhang, Stetigkeit und Beruhigung in unser Leben zu bringen, wenn wir von Zeit zu Zeit an dem Orte verweilen, wo unsre Geistes- und Herzensentwickelung ihre Wurzeln geschlagen:

Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin. *)

Goethe fand zu Hause, wo er gegen den ersten September anlangte, **) das Meiste in dem frühern Zustande wieder, und konnte nun an dem Gleichgebliebenen das, was sich in ihm geändert und fortentwickelt hatte, messen und abschätzen. Die Vaterstadt wollte ihm nicht recht behagen; sie sey zu sehr Antithese von Leipzig, schrieb er an Oeser, um viele Annehmlichkeiten für ihn zu haben, wenn gleich Verwandte, Freunde und Bekannte wetteiferten, dem „neuen Ankömmling, dem halben Fremdling" durch erheiternden Umgang das Leben erträglich zu machen. ***) Der Vater theilte noch regelmäßig seine Zeit zwischen dem Unterrichte der Tochter, der Beschreibung seiner italienischen Reise, dem Lautespielen und sonstiger behaglicher Beschäftigung. Gegen den Sohn benahm er sich schonend und verhehlte ziemlich gut den Unmuth, statt eines rüstigen, zur Promotion und zum Eintritte in die Praxis vorbereiteten jungen Mannes, einen Kränkling an Leib und Seele, wie ihm schien, zu finden. Da er, seit Goethe's Abwesenheit, seinen didaktischen Eifer ganz auf die Tochter concentrirt und ihr fast alle Erholung und Zerstreuung abgeschnitten hatte, so war in dieser allmählig eine auffallende Kälte, ja Härte und Bitterkeit gegen den Vater entstanden, wofür sie,

---

*) Goethe's sämmtl. W. (Ausg. in 40 B.), B. 25, S. 226.

**) S. den Brief an Oeser vom 13. Sept. 1768, Morgenblatt 1846, Nr. 112.

***) Ebendaselbst.

bei ihrer großen Liebebedürftigkeit, um so leidenschaftlicher ihre Neigung auf den Bruder wandte. Sie schien nur für ihn zu leben, pflegte ihn liebreich, sann nur auf seine Unterhaltung, zog ihre Freundinnen, die sie beherrschte, zu diesem Zwecke heran, und entwickelte sogar, um ihn zu erheitern, eine Art lustigen Humors, wovon sich früher keine Spuren bei ihr gezeigt hatten. Es entspann sich bald zwischen beiden Geschwistern eine geheime Cotteriesprache, und hierin äußert sich wieder Goethe's Neigung zum Versteckenspielen, worauf schon jene Beschäftigung mit dem sogenannten Judendeutsch hinwies, und die später noch in mancherlei Zügen hervortrat.

Die Mutter hatte in ihres Wolfgang's Abwesenheit ziemlich langweilige Tage zugebracht. Da ihr Gemüth eines lebhaftern Interesses bedurfte, so war sie in die fromme Richtung ihrer Freundinnen eingegangen, unter denen Fräulein von Klettenberg obenan stand. Dieses körperlich und geistig so zart organisirte Wesen, in der äußern Erscheinungsart durchaus herzlich und natürlich, mit einem feinen Anstrich von Welt- und Hofton, frei von aller zelotischen Bekehrungssucht, durch schöne Sittlichkeit und innige Religiosität anziehend, ungeachtet fortdauernden Hinkränkelns eine unzerstörbare Geistesruhe und Heiterkeit bewahrend, mußte auf den Jüngling um so stärker einwirken, als dieser durch die zuletzt in Leipzig von seinem Freunde Langer empfangenen Eindrücke, durch Einsamkeit, Kränklichkeit und erhöhte Reizbarkeit für religiöse Anregungen doppelt empfänglich geworden war. Aus ihren Unterhaltungen und Briefen bildete Goethe später jene bewundernswürdige Episode im Meister: „Bekenntnisse einer schönen Seele.“ Mit

Unrecht würde man — wie es Einige gethan haben — in diesem psychologischen Gemälde ein Zeugniß für die christliche Gesinnung des Künstlers, der es schuf, erblicken; jeder Zweifel hierüber schwindet vor Goethe's eigenen Worten in einem Briefe an Schiller vom J. 1795: „Da das Ganze auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechselung des Subjectiven und Objectiven beruht, so gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu." Aber er hätte nimmermehr in späteren Jahren diese Schilderung so „in die Seele" jenes religiösen Gemüthes verfassen können, wenn er nicht in der Zeit, worin jetzt unsere Biographie weilt, mit dem Inhalte derselben wahrhaft sympathisirt hätte.

Die Halsgeschwulst von dem Blutsturze her dauerte noch fort, und machte medicinische und chirurgische Hülfe nöthig. Arzt und Wundarzt gehörten unter die abgesonderten Frommen; besonders genoß der Erstere in dem gläubigen Kreise ein großes Zutrauen wegen einiger geheimnißvollen selbstbereiteten Arzneien, und vor Allem wegen eines wichtigen Salzes, das nur in der höchsten Gefahr angewendet werden durfte, aber dann auch wunderbare Wirkung thun sollte. Um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Universalmittels zu erwecken, hatte er empfänglichen Patienten das Studium gewisser chemisch-alchymistischer Bücher empfohlen. So hatte denn auch Fräulein von Klettenberg insgeheim schon Welling's Opus mago-cabbalisticum studirt, und impfte nun, weil sie sich nach Gesellschaft auf solchem Nebelwege sehnte, diese Krankheit ihrem Freunde Goethe ein. Da Welling seiner Vorgänger rühmlich erwähnt, so wurden auch die Werke von Theophrastus Paracelsus

und Basilius Valentinus, desgleichen Helmont, Starckey u. a. hervorgesucht, und so brachte Goethe mit der Freundin und seiner Mutter die langen Winterabende im eifrigen Studium dieser seltsamen Schriften zu. Dabei ist es recht charakteristisch für ihn, daß er sich besonders an der Aurea Catena Homeri ergötzte, welche die Natur, wenn auch auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung darstellt; seine ganze Art der Naturbetrachtung in späterer Zeit ging darauf hinaus, ein solches goldenes Band durch die Reihe der Wesen hinab und hinauf zu verfolgen.

Man hat diese alchymistischen und kabbalistischen Studien als zeitraubend und kraftzersplitternd beklagt. Allein für Goethe's naturwissenschaftliche Bildung waren sie eine nothwendige Durchgangsstufe; sein ganzes Wesen war nicht darauf angelegt, daß er sich sofort mit einer Wissenschaft auf dem Höhepuncte ihrer dermaligen Entwickelung vertraut machen, ihre jüngsten Resultate auf dem kürzesten Wege sich aneignen konnte; ihn drängte es, die Geschichte einer Wissenschaft in sich durchzuleben. Es fragt sich auch sehr, ob wir uns nicht oft als Pädagogen an der Jugend versündigen, indem wir sie die kindlichen und jugendlichen Entwickelungsstufen einer Wissenschaft überspringen lassen, und ihr gleich den reifsten Ertrag, die gediegenste Ausbeute derselben zuführen. Sollte es nicht rathsamer seyn, sie erst eine Weile in den dämmernden Vorhallen träumereicher, sehnsuchtvoller Ahnung aufzuhalten, ehe wir mit ihr den hellen Tempel eigentlich wissenschaftlicher Erkenntniß betreten? Auch werden wir finden, daß für Goethe's Poesie, und namentlich für seine Faust-Dichtung, kein gering

anzuschlagender Gewinn aus jenen Studien floß. Und endlich kann man fragen, ob Goethe denn in dieser Epoche der Kränklichkeit oder vielmehr der Reconvalescenz zu einer folgerechtern wissenschaftlichen Beschäftigung oder zu poetischer Production im Stande gewesen wäre. Gewiß, auch hier bewährte es sich an ihm wieder, daß der Instinct des ächten Genies in der Regel das Angemessenste ergreift.

Als die Excrescenz am Halse nach längerer Behandlung endlich vertrieben war, wurde er von einem andern Uebel befallen, welches nach der Stelle, wo desselben in Wahrheit und Dichtung Erwähnung geschieht, sich erst im Frühjahre 1769 eingestellt haben müßte, das aber nachweislich ihn schon zu Anfange Novembers 1768 quälte. In seiner Einsamkeit war nicht bloß die alte Liebhaberei zum Zeichnen, sondern auch die Lust am Radiren wieder aufgewacht. Er hatte sich eine ziemlich interessante Landschaft componirt und ätzte bald, nach den ihm von Stock überlieferten Vorschriften, die Platte, um sich Probe-Abdrücke zu verschaffen. Weil es aber unglücklicherweise der Composition an gehörigem Licht und Schatten mangelte, arbeitete er sich längere Zeit mit der Platte herum, und wurde darüber von einem Uebel ergriffen, dessen Ursache ihm Anfangs ganz verborgen blieb. Die Kehle ward ihm nämlich ganz wund und besonders der Zapfen sehr entzündet, so daß er nur mit großen Schmerzen etwas schlingen konnte. Die Aerzte, die eben so wenig als er selbst auf den Gedanken kamen, daß er sich dieses Leiden durch Unvorsichtigkeit beim Aetzen zugezogen, plagten ihn längere Zeit ohne Erfolg mit Gurgeln und Pinseln. Aus diesen Tagen hat sich ein

metrisches Document erhalten, dessen wir schon oben gedacht, eine Epistel an Mademoiselle Oeser, vom 6. Nov. 1768 datirt, zwar nicht durch Kunstwerth ausgezeichnet — denn zu einer wahrhaft poetischen Epistel ist schon ihr Gegenstand allzu individueller Natur — aber als biographisches Belegstück interessant und schätzenswerth. Der Anfang schildert in humoristischer Weise Goethe's damaligen Seelen- und Körperzustand und die Leiden der Kur:

Mamsell!
So launisch wie ein Kind, das zahnt,
Bald schüchtern, wie ein Kaufmann, den man mahnt,
Bald still, wie ein Hypochondrist,
Und sittig, wie ein Mennonist,
Und folgsam, wie ein gutes Lamm,
Bald lustig, wie ein Bräutigam,
Leb' ich, und bin halb krank und halb gesund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse wund;
Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
Nicht so viel Athem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht, wenn sie mit Stolz erzählt,
Was ich bei Euch gehabt, und was mir jetzt hier fehlt.
Da sucht man nun mit Macht mir neues Leben
Und neuen Muth und neue Kraft zu geben;
Drum reichet mir mein Doctor Medicinä
Extracte aus der Cortex Chinä.
Die junger Herrn erschlaffte Nerven
An Augen, Fuß und Hand
Auf's Neue stärken, den Verstand
Und das Gedächtniß schärfen.

Besonders suchte der Arzt vermittelst strenger geistiger und körperlicher Diät seinen durch unordentliche Lebensweise „verhetzten" Organismus wieder zu beruhigen. Die reizenden Mädchenbilder von François Boucher (erstem Maler Ludwig's XV.) ließ er ihm aus der Stube nehmen und dafür eine alte Frau von dem „fleißig kalten" Leydener Maler Gerhard Dow hinhängen; statt des Weins wurde ihm langweilige Tisane vorgesetzt, und was das Schlimmste war, es fehlte ihm an einer Gesellschaft, wie er sie liebte. Kaum hat er die letzte Klage in der Epistel ausgesprochen, so scheint er zu fühlen, daß er damit einer liebenden Mutter und Schwester und einer so theilnehmenden Freundin, wie Fräulein von Klettenberg, Unrecht thue, und er gesteht:

Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu seyn.

Aber die Leipziger Mädchen vermißt er doch sehr, so wie überhaupt seit seiner Entfernung von Leipzig die Antipathie gegen jene Stadt und das dortige Leben, die wir in den Oden an Behrisch und Zachariä ausgesprochen finden, bedeutend abgenommen zu haben scheint. Er ruft den Leipziger Schönen zu:

Wie seyd Ihr nicht so gut, so Euch zu bessern willig,
Auf eig'ne Fehler streng und gegen fremde billig!
Und, zu gefallen unbemüht,
Ist Niemand, den Ihr nicht gewännet.
Ah, man ist Euer Freund, so wenig man Euch kennet,
Man liebt Euch, eh' man sich's versieht.
Mit einem Mädchen hier zu Lande
Ist's aber ein langweilig Spiel:
Zur Freundschaft fehlt's ihr am Verstande,
Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Wahrscheinlich sind die „Gespielinnen“ seiner Schwester gemeint, welche von dieser bisweilen aufgeboten wurden, um ihm in seiner Einsamkeit „gefällig und trostreich zu seyn.“ Sie waren auch, wie es scheint, etwas von dem pietistischen Wesen angesteckt, welches in der damaligen Gesellschaftssphäre unseres Dichters in hohem Grade herrschte.

Bin ich bei Mädchen launisch froh,
So sehen sie so sittenrichtrisch sträflich;
Da heißt's: Der Herr ist wohl aus Bergamo?
Sie sagen's nicht einmal so höflich.

Goethe legte diese poetische Epistel einem Briefe an Oeser vom 9. November ein, worin er sagt, daß seine Gesundheit wieder etwas zu steigen anfange, aber noch nicht viel über's Schlimme hinaus sey. Die Kunst nennt er „fast seine Hauptbeschäftigung, obgleich er mehr darüber lese und denke, als selbst zeichne. Jetzt, wo er allein laufen solle, fühle er erst recht seine Schwäche; es wolle gar nicht mit ihm fort, und er wisse vor der Hand nichts Anderes, als das Lineal zu ergreifen und zu sehen, wie weit er es mit dieser Stütze in der Baukunst und in der Perspective bringe. Schmerzlich empfand er unter diesen Umständen den Verlust seines Freundes Seekatz, der einige Wochen vor seiner Rückkehr nach Frankfurt gestorben war. „Meine Liebe für die Kunst,“ schrieb er darüber an Oeser, „meine Dankbarkeit gegen den Künstler werden Ihnen das Maß meines Schmerzes angeben.“

Aus einem Briefe an Oeser vom 24. Nov. erhellt, daß er trotz des fortdauernden Uebels sich doch mitunter aus dem Hause wagte. „Die Cabinette,“ schreibt er, „sind hier zwar

klein, dafür aber häufig und ausgesucht; mein größtes Vergnügen ist es, mich recht darin umzusehen. Es ist gut, daß Sie mich gelehrt haben, wie man sich umsieht. Sonst leide ich viel der Kunst wegen; mein Glück, daß ich schon gewohnt bin, um meiner Freunde willen zu leiden. Apostel, Propheten und Poeten schätzt man selten in ihrem Vaterlande, und noch seltener zu der Zeit, da man sie alle Tage sehen kann; und doch kann ich mich nicht enthalten, den guten Geschmack zu predigen. Richtet man gleich nicht viel aus, so lernt man doch immer dabei, und sollte man auch nur bei Gelegenheit erfahren, daß weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, tief denkende, spitzfindige Weisheit, fliegender Witz und gründliche Schulwissenschaften mit dem guten Geschmacke sehr heterogen sind." — Auf seine damalige Lectüre deutet folgende Stelle desselben Briefes hin: „Meine Gedanken über den Idris und den Brief an Riedeln über den Ugolino, über Weißen's Großmuth für Großmuth, über die Abhandlung von Kupferstichen aus dem Englischen sind zwar zum Erzählen ganz erträglich, zum Schreiben noch lange nicht ordentlich, nicht richtig genug."

Das körperliche Uebelbefinden zog sich noch eine Strecke in's folgende Jahr hinein. Am 14. Febr. 1769 nennt er sich in einem Briefe an Oeser „noch einen Gefangenen der Krankheit, obgleich mit der nächsten Hoffnung, erlös't zu seyn." Indeß sey er so vergnügt, so munter, und oft so lustig, wie es in einem beigefügten Briefe an Oeser's Tochter heißt, daß er ihr nichts nachgeben würde, wenn sie ihn jetzt in dem Augenblicke besuchte, wo er in einem Sessel, die Füße wie eine Mumie verbunden, vor einem Tisch gelagert, an sie schreibe.

Sein gegenwärtiges Leben sey ganz der Philosophie gewidmet; eingesperrt, allein, habe er nur Cirkel, Papier, Feder und Dinte und zwei Bücher um sich, die sein ganzes Rüstzeug seyen; und auf diesem einfachen Wege komme er in Erkenntniß der Wahrheit weiter, als Andere mit ihrer Bibliothekwissenschaft. Dann berichtet er weiter, daß er in dem neuen Jahre eine Farce gemacht, die ehestens unter dem Titel „Lustspiel in Leipzig" erscheinen werde, weil Farcen jetzt auf allen Parnassen Contrebande seyen. Auf eine energische Weise spricht sich in dem Briefe seine fortdauernde Abneigung gegen die kriegerisch-patriotische Bardenpoesie aus. „Gott sey Dank!" schreibt er, „daß wir Friede haben! Zu was das Kriegsgeschrei? Ja, wenn's eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge; ei gut, da fischt immer! Aber nichts, als ein ewig Gedonner der Schlacht, die Gluth, die dem Muth aus dem Auge blitzt, der goldene Helm, mit Blut bespritzt, der Speer, ein paar Dutzend ungeheurer Hyperbeln, ein ewig Ha! und Ach! wenn der Vers nicht voll werden will; und wenn's lange währt, die Monotonie des Sylbenmaßes — das ist zusammen nicht auszustehen! Es ist ein Ding, das gar nicht interessirt, ein Gewäsche, das nichts taugt, als die Zeit zu verderben; forcirte Gedanken, weil der Herr Professor die Natur nicht gesehen hat, ewig egale Wendungen; denn Schlacht ist Schlacht, und die Situationen, die es etwa reicht, sind sehr abgenutzt. Und was geht mich der Sieg der Deutschen an, daß ich das Frohlocken mit anhören soll? Eh, das kann ich selbst. Macht mich was fühlen, was ich nicht fühle, was denken, was ich nicht gedacht habe,

und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt des Pathos, das thut's nicht. Flittergold, und das ist Alles!"

Goethe's anhaltendes Stubenleben und der damit verbundene Mangel an Bewegung trugen ohne Zweifel dazu bei, ein neues Uebel hervorzurufen, welches ihn beinahe in's Grab gebracht hätte. Eine zerstörte und für Augenblicke fast vernichtete Verdauung erzeugte höchst beängstigende Symptome, und keines der vom Arzte versuchten Mittel wollte weiter noch helfen. Da mußte dieser endlich, auf dringendes Bitten von Goethe's Mutter, mit seinem Universalmittel hervorrücken. In später Nacht noch eilte er nach Hause, und kam mit einem Gläschen krystallisirten trockenen Salzes zurück, welches, in Wasser aufgelös't, einen alkalischen Geschmack hatte. Das Salz war kaum genommen, so zeigte sich eine Erleichterung des Zustandes, und der Patient ging stufenweise der Besserung entgegen, was natürlich sowohl das Vertrauen zu dem Arzte, als zu den von ihm empfohlenen Studien sehr belebte und stärkte.

Unterdeß war eine mildere Jahreszeit eingetreten, so daß Goethe sich wieder in seinem alten Mansardezimmer aufhalten durfte. Hier begann er sogleich, sich nach dem Beispiele seiner Freundin einen chemischen Apparat einzurichten. Fräulein von Klettenberg hatte schon früher sich ein Windöfchen, kleine Kolben und Retorten angeschafft, und nach bedeutenden Winken des Arztes und des Welling'schen Werkes alchymistische Operationen angestellt. So behandelte nun auch Goethe „sonderbare Ingredienzien des Makrokosmus und Mikrokosmus auf eine geheimnißvolle, wunderliche Weise," und suchte

vor Allem „Mittelsalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen.“ Besonders beschäftigte ihn längere Zeit der Liquor Silicum, und er erlangte eine große Fertigkeit in der Darstellung dieses Präparates. Der Gewinn, der aus solchen Beschäftigungen für Goethe entsprang, bestand nicht bloß darin, daß er „mit den äußeren Formen mancher natürlichen Dinge,“ namentlich mit Krystallisationsgestalten bekannt wurde, und überhaupt Mancherlei lernte; wenigstens eben so hoch ist der Werth dieser, wenn auch noch so unmethodischen Operationen als einer Vorschule anzuschlagen, die das Verlangen nach wissenschaftlicheren Aufschlüssen schärfte, und zu einer selbstthätigen Auffassung eines systematischen Unterrichtes vorbereitete. Die Pädagogen sollten mehr beherzigen, daß ein geringes und dürftiges Resultat, welches der Lehrling durch eigene Kraft erzielt und freudig als eine Frucht seines Geistes begrüßen darf, für seine Bildung von größerm Werthe ist, als eine Reihe der bedeutendsten Lehren, die er mit passivem Antheile aufnimmt. Bald erwachte auch in Goethe die Neigung zu einem mehr methodischen Studium der Chemie, und so las er mit großem Eifer das chemische Compendium von Boerhave. Die hohe Achtung, welche ihm dieser treffliche Mann abgewann, ließ ihn um so eher auch zü dessen medicinischen Schriften greifen, als die Leipziger Tischgesellschaft und seine langwierige Krankheit ihm das Interesse für die Heilkunde näher gerückt hatten.

Zwischen so mancherlei Beschäftigungen durch blieb aber fortwährend die Theilnahme an den übersinnlichen Dingen rege, und erhielt durch den Umgang mit Fräulein von

Klettenberg immer neue Nahrung. Sehr einflußreich war hierbei die Lectüre eines Buches, das ihm in die Hände gerieth, der Kirchen- und Ketzergeschichte von Arnold. Indem er die verschiedenen hier besprochenen religiösen Ansichten fleißig studirte und zugleich sich der oft genug gehörten Behauptung erinnerte, daß jeder Mensch am Ende doch seine eigene Religion habe: kam er auf den Gedanken, sich auch ein eigenes religiöses System zu bilden. So entstand denn jene in Wahrheit und Dichtung*) ausführlich mitgetheilte Theogonie und Kosmogonie, worin das Bestreben erscheint, die Lehren der geoffenbarten Religion mit der philosophischen Speculation möglichst in Einklang zu bringen. Zuerst wird der Versuch gemacht, die Trinitätslehre philosophisch zu begründen, eine Aufgabe, an die sich bekanntlich auch Lessing einmal gewagt hat. Ebenso behandelt das System die Schöpfung Lucifer's und der sämmtlichen Engel, den Abfall derselben, die Entstehung der Materie, die Schöpfung des Lichtes, des Menschen, den Sündenfall, und die Nothwendigkeit einer Erlösung. Goethe's Richtung zum Pantheismus hin gibt sich auch hier kund. Von der Materie, die er von Lucifer, dem nächsten Sprößlinge der dreieinigen Gottheit, ausgehen läßt, heißt es, daß sie, als vom göttlichen Wesen, wenn auch nicht mittelbar, doch durch Filiation abstammend, eben so unbedingt mächtig und ewig sey, wie der Vater (Lucifer) und die Großältern (die Trinität); und die Erlösung wird als eine Menschwerdung der Gottheit

*) Goethe's sämmtl. W. (Ausg. in 40 B.) B. 21, S. 166 ff.

betrachtet, „die sich durch die ganze Zeit des Werdens und Seyns immer wieder erneuern müsse.“

Alle diese religiös-philosophischen, kirchengeschichtlichen, alchymistischen, medicinischen Studien und Beschäftigungen sammt Zeichnen und Radiren vermochten doch nicht, die ganze Zeit des langen, einsamen Winters auszufüllen. Manche Stunde blieb ihm noch übrig, die er zu stiller Selbstprüfung, zu beobachtender Einkehr in sein Inneres hätte verwenden können, wäre nur nicht ein solches Selbstbelauschen, eine solche Betrachtung des eigenen Geistes- und Gemüthslebens ganz gegen seine Natur gewesen. „Wie eifrig er mahnte,“ sagt Gervinus, „den Menschen erkennen zu lernen, so warnte er doch vor der Selbstkenntniß; er fand, daß das Kenne dich selbst einen Widerspruch in sich enthalte; wer sich in den eigenen Busen schaute, dem, meinte er, sey es so schlecht in seiner Haut, wie dem, der sein eigenes Gehirn belauerte.“ Glücklicher Weise bot sich ihm aber damals ein andrer Weg dar, um Aufschluß über sich selbst zu gewinnen; es war die nähere Betrachtung dessen, was er in Leipzig geschrieben, sowohl der Gedichte, als der Correspondenz mit den Aeltern und der Schwester. Eine solche Selbstbeschauung, wobei er sich gleichsam als äußern Gegenstand beobachten konnte, war ihm ganz gemäß.

Der Vater hatte, nach seiner ordnungsliebenden Sinnesweise, die sämmtlichen Briefe des Sohnes aus Leipzig sorgfältig gesammelt und geheftet, ja sogar sprachlich und orthographisch durchcorrigirt. Das Erste nun, was Goethe'n bei der Durchsicht derselben auffiel, war die Handschrift. Er erschrack vor der großen Vernachlässigung seiner Schrift vom

October 1765 an bis in die Hälfte des nächsten Januars. Mit der Hälfte des März 1766 erschien dagegen wieder eine gefaßte Hand, wie in den früheren Stechschriften, was er mit dem innigsten Danke als eine Frucht der Ermahnungen Gellert's anerkannte, der bei den eingereichten Aufsätzen unablässig rieth, die Handschrift eben so sehr, ja noch mehr als den Styl zu üben. Dann sah er mit Vergnügen, daß die französischen und englischen Stellen seiner Briefe, wenn auch nicht ganz sprachrichtig, doch leicht und frei geschrieben waren. Dieß hatte er großentheils der fleißigen Correspondenz mit Schlosser zu danken, welche in jenen Sprachen geführt wurde. Weiter glaubte er zu bemerken, daß der Vater ihm durch seine Abmahnungen vom Kartenspiele mit der besten Absicht geschadet, und ihn zu der wunderlichen Lebensart veranlaßt habe, in die er zuletzt in Leipzig gerathen war. Es fragt sich aber, ob Goethe nicht den Werth des Kartenspiels für junge Leute zu hoch angeschlagen. Er schätzte es als ein Band, das sie an die Societät knüpft; allein gibt es nicht andere, bessere Talente, die eben so gut dem jungen Manne den Eintritt in dieselbe eröffnen, und deren Ausbildung zu seinem Besten wie zu dem der Gesellschaft mehr anzuempfehlen ist? Freilich ist manchen Familienkreisen besser mit den Karten gedient, als mit Musik, Gesang, Declamation, Gesprächstalent und Uebung in geistreichen Gesellschaftsspielen; aber an solchen verliert ein junger Mann auch wenig. Eine andere Bemerkung, die sich ihm beim Durchlesen jener Briefe aufdrängte, und worüber er sich mit der Schwester lustig machte, war, daß er das eben von Gellert im Collegium Ueberlieferte sogleich professormäßig in

den Briefen an Cornelia ausgekramt, und so im Voraus an sich das spätere Xenion Schiller's bewährt hatte:

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren u. s. w.

Wie Goethe in Wahrheit und Dichtung das in Frankfurt zwischen den beiden Universitätscursen Erlebte darstellt und an einander reiht, muß man glauben, daß dadurch nur ein halbes Jahr, vom Anfange Septembers bis zu Ostern, ausgefüllt werde. Es ist von keinem Sommer, viel weniger von einem zweiten Herbste und Winter die Rede; mit dem Frühjahre, heißt es gegen den Anfang des neunten Buches, habe er seine Gesundheit wieder hergestellt gefühlt und sich abermals aus dem älterlichen Hause gesehnt, weil er mit dem Vater nicht harmonirte. Darnach haben denn auch manche Literarhistoriker, und so noch einer der neuesten, der sorgsame Schäfer,*) die Abreise nach Straßburg in den Frühling 1769 gesetzt. Nun ergibt sich aber aus brieflichen Documenten,**) daß Goethe wenigstens bis tief in den Februar 1770 hinein im Aelternhause verweilte, und demgemäß nicht wohl vor Ostern 1770 die Universität zu Straßburg bezogen haben

*) Handbuch der Geschichte der deutsch. Literat. II. 232.

**) Ein Brief an Oeser's Tochter, aus Frankfurt vom 8. October 1769, spricht noch gar nicht von der Aussicht, nach Straßburg zu gehen; und ein Schreiben an den Buchhändler Reich ist Frankfurt den 20. Februar 1770 datirt (s. den Anhang zu Goethe's Briefen an Lavater). Indeß bemerke ich, daß dem Datum jenes Briefes an Oeser's Tochter ein Theil des Inhaltes widerspricht: „Ihre Bäume in Dölitz fangen nun bald an auszuschlagen u. s. w."

kann. So entsteht denn eine Lücke von nicht weniger als einem ganzen Jahre, in die wir nur Einiges hineinzutragen vermögen. Wahrscheinlich gehört ein Theil der Beschäftigungen, die Goethe in das Winterhalbjahr 1768—69 zusammendrängt, den beiden folgenden Semestern an; namentlich möchte dieß von den theologischen und alchymistischen Studien gelten.

Da seine Gesundheit, wie der Brief an Oeser vom 14. Februar in Aussicht stellt, sich mit dem Eintritte einer mildern Jahreszeit gebessert haben wird, so hat er es ohne Zweifel in dem Sommer 1769 nicht an kleinen Ausflügen in die Umgegend fehlen lassen. Damit stimmt denn auch eine Mittheilung von Dr. W. Dieffenbach in der Didaskalia (1844, Nr. 233) zusammen. Auf einer Fensterscheibe der zu Worms vor dem Mainzer Thore gelegenen Eulenburg findet sich, wie er berichtet, der Name Goethe mit beigefügter Jahreszahl 1769 in lateinischen Lettern scharf eingegraben. Damals war die Eulenburg im Besitze einer Familie v. Kampf, mit welcher Goethe in freundschaftlichem Verkehre stand. Aber ein noch stärkerer Magnet, als dieses Verhältniß, führte ihn nach Worms. Charitas Meixner, die Tochter eines reichen Kaufmannes zu Worms, durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichnet, war während eines dreijährigen Aufenthaltes in dem Hause des Legationsrathes Moritz in Frankfurt,*) wohin ihre Aeltern sie zu weiterer Ausbildung geschickt hatten, zu Goethe in ein Verhältniß getreten, welches auch später noch unterhalten wurde. Zwei Briefe Goethe's aus Leipzig an

*) Vergl. S. 129 f.

seinen Freund Trapp zu Worms, datirt vom 2. Juni und vom 1. October 1766, die gegenwärtig im Besitze des Herrn Georg Friedrich Meier zu Worms, des Enkels jener Charitas sind, documentiren ganz unzweifelhaft die Zärtlichkeit der Empfindungen, die Goethe für Fräulein Meixner hegte. Sie besaß Dichtertalent, und hatte sich in Worms durch glückliche poetische Versuche einen Namen gemacht. Aber sie hatte dasselbe Geschick, wie bald nach ihr Friederike Brion; der unbeständige junge Dichter verließ sie. Weniger untröstlich jedoch, als Friederike, reichte sie ihre Hand einem Kaufmanne in Worms, G. F. Schuler, einem Manne von Geist und Bildung, starb aber schon in ihrem 29sten Lebensjahre. Ihr Portrait ist gleichfalls im Besitze des oben genannten Herrn Meier.

Im nächstfolgenden Winter 1769—70 mochte Goethe durch seine noch immer nicht befestigte Gesundheit auf's Neue zu einem einsamen, zurückgezogenen Stubenleben gezwungen seyn. Als einziges Document seiner Thätigkeit in dieser Zeit hat sich ein Tagebuch erhalten, ein Quartheft mit vierunddreißig beschriebenen Seiten, welches den Titel führt: „Ephemerides. Was man treibt? Heut' dieß und morgen das. 1770." Allem Anscheine nach wurde es mit dem oben bezeichneten Jahre begonnen; denn auf der fünften Seite gegen unten steht bei einer besondern Erinnerung Febr. und auf der zwölften Seite am untern Rande Martius. Den Inhalt bezeichnet der Herausgeber*) als kurze Anfüh-

---

*) A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786. Weimar 1846, S. 63 ff.

rungen aus allerhand Büchern, Titel verschiedener, etwa künftig zu lesender Schriften, kurze Sentenzen und Urtheile, etwas ausführlich nur ein paarmal über Gelesenes, Worte und Ausdrücke aus älterm oder besonderm Sprachgebrauche angemerkt, einzelne Beobachtungen und Andeutungen (meist sehr kurz und in bildlichem Ausdrucke) aus dem eigenen Leben, hingeworfene Zeilen zu poetischem Gebrauche — Alles bunt durch einander laufend. Ein planmäßiges, wissenschaftliches Studium geht durch diese Notizen nicht hindurch; wohl aber erscheint darin das Bedürfniß einer Dichternatur, sich mit mannichfaltigen Stoffen des Wissens und Vorstellens in Berührung zu setzen. Selbst bei den theoretischen Richtungen, die sich darin entdecken lassen, bezeichnen die Anmerkungen nicht ein fortschreitendes Untersuchen oder Aufbauen, sondern heben Witziglehrendes, Maximenartiges, Bündigabschließendes hervor. Da der bei Weitem größte Theil des Inhaltes der Straßburger Zeit angehört, so werden wir später wiederholt auf dieses interessante Tagebuch zurückkommen.

Ehe Goethe die neue Akademie bezog, hielt er noch ein strenges Gericht über seine bisherigen Productionen. Die Gedichte, die er in Leipzig verfaßt hatte, erschienen ihm jetzt schon zu schwach. Sie däuchten ihm kalt, trocken, oberflächlich, weßhalb er sich entschloß, vor dem abermaligen Abschiede von Hause ein neues großes Autodafé über seine Arbeiten zu verhängen. Mehrere angefangene dramatische Stücke, worunter auch wohl jene Farce „Lustspiel in Leipzig" war, nebst vielen Gedichten und Papieren wurden dem Feuergotte geopfert, und kaum blieb etwas verschont, als das Manuscript von Behrisch,

die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen. Was uns sonst noch durch glückliche Umstände erhalten worden, haben wir schon früher namhaft gemacht.

Zwölftes Capitel.

Ankunft in Straßburg. Eindruck der Stadt und Gegend. Berührung mit Frommen. Tischgesellschaft. Salzmann. Juristische, medicinische, naturwissenschaftliche Studien. Verkehr mit der Gesellschaft. Zwei Gedichte. Durchzug der Marie Antoinette von Oestreich. Teppiche, nach Raphael's Cartonen gewirkt. Französisches Gedicht. Verkehr mit Studirenden. Kartenspiel. Lebenslust. Verse. Der pensionirte Ludwigsritter. Jung Stilling. Krisis in Goethe's philosophischen und ästhetischen Ansichten. Interesse an der gothischen Baukunst. Tanzunterricht. Die Töchter des Tanzmeisters.

Im Frühjahre 1770 reis'te Goethe, an Körper und Gemüth wieder hergestellt, dem Willen seines Vaters zufolge, auf der neu eingerichteten bequemen Diligence nach Straßburg. Nachdem er im Wirthshause zum Geist abgestiegen war, eilte er, sogleich den schon weither erblickten Münster näher zu betrachten; er nahm sich aber nicht die Zeit, den mächtigen und eigenthümlichen Eindruck, welchen das kolossale Gebäude auf ihn machte, auch nur einigermaßen zu verdeutlichen; denn er wollte nicht den schönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne versäumen, um von der Plattform des Thurmes das weite, reiche Land, worin er nun eine Zeit lang wohnen sollte, in einem herrlichen Panorama zu überschauen.

Er konnte sich in der That, wenn er Stadt und Gegend mit Leipzig und seiner Umgebung verglich, zu dem Tausche Glück wünschen. Eine mildere Luft umfing ihn, ein reinerer, südlicherer Himmel wölbte sich über ihm. Die Stadt, die zu seinen Füßen lag, stellte sich nicht bloß den Blicken bedeutend dar, sondern erinnerte auch, gleich seiner Vaterstadt, an eine wichtige Vergangenheit. Weit um sie her breitete sich ein Paradies von trefflich angebauten Fruchtgefilden mit Dörfern und Maierhöfen, von wohlbewässerten, üppigen Wiesenmatten, von schönen Auen, mit herrlichen, dichten Bäumen durchflochten, aus, und diese ganze unübersehbare Fläche war näher und ferner von theils waldigen, theils angebauten Bergen eingefaßt. Ein besonderer Reichthum der Vegetation bezeichnete den Lauf des Rheines mit seinen zahlreichen Inseln und Werdern. Von Süden herab zog sich, mit mannichfachem Grün geschmückt, ein flacher Grund, den die Ill bewässerte. Gegen Abend, nach dem Gebirge zu, gewährten manche Niederungen und Thäler einen reizenden Anblick von Wald und Wiesenwuchs. Der nördliche, mehr hügelige Theil zeigte sich von unzähligen kleinen Bächen durchschnitten, die überall ein rasches Wachsthum beförderten. So lag dieser Rundkreis bunt und reich vor seinem Auge dar, aber für sein Inneres noch wie „eine unbeschriebene Tafel." Denn noch waren keine Leiden und Freuden, die sich auf ihn bezogen, darauf verzeichnet. Allein sein Herz mochte ahnen, daß auch hier Neigung oder Leidenschaft bald einzelne Stellen aus der Masse des Ganzen mit besonderm Zauber hervorheben würde.

Goethe bezog ein kleines, aber angenehmes Quartier *) am Fischmarkte, einer langen, schönen und belebten Straße, wo es ihm für unbeschäftigte Augenblicke nicht an unterhaltendem Anblicke fehlen konnte. Dann ging er, seine Empfehlungsschreiben abzugeben, und fand unter seinen Gönnern einen Kaufmann, der mit seiner Familie den ihm von früher her bekannten frommen Gesinnungen ergeben war, ohne jedoch sich im Gottesdienste von der Kirche getrennt zu haben. Er scheint auch noch mit anderen Familien von ähnlicher Denkart in Berührung gekommen zu seyn; aber die Verbindung war nicht von langer Dauer. „Mein Umgang mit den frommen Leuten hier ist nicht gar stark," schrieb er den 26. Aug. 1770 an Fräulein von Klettenberg; „ich hatte mich im Anfange sehr stark an sie gewendet; aber es ist, als wenn es nicht seyn sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das wäre Alles, weil sie sonst von nichts wissen; dabei so hällisch **) und meinem Grafen ***) so feind, und so kirchlich und pünctlich, daß — ich Ihnen eben nichts weiter zu sagen brauche."

---

*) Im Hause Nr. 80. S. der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim, von A. Stöber (Basel, 1842), S. 3 Anmerk.

**) Von Hallischer Denkart, im Theologischen damals gleichbedeutend mit engherzig.

***) Zinzendorf.

Den Mittagstisch nahm er in einer Pension, welcher zwei alte Jungfrauen *) schon längere Zeit mit Ordnung und gutem Erfolge vorstanden. Die Tischgesellschaft mochte ungefähr aus zehn Personen, älteren und jüngeren, bestehen, worunter auch ein pensionirter Ludwigsritter sich befand; Studenten bildeten die Ueberzahl. Das Präsidium bei Tafel führte ein freundlicher, gemüthreicher Junggeselle von etwa fünfzig Jahren, **) Dr. Salzmann, Actuarius beim Pupillen-Collegium. Diese Stelle, die nicht von besonderm Einflusse scheint, erfüllte er auf eine so rühmliche Weise, daß es fast keine Familie gab, von der ersten bis zur letzten, welche ihm nicht zu Dank verpflichtet gewesen wäre. Auf ihn bezieht sich ohne Zweifel folgende Stelle des oben angeführten Briefes an Fräulein von Klettenberg: „Eine andere Bekanntschaft, gerade das Widerspiel von dieser (den Frommen), hat mir bisher nicht wenig genützt. Herr ***, ein Ideal für Mosheimen und Jerusalemen, ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist, der bei der Kälte des Blutes, womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt, daß wir auf diese Welt gesetzt sind, besonders um ihr nützlich zu seyn, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft, und daß der Brauchbarste der Beste ist. Und Alles, was daraus folgt.“ In

*) Die Jungfern Lauth in der Krämergasse, Nr. 13. S. A. Stöber a. a. O.

**) Nicht schon in den Sechszigen, wie Goethe sagt; denn Salzmann starb 1812 als ein Neunzigjähriger.

seinem Aeußern schildert Goethe ihn als einen immer knapp und nett sich haltenden Mann, stets in Schuh und Strümpfen, und, wenn er ausging, den Hut unter dem Arme, und einen Regenschirm in der Hand. *)

---

*) A. Stöber, in der Schrift: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim," charakterisirt ihn auf folgende Weise: „Die heiterste Lebensphilosophie, verbunden mit reichen, vielseitigen Kenntnissen, einem richtigen Blicke und feinem Geschmacke, gewannen ihm bald alle Herzen." Besonders hing Lenz an ihm mit inniger Liebe; er nennt ihn in seinen Briefen seinen „guten Sokrates." Salzmann scheint fortdauernd das Bedürfniß gehabt zu haben, neben seiner amtlichen Thätigkeit, in einem Kreise literarisch beschäftigter oder wenigstens wissenschaftlich strebender Menschen anregend, rathgebend oder theilnehmend zu wirken. Wie er jetzt den Mittelpunct eines Kreises von talentvollen Jünglingen bildete, so gründete er später (2. Nov. 1775) eine neue Gesellschaft „zur Ausbildung der deutschen Sprache," zu deren Mitgliedern der originelle Magister Leypold, ein gründlicher Philolog und geschätzter Dichter, der Professor der Theologie Dr. J. Lorenz Blessig, als akademischer Lehrer und geistlicher Redner ausgezeichnet, der gelehrte und geistreiche Dr. Isaak Haffner, der Historiker Joh. v. Türkheim, das Kraftgenie Leop. Wagner, Lenz als Secretär des Vereines, und andere merkwürdige Männer gehörten. Mit Goethe blieb Salzmann auch nach dessen Abschiede von Straßburg in Verkehr, und ließ durch seine Vermittelung in Frankfurt 1776 eine Sammlung moral-philosophischer Abhandlungen im Drucke erscheinen, deren andere, der Bekanntmachung nicht weniger würdige, sich noch in seinem auf der Straßburger Stadtbibliothek hinterlegten schriftlichen Nachlasse befinden. Nach der

An diesen Mann, der unter der Tischgesellschaft vortrefflich Ordnung zu erhalten wußte, schloß sich unser junger Studiosus ganz besonders an, und bewährte dadurch wieder, wie in Leipzig und früher, seine Neigung, sich zu älteren Männern zu halten. Er theilte ihm seine Absicht mit, sich in der Jurisprudenz möglichst bald für die Promotion zu befähigen, und erfuhr von ihm, daß man hier in Straßburg nicht, nach Art deutscher Akademieen, Juristen im weitern und gelehrten Sinne, sondern Praktiker zu bilden suche, und daher, nach gewissen allgemeinen Grundsätzen und Vorkenntnissen, sogleich das einem Jeden Nöthige so kurz und faßlich, als möglich, überliefere. In dieser Weise begann denn auch ein Repetent, den ihm Salzmann empfohlen hatte, seine Vorbereitung zur Promotion. Nachdem dieser mit dem umhervagirenden Discurs des angehenden Juristen, der die in Leipzig

---

Anknüpfung der Weimarischen Verhältnisse gerieth Goethe's Briefwechsel mit Salzmann in gänzliche Stockung. Der letzte Brief, vom 5. Dec. 1774, ist bis auf ein paar Zeilen dictirt; den Eintritt in Weimarische Dienste meldete Goethe's Mutter an Salzmann. Dieser Ausgang der Correspondenz war vorauszusehen, Schon am 28. Nov. 1771 schrieb Goethe: „Ich suchte Ihren Brief vom 5. Oct., und fand noch eine Menge, die zu beantworten sind. Lieber Mann, meine Freunde müssen mir verzeihen; mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Athem zu holen und rückwärts zu sehen; auch ist's mir immer was Trauriges, abgerissene Fäden in der Einbildung anzuknüpfen."

gewonnenen encyklopädischen Kenntnisse auskramen wollte, eine Zeitlang Geduld gehabt hatte, übergab er ihm seine in Fragen und Antworten abgefaßten Hefte, woraus sich Goethe sogleich ziemlich examiniren lassen konnte, da ihm Hopp's kleiner juristischer Katechismus noch vollkommen im Gedächtnisse war. Das Fehlende supplirte er mit leichter Mühe, und, wie es scheint, mit wachsender Lust. Denn in dem Briefe an Fräulein von Klettenberg heißt es: „Die Jurisprudenz fängt an mir sehr zu gefallen. So ist's doch mit Allem, wie mit dem Merseburger Biere; das erste Mal schauert man, und hat man's eine Woche getrunken, so kann man's nicht mehr lassen."

Daß er sich aber auch dieses Studium in seiner Weise zu erheitern wußte, und seine frei spielende Dichternatur sich bei demselben nicht verläugnete, beweis't das oben erwähnte Tagebuch, „Ephemerides" überschrieben. So finden wir gleich die Titel zweier Bücher, ohne Zweifel zu künftiger Lectüre angemerkt, welche als launige Anwendungen der positiven Rechtsformen gleich sehr den Dichter, wie den Rechtscandidaten, anziehen mochten: 1) „Jacobi Ayreri historisches Processus naiv, in welchem sich Lucifer über Christum, darum, daß dieser ihm die Hölle zerstöret, eingenommen, die Gefangenen daraus erlöset, und hingegen ihn, Lucifern, gefangen und gebunden habe, beschweret. Darinn ein ganzer ordentlicher Processus von Anfang der Citation bis auf das Endurtheil, in erster und anderer Instanz, dazu die Form wie in Compromissen gehandelt wird, einverleibet." 2) „**Ant. Cornelii Querela infantium in limbo clausorum adversus divinum judicium,**

apud aequum judicem proposita (Ant. Corneil, Klage der Unmündigen in der Vorhölle gegen das göttliche Gericht vor billigem Richter)." Deßgleichen begegnen uns heitere Blicke auf die praktische Seite des Juristenlebens, z. B. ein Advocatenwitz: Die Maler, gegen die Weißbinder in einem Processe, führten an, letztere dürften nicht mit Oelfarben malen, unter Anderm auch darum, weil ein Maler diese Farben erfunden habe. Der Weißbinder-Advocat versetzte, das sey eben, als wenn ein hochwürdig Ministerium (Geistlichkeit) sich des Artilleriewesens anmaßen wollte, weil der Erfinder des Pulvers ein Mönch war." Ferner ein Bauerngutachten: „Einem Bauer, dessen neuer Pfarr Schnecken aß, begegnet ein Amtmann und fragte: Wie steht's? Der Bauer sprach: Ei gut, unser Pfarrer frißt das Ungeziefer; wenn noch der Teufel die Amtleut und Advocaten holt, so sind wir geborgen."

Ungeachtet er sich nun auf diese Weise die Jurisprudenz, worin ihm jede selbstständige, wissenschaftliche Thätigkeit abgeschnitten war, etwas schmackhafter machte, so verlangten seine Kräfte doch einen weit größern Spielraum, weßhalb er um so eher einem andern, zufällig durch seine tägliche Umgebung angeregten, Interesse nachgab. Seine Tischgenossen waren, wie in der Pension des Hofraths Ludwig in Leipzig, größtentheils Mediciner; und so hörte er denn auch hier, da Studiosen der Heilwissenschaft sich auch außerhalb der Lehrstunden gern von ihrem Fache unterhalten, bei Tische wie auf Spaziergängen und Lustpartieen fast nur medicinische Gespräche. Hierzu kam, daß in Straßburg die medicinische Facultät durch den Ruf der Docenten und die Frequenz der Studirenden vor

allen glänzte. Daher folgte er dem großen Strome um so leichter, als sich dieses Studium an die unlängst in Frankfurt während des kränkelnden Zustandes verfolgten Bemühungen anschloß, wo er sich mit mystischer Heilkunde befaßt und neben Boerhaven's chemischem Compendium dessen Aphorismen kennen gelernt hatte. *)

Zugleich mochte aber bei dem medicinischen Studium auch ein praktisches Interesse im Spiele seyn. Goethe hatte den Werth einer guten Gesundheit unlängst durch seine Erfahrungen in Leipzig und Frankfurt würdigen gelernt, und mußte daher um so mehr die Wissenschaft schätzen, welche zur Erhaltung und Wiederherstellung derselben Anleitung gibt. Noch etwas: „Wie steht's mit Ihrer Gesundheit?" schreibt er in einem Briefe aus Straßburg an seinen Freund Trapp zu

---

*) Der Arzt, der Goethe in den sechs letzten Lebensjahren behandelte (Hofrath Dr. C. Vogel), bezeugt, daß medicinische Themata bis in's höchste Alter ein Lieblingsgegenstand seiner Unterhaltung blieben. „Gern ließ er sich in Krankheiten," berichtet Vogel, „den physiologischen Zusammenhang der Symptome und den Heilplan auseinandersetzen. Dieß war auch bei seinen bedeutenden Einsichten in die Gesetze der Organisation weder besonders schwierig, noch übte es auf die Cur einen hemmenden Einfluß. Die Prognose eigener Uebel ließ er unberührt, weil ihm einleuchtete, daß Aufrichtigkeit in diesem Puncte vom Arzte nicht immer füglich gewährt werden könne und dürfe." In früheren Jahren erlaubte er sich manchmal ein eigenmächtiges und nicht selten unangemessenes Mediciniren, wovon ihn erst Dr. Vogel abbrachte.

Worms; „ich bitte Sie, sorgen Sie doch für diesen Leib mit anhaltender Treue. Die Seele muß nun einmal durch diese Augen sehen, und wenn sie trüb sind, so ist's in der ganzen Welt Regenwetter. Vielleicht weiß ich das so gut, als Jemand. Es war eine Zeit, da mir die Welt so voll Dornen schien, als Ihnen jetzo. Der Himmelsarzt hat das Feuer des Lebens in meinem Körper wieder gestärkt, und Muth und Freude sind wieder da." Eine gewisse Reizbarkeit war indeß von seinen früheren Leiden zurückgeblieben; ein starker Schall war ihm peinlich, krankhafte Gegenstände erregten ihm Ekel und Abscheu. Besonders ängstigte ihn ein Schwindel, der ihn auf steilen Höhen jedes Mal befiel. Gegen diese Schwächen seiner Natur kämpfte er mit der größten Willenskraft an, wie er denn in mancher Beziehung ein Selbstbildner genannt werden kann, wie die Welt kaum einen zweiten gesehen hat. Er ging Abends beim Zapfenstreiche neben der Menge Trommeln her, wenn auch ihre Schläge ihm das Herz im Busen zersprengen zu wollen schienen; er erstieg ganz allein den Gipfel des Münsterthurmes, und saß wohl eine Viertelstunde lang in dem sogenannten Halse unter dem Knopfe, bis er es wagte, hinaus in die freie Luft auf die kleine Platte zu treten, wo man sich wie in einer Mongolfiere in der Luft schwebend glaubt; und hierdurch befreite er sich zuletzt von aller Neigung zum Schwindel, was ihm später bei Bergreisen und geologischen Studien, bei Bauten, und in Rom für die nähere Betrachtung mancher Kunstwerke sehr zu Statten kam.

Theils in ähnlicher Absicht, um sich nämlich an den widerwärtigsten Anblick zu gewöhnen, theils aber, um einen

soliden Grund für seine medicinischen Studien zu legen, geschah es, daß er schon in seinem zweiten Semester Anatomie bei Lobstein hörte, woran sich später das Clinicum des ältern Doctor Ehrmann und die Lectionen seines Sohnes über die Entbindungskunst anreihten. Der Besuch dieser Vorlesungen, namentlich des Clinicums bei Ehrmann, führte eine wohlthätige Umwälzung seiner medicinischen Ansichten herbei. Die Hinneigung zu der mit Magik und Kabbalistik verquickten abstrusen Heilkunde eines Paracelsus und seiner Geistverwandten mußte allmählig der wachsenden Achtung vor der Klarheit der hippokratischen Methode weichen. Ehrmann's Heiterkeit und Behaglichkeit, womit er die Studirenden von Bett zu Bett führte, die genaue Bemerkung bedeutender Symptome, die ruhige Beurtheilung des Krankheitsganges, seine schöne Verfahrungsart, wodurch sich, wie Goethe sagt, „ohne Theorie, aus eigener Erfahrung, die Gestalten des Wissens heraufgaben," alles dieß fesselte den Dilettanten von Tag zu Tage mit größerm Reize an das fremde Fach. Daß aber beide Anschauungsweisen der Medicin, jene phantastische und diese besonnene, damals in ihm noch im Kampfe mit einander lagen, davon zeugen die oben genannten Ephemeriden. Barocke Anmerkungen aus dem Paracelsus wechseln darin mit Stellen aus dem Hippokratiker Boerhave. Von dem Letztern sind zwei Bemerkungen aufgenommen, welche frühe Geistesreife als ein Vorzeichen der Rhachitis und das Verhältniß der Blattern-Epidemie zum Jahreszeitenverlauf betreffen. Es ist gewiß nicht als zufällig zu betrachten, daß aus den Aphorismen des nüchternen Beobachters gerade zwei ausgezogen sind, von welchen

die erstere eine Verkettung des Physischen und Geistigen, die andere einen Zusammenhang des Krankheitslebens mit dem Leben des Planeten anerkennt. Der besondere Reiz dieser Stellen lag für Goethe wohl darin, daß in solchen Zügen die verständigen Heilkünstler mit jenen Mystikern zusammenstimmen; denn Verkettung des Geistigen mit dem Elementaren, Zusammenhang des Mikrokosmus mit dem Makrokosmus gehört ja auch zu den Voraussetzungen der Kabbalisten. Einige solcher Ideen, die mehr auf der Ahnung als auf der Beobachtung basiren, erhielten sich auch bei Goethe aus der ersten Phase seiner medicinischen Studien über die Läuterungsperiode hinüber bis in seine späteren Jahre. So empfahl er noch im Jahre 1798 Schiller'n das astrologische Motiv, um den Abfall des Wallenstein einzuleiten, durch Gründe, die eben auf jenen Zusammenhang des Geistigen mit der Natur und dem Universum hinauslaufen. Das astrologische Motiv, sagt er, ruhe auf einem tiefern Grunde; der astrologische Aberglaube rühre aus dem dunkeln Gefühle eines ungeheuern Weltganzen her. Die Erfahrung spreche dafür, daß die nächsten Gestirne einen entschiedenen Einfluß auf Witterung, Vegetation und Anderes haben; man brauche nur stufenweise aufzusteigen, und es lasse sich nicht sagen, wo diese Wirkung aufhöre. Es liege daher der menschlichen Natur nahe, diese Einwirkung auch auf das Sittliche, auf Glück und Unglück auszudehnen.

Eine gleiche Revolution, wie in seinen medicinischen Ansichten, mußte in der auf's Innigste damit zusammenhängenden Auffassung der Naturwissenschaften durch die Vorlesungen in Straßburg herbeigeführt werden; insbesondere mußten die

alchymistischen Hirngespinnste einem gesundern Studium der Chemie Platz machen. Im Winter 1770—71 hörte er Chemie bei Spielmann; daß er auch ein Collegium über Physik besucht habe, findet sich zwar nicht ausdrücklich bemerkt, ist aber wahrscheinlich. Wenigstens hat er in den Ephemeriden sich eine Reihe von physikalischen Büchern notirt, z. B. **L'Art des Expériences par Mr. l'Abbé Nollet, pour servir de Supplem. aux leçons de physique.** Es finden sich darunter nicht weniger als neun Schriften über Elektricität, woraus zum Mindesten sein lebhafter Vorsatz erhellt, sich näher mit diesem geheimnißvollen Capitel der Physik bekannt zu machen, auf welches ihn, wie wir wissen, schon in seinen Knabenjahren ein Hausfreund so neugierig gemacht hatte, daß er sich damals aus einem alten Spinnrade und einigen Arzneigläsern eine Elektrisirmaschine improvisirte. Eben so spricht sich in den Ephemeriden schon jenes Interesse für Farbenerscheinungen aus, welches ihn später so anhaltend und ernstlich beschäftigen sollte. So ist gleich auf der ersten Seite des Tagebuches angemerkt: **Mémoire sur les ombres colorées par Mr. Beguelin**; und als ein Vorzeichen seiner nachmaligen Uebersetzung des Theophrast über die Farben, insbesondere als ein Vorspiel seiner „Farbenbenennungen der Griechen und Römer" begegnet uns die Glosse: „**Acutum in coloribus dicitur** *τὸ λαμπρόν*, **pressum** *τὸ σκοτεινόν*. **Buchner ad Plin. Epist VIII, 20.** Was er ferner 1792 von seinen chromatischen Arbeiten sagt, daß ihn dazu „die schönsten Erfahrungen in freier Welt aufregten, wie sie keine dunkle Kammer, kein Löchlein in der Wand geben kann," das finden wir, wie früher durch das seltsame Lichteramphitheater auf

der Reise nach Leipzig bei Hanau,*) so auch hier durch eine im Februar 1770 niedergeschriebene Aufzeichnung in den Ephemeriden belegt:

„In der Hälfte des Januars erschien folgendes Phänomen. An der Gegend des Horizonts, wo im Sommer die Sonne unterzugehen pflegt, war es ungewöhnlich helle, und zwar ein bläulich gelber Schein, wie in der reinsten Sommernacht von dem Orte, wo die Sonne untergegangen ist, heraufscheint. Dieses Licht nahm den vierten Theil des sichtbaren Himmels hinaufzu ein; darüber erschienen rubinrothe Streifen, die sich (zwar etwas ungleich) nach dem lichten Gelb hinzogen. Diese Streifen waren sehr abwechselnd, und kamen bis in den Zenith. Man sah die Sterne durchfunkeln. Auf beiden Seiten, von Abend und Norden, war es von dunkeln Wolken eingefaßt, davon auch einige in dem gelben Scheine schwebten. Ueberhaupt war der Himmel rings umzogen. Die Röthe war so stark, daß sie die Häuser und den Schnee färbte, und dauerte ungefähr eine Stunde, von 6 bis 7 Uhr Abends. Bald umzog sich der Himmel, und es fiel ein starker Schnee."

Wir haben diese angelegentliche Darstellung eines Nordlichtes ganz ausgehoben, um durch ein Beispiel zu veranschaulichen, wie früh und entschieden sich in ihm die Richtung ausbildete, seinen naturwissenschaftlichen Studien eine recht feste und breite persönlich empirische Grundlgge zu geben. Auch Wahrheit und Dichtung bietet uns Belege von der

*) S. S. 190.

Innigkeit seiner damaligen Anschauung der Natur. Auf's Deutlichste erinnerte er sich noch in späteren Jahren der reinen ätherischen Sommermorgen im Elsaß, der wochenlang über den Gebirgen aufgethürmten Wolken, die den klaren Himmel nicht trübten, der vorübergehenden Gewitter, welche das Grün der Erde verherrlichten. „Der doppelte Regenbogen," erzählt er, „zweifarbige Säume eines dunkelgrauen, beinahe schwarzen himmlischen Bandstreifens, waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger, als ich sie irgend beobachtet." Und wie Alles dieß schon ganz bestimmt auf seine künftigen optischen und meteorologischen Bestrebungen vorausdeutet, so finden sich auch leise Hinweisungen auf die spätere Beschäftigung mit der Pflanzen- und Thierwelt in den Ephemeriden: „Anmerkungen aus Riedesel's Reise durch Sicilien über Manna und Baumwolle, und ein zoologisches Fragment über Spinnen." *)

Indem es bei so vielfachem wissenschaftlichen Interesse seinem Geiste nicht an Anregung und Beschäftigung fehlen konnte, ließ das Leben auch das Herz des liebebedürftigen jungen Mannes nicht ruhen. Goethe's Selbstbekenntnisse sind zwar in dieser Beziehung einsylbig genug über das erste Semester seines Aufenthaltes zu Straßburg. Aber wir dürfen nicht zweifeln, daß auch in jene Zeit schon leichte Vorspiele des erst im Herbste 1770 angeknüpften ernstern Verhältnisses zur Sesenheimer Friederike fallen. Die leidenschaftliche Spazierlust der Straßburger hätte ansteckend auf ihn wirken müssen,

*) S. die oben erwähnte Schrift v. A. Schöll, S. 81.

wenn ihn nicht schon seine eigene Lebenslust und Freude an der freien Natur an schönen Tagen in die zahlreichen umliegenden Gärten und Lustörter gelockt hätte, wo ihm denn besonders der Anblick der frischen, munteren Mädchen in ihrer knapp anliegenden, mannichfaltigen Tracht eine Augen- und Herzensweide war. Moderne französische Costüme und die elsassischen Nationaltrachten, wozu die aufgewundenen, mit einer großen Nadel festgesteckten Zöpfe gehörten, bewegten sich hier um so bunter durch einander, da die Kleidung sich nicht mit den Ständen scharf abschnitt, sondern auch manche wohlhabende, vornehme Familie der alten Tracht getreu blieb. Der Actuarius Salzmann hatte eine ausgebreitete Bekanntschaft und überall Zutritt, und so fand denn auch sein jugendlicher Begleiter, Goethe, der sich übrigens der jüngern weiblichen Welt sogleich durch sich selbst empfahl, allenthalben in Gärten, nahe und fern, gute Aufnahme, gute Gesellschaft und Erfrischung, und erhielt obendrein mehr als eine Einladung zu diesem oder jenem frohen Tage. An einem solcher Tage nun, die ohne Zweifel auch durch Gesellschaftsspiele erheitert wurden, mag er die Idee zu dem wunderlieblichen Gedichte „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" concipirt haben, worin sich unter dem Namen Dorilis wahrscheinlich eine Straßburgerin aus Salzmann's Gesellschaftskreise verbirgt, die ihm eine lebhafte, wenn gleich flüchtige Neigung abgewonnen hatte.

Goethe ließ damals nicht gern die alten Götter in seinen Gedichten auftreten, weil sie ihm, wie er sagte, noch außerhalb der Natur, die er nachzubilden verstand, ihren Wohnsitz

hatten. Amor hatte jedoch leicht Zutritt, wie er denn schon in dem Hochzeitliede des Leipziger Liederbüchleins so reizend figurirt. Auf den Gedanken, ihn an einem Spiele Theil nehmen zu lassen, konnten Goethe ältere Vorbilder gebracht haben; so war ein Lied „Amor im Tanze" von Heinrich Albert („Junges Volk, man rufet euch")*) zu einem wahren Volksliede geworden. Unserm Dichter ist die Ausführung seines Gedankens meisterhaft gelungen, die Sprache fließt mit der ganzen Leichtigkeit und Naivetät der Volkspoesie dahin, und das Bild stellt sich höchst anmuthig und deutlich dar. Wie gering der Aufwand an Worten ist, so sieht man doch Alles auf's Lebendigste vor sich: wie im Kühlen das junge Volk im Kreise gelagert ist, Amor in der Reihe, der seine Fackel ausbläs't und als glimmende Kerze herumwandern läßt; wie eines sie dem andern eilig in die Hände drückt, bis sie den Dichter erreicht; wie sie da plötzlich, als sein Finger sie berührt, hell aufflammt, ihm Augen und Gesicht versengt, die Brust in Flammen setzt und fast über seinem Haupte zusammenschlägt; wie er löschen will, und zupatscht, dadurch aber den Fuchs, statt ihn zu tödten, erst recht lebendig macht. Man überschätzt sicher das Gedicht nicht, wenn man es zu Goethe's allergelungesten kleineren Productionen rechnet. Mit ihm wahrscheinlich ungefähr gleichzeitig und aus einem ähnlichen Anlasse entstanden ist das Gedicht „Blinde Kuh", ebenfalls eines seiner anmuthigsten Lieder. Vielleicht ist „die liebliche

---

*) Herder's Stimmen der Völker in Liedern, Buch V. 23.

Therese" desselben mit der „Dorilis" des vorigen eine und die nämliche Person.

Zu diesen kleinen Herzensangelegenheiten und jenen vielseitigen Studien, die Goethe's Gemüth in dem gewohnten Gange des Lebens schon genugsam in Schwingung erhielten, gesellte sich schon im Mai 1770 ein außerordentliches Ereigniß, wodurch Stadt und Gegend auf einige Tage in die lebhafteste Bewegung versetzt, und ein neues Gährungselement in sein Inneres gelegt wurde. Marie Antoinette von Oestreich, zur Königin von Frankreich ausersehen, sollte ihren Weg nach Paris über Straßburg nehmen. Zu ihrem Empfange und zur Uebergabe in die Hände der Abgesandten ihres Gemahles hatte man auf einer Rheininsel zwischen den beiden Brücken ein Gebäude aufgerichtet mit einem großen Hauptsaale in der Mitte und einer Reihe von Nebensälen zu beiden Seiten. In den letzteren sah Goethe zum ersten Male ein Exemplar jener nach Raphael's Cartonen gewirkten Teppiche, „und dieser Anblick," erzählt er selbst, „war für mich von ganz entschiedener Wirkung, indem ich das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet, in Masse kennen lernte. Ich ging und kam, und kam und ging, und konnte mich nicht satt sehen; ja ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das, was mich so außerordentlich ansprach, auch gern begriffen hätte." Um so mehr fühlte er sich aber durch die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkten Hautelissen des Hauptsaales abgestoßen. Der Gegenstand dieser Bilder war die Geschichte von Jason, Medea und Kreusa, also ein Beispiel der unglückseligsten Heirath. Voll Entrüstung sprach er sich gegen seine

Begleiter über dieß Verbrechen gegen Geschmack und Gefühl aus, daß man einer jungen Königin beim ersten Schritte in ihr Land das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die je vollzogen worden, so unbesonnen vor's Auge führe; und als bald nachher auf die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Königin in der Hauptstadt die Schreckenspost folgte, es sey bei einem festlichen Feuerwerke in einer durch Baumaterialien versperrten Straße eine Unzahl Menschen mit Pferden und Wagen zu Grunde gegangen, traten jene Bilder des Hauptsaales in ihrer ganzen Gräßlichkeit wieder vor seine Seele, und erschienen ihm als unheilverkündende Gespenster.

Diese Staatsbegebenheit sollte unserm Dichter auch Veranlassung geben, sich in der französischen Poesie zu versuchen.*) Man hatte vor Ankunft der Königin die Anordnung getroffen, daß sich keine Krüppel und ekelhafte Kranke auf ihrem Wege zeigen sollten. Dieß brachte Goethe auf den

*) Wir erinnern hierbei an jenen frühen Versuch Goethe's in englischen Versen (s. oben S. 149) und an die französischen, englischen und italienischen Gedichte, die er in Leipzig an Schlosser richtete. Es ist auffallend, daß bei der Geschichte seiner Erziehung nicht auch irgendwo Uebungen in lateinischen Versen erwähnt werden, da er das Lateinische so früh zu handhaben wußte, und so viel Metrisches las. Von der Nachahmung des Terenz (S. 79) wissen wir nicht einmal, ob sie lateinisch, viel weniger, ob sie versificirt war. Das Erstere ist nach dem Zusammenhange, in dem Goethe ihrer gedenkt, nicht unwahrscheinlich; er erwähnt ihrer vergleichungsweise bei dem französischen Drama, das er nach den Mustern von Piron versuchte.

Gedanken, in einem französischen Gedichte die Ankunft Christi, der besonders der Gebrechlichen wegen auf der Erde wandelte, mit dem Einzuge der Königin zu vergleichen, welche die Unglücklichen verscheuchte. Seine Freunde ließen das Product gelten: ein Franzose dagegen kritisirte es um so unbarmherziger in sprachlicher und metrischer Beziehung, und schreckte ihn dadurch für immer von ähnlichen Versuchen ab. Goethe hielt das Gedicht für verloren; im Jahre 1841 aber hat Freimund Pfeiffer in seinem Buche „Goethe's Friederike" folgende Verse als das in der Selbstbiographie angedeutete Gedicht veröffentlicht:

Lorsque le fils de Dieu descendit sur la terre,
Pour bénir les mortels comblés de misère,
On vit de tous côtés se presser sur ses pas
Des boiteux, des perclus gisants sur leurs grabats.
Mais lorsque des Français l'auguste reine avance,
Qu'elle pose le pied sur la terre de France,
La police attentive a soin de décreter
Qu'à son royal regard ne doit se présenter
Ni bossu, ni goutteux, ni pauvre apoplectique,
Ni perclus, ni bancal, ni même rachitique.
Comme ça de chez soi Strasbourg fait les honneurs!
O siècle! O temps! O moeurs!

Boas hat die Verse, ohne irgend einen Zweifel an der Authenticität, in seine Nachträge zu Goethe's Werken aufgenommen. *) Indeß müssen schon manche äußere Gründe

*) Auch A. Schöll (a. a. O. S. 67) scheint keinen Zweifel in die Aechtheit derselben zu setzen.

Bedenken gegen sie erregen. In Pfeiffer's Buche bilden sie einen Theil eines Gespräches („Straßburger Societäten"), welches augenscheinlich erfunden ist. Auch gibt Pfeiffer nirgendwo ausdrücklich das Stück als authentisch, noch viel weniger sagt er, wie er zu einem so interessanten Funde gekommen. Wir überlassen es dem Leser, zu beurtheilen, ob nicht auch innere Gründe gegen die Aechtheit sprechen.*)

Nachdem jener gewaltige „Hof- und Prachtstrom" nunmehr vorübergerauscht war, der in Goethe keine andere Sehnsucht als nach den von ihm fast angebeteten Raphael'schen Teppichen zurückließ, gab er sich wieder seinem gewohnten

---

*) Pfeiffer macht zu V. 2 die Anmerkung: „Die Worte comblés de misère möchte ein kritischer Franzose mit Recht tadeln, einmal wegen der mangelnden Sylbe, dann weil comblé nur im guten Sinne gebraucht wird: comblé de bienfaits, de faveurs, de joie." Indem so Pfeiffer als Commentator sich gerirt, weis't er allerdings indirect eine Unterschiebung des Gedichtes ab. Aber mir scheint die Anmerkung selbst den Verdacht zu bestärken. Goethe spricht von metrischen Mängeln, die man nicht mit Unrecht an seinen Versen getadelt, es war also nöthig, wenn man sie reproduciren wollte, Einen Vers wenigstens fehlerhaft zu bauen; und da däucht mir das comblés nicht gerade glücklich gewählt, weil der Verstoß (der Mangel einer Sylbe) zu bedeutend für Goethe war, der so unzählige Alexandriner gelesen, declamirt und auch selbst gemacht hatte, und weil das sprachlich richtigere accablés ihm so nahe liegen mußte. Im Ganzen aber muß man die Mystification, wenn sie wirklich obwaltet, als eine nicht ungeschickte anerkennen.

behaglichen Universitäts- und Gesellschaftsgange hin. Das Universitätsleben konnte, je nachdem es sich gestaltete, für Goethe's Gemüthsentwickelung einen großen Werth haben; es konnte von dem Nachtheile, daß er nicht in Elementarschule und Gymnasium unter dem Treiben und Reiben einer Masse gleichalteriger Knaben herangewachsen war, Manches noch nachträglich ausgleichen. Aber in dieser Hinsicht war Leipzig gerade die ungeeignetste aller deutschen Akademieen, die er hätte beziehen können; die Studentenschaft verlor sich hier gänzlich in das allgemeine gesellige Leben, weßhalb wir unsern jungen Studiosus dort fast nur mit älteren Personen, mit Frauen und Familien verkehren sahen. Etwas besser stellten sich für ihn die Verhältnisse zu Straßburg, wo die Studirenden schon bei Weitem mehr eine Genossenschaft darstellten, und das akademische Jugendleben sich charakteristischer ausprägte. Doch wirkte dieses auch hier nicht mit seiner vollen Kraft auf ihn ein; dafür hatte sich seine eigenthümliche Richtung schon zu entschieden ausgebildet. Er sonderte sich auch hier von dem großen Ganzen ab. „Ohne die äußeren Formen, welche auf Akademieen so viel Unheil anstiften," — so schildert er selbst seinen Umgangskreis — „stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wohl mancher Andere zufällig berühren, aber nicht in dieselbe sich eindrängen konnte." Wie Goethe zu den Mitgliedern dieser Gesellschaft stand, blickt aus der Darstellung seines damaligen Lebens in „Wahrheit und Dichtung" deutlich genug hervor: den bejahrten Männern begegnete er mit der Rücksicht und Pietät, die ihm gegen solche eigen waren, und sie behandelten ihn

hinwieder mit Achtung und Liebe; die Gleichalterigen und Jüngeren beherrschte er durch die Ueberlegenheit seines Geistes, so daß er im Ganzen doch wieder ähnlich, wie in den Knabenjahren, zu seiner Umgebung stand.

Der „allgemeine Pädagog" der geschlossenen Gesellschaft war ihr Tischpräsident, der Actuarius Salzmann. Durch Verstand, rechtzeitige Nachsicht und die Würde, die er bei allen Scherzen zu bewahren wußte, behauptete er seine Autorität und verhütete oder vermittelte Händel und Streitigkeiten, wie sie unter jüngeren Leuten leicht vorkommen. Goethe nahm ihn sogar im Aeußern zum Vorbilde, um als sein häufiger Begleiter in Familienkreisen ihm jede Verlegenheit zu ersparen. Auf seinen Wunsch übte er sich auch wieder im Kartenspiele, damit er mit seinem Mentor und Freunde die meisten Abende in den besten Cirkeln zubringen könnte. Das alte Piquet, das seit der Zeit, wo er Frau Böhme nicht mehr besuchte, eingeschlafen war, wurde auf's Neue hervorgesucht; Whist ward gelernt und nach Salzmann's Anleitung ein Spielbeutel angelegt, der unter allen Umständen unantastbar seyn sollte. In diese Zeit gehört wahrscheinlich ein Brief von Goethe, wovon sich ein Concept-Fragment ohne Datum und Adresse gefunden hat. Er war vermuthlich an seinen Freund Trapp in Worms gerichtet, *) und behandelt unter Anderm die Frage,

*) An einer Stelle des Briefes heißt es: „Eine Frau? Und ich soll Ihnen rathen, lieber T.?" und an einer andern ist sein Wohnort abbrevirt durch W. angedeutet. Außerdem fand sich dabei ein anderes Briefconcept verwandten Inhaltes mit der Ueberschrift: „An Herrn Trapp." S. A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe. Weimar 1846.

die Goethe'n in seinen jungen Tagen eine Zeit lang zu schaffen gemacht hat, ob das Spielen erlaubt sey oder nicht. Der Leser wird, zur Vergleichung mit dem, was Goethe in Wahrheit und Dichtung über das Spielen sagt, die auf dasselbe bezügliche Stelle jenes Briefs nicht ungern an diesem Orte finden: „Mit dem Spielen ist es so eine Sache. Wenn Sie es für eine Sünde halten, so spielen Sie nicht. Warum wollten Sie thöricht seyn und Ihr Gewissen, anderen Leuten zu Gefallen, beschweren? Aber ich wünschte nicht, daß Sie eine Religionssache daraus machten und sagten: Ich thu' es nicht, weil ich's für Sünde halte. Und noch weniger wünschte ich, daß Sie Jemanden, der gern spielt, abhalten, und den Leuten beweisen wollten, es sey Sünde. Wer spielen will, den lassen Sie spielen; aber Sie, lassen Sie's seyn. Wenn man Sie nöthigt, so sagen Sie: Ich spiele nicht. Wenn man fragt: warum? so sagen Sie: Weil ich keinen Gefallen daran habe. Sagen die Leute: Das ist Grille! so antworten Sie mit jenem großen Philosophen: Gut, es sey Grille; habt Ihr etwa keine? Und wenn man Sie fragt: Was halten Sie von dem Spiele? so können Sie sagen: Ich spiele nicht. Was ich davon halte, kann sehr einerlei seyn; meine Meinung wird zur Entscheidung des Streites nichts beitragen. Und so helfen Sie sich durch, wenn Sie können. Denn es ist aus tausend Ursachen gut, gewisse Kleinigkeiten nicht nach den Grundsätzen der Religion, besonders öffentlich, zu beurtheilen.“ — Man sieht, wie schon damals unser junger Lebensphilosoph die später ausgesprochene Maxime bethätigte: „Sehe Jeder, wie er's treibe!“

Ohne jenen steten Verkehr mit Salzmann und zahlreichen feineren Familiencirkeln würde ohne Zweifel jetzt schon bei unserm jungen Freunde die Epoche genialer Extravaganzen eingetreten seyn, wie sie kräftige Naturen in der Regel einmal durchleben müssen, und die auch bei Goethe nicht ausblieb, nur daß sie später, als gewöhnlich, in der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Weimar, ihren Höhepunct erreichte. Zum ersten Male in seinem Leben regte sich jetzt in Straßburg, wie er selbst gesteht, übermüthiges Kraftgefühl, eine sprudelnde Lebenslust, die aber noch gebunden blieben, weil ihn in dem geschlossenen Kreise seiner Gesellen das Treiben der größern Masse der akademischen Jugend wenig berührte, und die Bekanntschaft mit Familien ihm mancherlei Rücksichten auferlegte. Für eine Zeit lang kam auch noch ein eigenthümlicher Zwang hinzu, der ihn zu einem ruhigen und gesitteten Erscheinen nöthigte. Sein Straßburger Friseur hatte ihm, so schön auch sein Haar war, die Ueberzeugung beigebracht, daß er sich, statt der unmodisch geschnittenen Haare, auf eine kurze Zeit eine Perrücke gefallen lassen müsse, bis der natürliche Wachsthum sich wieder nach den Erfordernissen der Zeit hergestellt habe. Die Haartour war so glücklich gewählt, daß Niemand den falschen Schmuck erkannte, und Goethe für den bestbehaarten und bestfrisirten jungen Mann galt. Indem er nun unter diesen Umständen sich gegen jede Erhitzung und heftige Bewegung verwahren mußte, gewöhnte er sich an ein gemessenes äußeres Benehmen; und so sah man den Jüngling, dessen feurige Lebenslust sich gern in einem tobenden Wesen Luft gemacht hätte, gleich seinem alternden Begleiter, den Hut

unterm Arme, und folglich auch in Schuh und Strümpfen ernst einherschreiten. Er suchte sich aber für die versagte körperliche Bewegung durch desto lebhaftere und leidenschaftlichere, gesellige Gespräche zu entschädigen, so daß der äußere Zwang ihm für seine Geistes- und Gemüthsentwickelung zum Vortheile gedieh.

Ein Muster von Ordnung und Sauberkeit in der Kleidung wie in der ganzen Umgebung hatte er, außer Salzmann, noch an seinem Freunde Lerse, ebenfalls einem Tischgenossen. Obwohl dieser, wegen Beschränktheit seines Einkommens, immer in denselben Kleidern erschien, so trug er sich doch am reinlichsten von allen Studirenden aus der Gesellschaft. Treuherzig, rechtlich, unparteiisch und gewandt in der Führung seines Rapiers, spielte er die Rolle eines Schieds- und Kampfrichters bei den Händeln, die, wiewohl selten, unter den jüngeren Tischgenossen vorfielen. Goethe nahm mit Anderen Unterricht im Fechten bei ihm, und verdankte ihm manche in froher und kräftigender Bewegung verbrachte Stunde. Er scheint jedoch über ihn, wie über die Anderen, eine gewisse Superiorität behauptet zu haben, was schon aus dem Geständnisse hervorblickt, daß er, um ihrer Freundschaft ein Denkmal zu setzen, im Götz von Berlichingen der wackern Figur, „die sich auf eine so würdige Art zu subordiniren wisse," den Namen Lerse gegeben.

Auf Spaziergängen schloß sich Goethe auch nicht selten jenem pensionirten Ludwigsritter an, der gleichfalls zu der Tischgesellschaft gehörte. Er war ein Sonderling, wie Behrisch, wenn gleich in anderer Weise, und mag eben dadurch

unsern jungen Freund angezogen haben, den frühe schon alle psychologischen Seltsamkeiten lebhaft reizten. Uebrigens ließ er sich durch ihn auch über allerlei städtische Angelegenheiten und Vorfälle unterrichten, womit der Ludwigsritter vollkommen vertraut war. Auf die Dauer fühlte sich aber Goethe durch seine Erzählungen und Urtheile mehr beunruhigt und verwirrt, als belehrt und aufgeklärt, ein Räthsel, welches sich ihm später durch die Einsicht lös'te, daß jener Mann, der bei entschiedener Lust zum Nachdenken kein Geschick zum Denken besaß, zu den Unzähligen gehörte, denen das Leben keine Resultate gibt, und die sich daher, vor wie nach, im Einzelnen abmühen.

Goethe's Tischgesellschaft war allmählig auf etwa zwanzig Personen angewachsen, als sie noch durch ein neues interessantes Mitglied vermehrt wurde. Es war Jung Stilling, der uns in seinem Buche, „Heinrich Stilling's Wanderschaft" sein erstes Zusammentreffen mit Goethe berichtet hat. Stilling und sein Begleiter, ein Herr Troost, hatten sich das erste Mal zum Mittagstische zeitig eingefunden, und sahen nun Einen nach dem Anderen der Tischgenossen eintreten. Unter ihnen erregte besonders „Einer mit hellen, großen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchse," der muthig in's Zimmer hereinschritt, ihre Aufmerksamkeit. Troost äußerte sogleich gegen Stilling, das müsse ein ausgezeichneter Mensch seyn. Stilling stimmte ihm bei; nur meinte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn, nach seinem freien Wesen, für einen wilden Gesellen hielt. Aus dem Gespräche hatte sich unterdeß ergeben, daß der ausge-

zeichnete Mensch Herr Goethe genannt wurde. Die Gesellschaft schien den beiden Ankömmlingen der Art zu seyn, daß sie wohl thäten, vorläufig vierzehn Tage lang sich ganz schweigend gegen sie zu verhalten. Es kümmerte sich auch Niemand sonderlich um sie, außer daß Goethe zuweilen, wie Stilling sagt, „seine Augen herüberwälzte." — „Er saß gegen Stilling über," heißt es in dessen Erzählung weiter, „und er hatte die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte. Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet, und Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern; nur war ihm noch eine runde Perrücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperrücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einige Mal aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand kehrte sich daran, als nur Herr Waldberg von Wien. Dieser sah ihn an; und da er schon vernommen, daß Herr Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn, ob wohl Adam im Paradiese eine runde Perrücke möchte getragen haben. Alle lachten herzlich, bis auf Salzmann, Goethe und Troost; diese lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen Sie sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht werth, daß er belacht werde. Goethe aber fiel ein und versetzte: Probir' erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sey! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der Niemand beleidigt hat, zum Besten zu haben! Seit dieser Zeit nahm sich Herr Goethe Stilling's an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm, und bemühte

sich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen. Schade, daß so Wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen!"

Es kann nicht auffallend seyn, daß der Freund des Fräuleins von Klettenberg, der für die „Stillen im Lande" eine so große Theilnahme gezeigt hatte, sich eines Menschen, wie Jung, gegen rauhe Angriffe nüchterner Verstandesmenschen annahm. Jung war in Gegenden aufgewachsen, wo der Pietismus und Mysticismus in den untersten Volksclassen seit längerer Zeit sich festgesetzt hatte, wie er denn noch bis auf den heutigen Tag dort seine Popularität nicht verloren hat. Im Bergischen, in Ronsdorf, hatte Elia Eller das neue Jerusalem bauen wollen, in Elberfeld und Solingen hatte der Handwerksgeselle Hochmann enthusiastisch gelehrt, und als ein noch beredterer Prediger war der Schuster Rock im Siegen'schen und Nassauischen umhergezogen und hatte die Secte der Inspirirten gestiftet. Unter der Nachwirkung der Lehren solcher Männer war Jung herangewachsen; „seine Familie war ganz von diesem Geiste angesteckt, sein Onkel grübelte über der Quadratur des Cirkels, sein väterlicher Großvater hatte Visionen, sein mütterlicher war ein Alchymist, sein Vater hatte viel mit frommen Leuten, und er selbst in früher Jugend mit Paracelsisten und Böhmianern zu thun." *) Wir wissen, welche Antecedentien in Goethe's Leben für den Verkehr mit einem solchen Manne sprachen. Die Lectüre von Volksbüchern und Homer's Werken, deren Sagen und Mythen

*) Gervinus V, 268.

Stilling gläubig, wie die Bibel, aufgenommen, und das einsame Schwärmen in einer schönen Natur hatten in dem sinnigen und phantasievollen Knaben und Jüngling eine durchaus ungekünstelte Sentimentalität entwickelt, und seine Entfernung von der Welt ihm eine kindlich reine Sittlichkeit bewahrt, welches beides unsern Goethe um so stärker zu ihm hinziehen mußte, je mehr es mit den Eigenschaften der Mehrzahl seiner Umgebung contrastiren mochte. Auch Jung's „unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe in jeder Noth" fand in Goethe's Brust einen tiefen Anklang. „Wer nicht wie Elieser," schrieb dieser damals an seinen Freund Trapp, „mit völliger Resignation in seines Gottes überall einfließende Weisheit das Schicksal einer ganzen zukünftigen Welt dem Tränken der Kameele überlassen kann, der ist freilich übel dran, dem ist nicht zu helfen." Dann ist auch das noch in Betracht zu ziehen, daß Goethe, aus dunklem Triebe oder mit Bewußtseyn, sogar sehr divergirende Naturen aufsuchte, um sich vor Einseitigkeit zu schützen; und so hielt er auch vielleicht Stilling um so wärmer fest, als er selbst sich mit jedem Tage stärker nach einer andern Seite hingezogen fühlen mochte. Besonders erfreute ihn Stilling's naive Redseligkeit, die er entfaltete, wenn er sich Wohlmeinenden gegenüber befand. Seine Lebensgeschichte wußte er so anmuthig und mit so deutlicher Vergegenwärtigung aller Zustände zu erzählen, daß Goethe ihn antrieb sie aufzuschreiben. Sie erschien 1778, und ein Kritiker, der Jung's Richtung sicher nicht gut heißt, urtheilt über sie, sie stelle Alles, was wir Empfindsames in unserer Literatur besitzen, in tiefen

Schatten, und wer sie nicht mit Antheil und Rührung lese, müsse unter die ärgsten ästhetischen Nicolaiten gehören. *)

Ganz analog mit dieser herzlichen Anhänglichkeit an Jung-Stilling, die in Goethe's Innerm neben der Freundschaft mit rationalistisch gesinnten Männern Platz hatte, finden wir in den mehrmals genannten Ephemeriden aus dieser Zeit neben Andeutungen von einem verständigen besonnenen Reflectiren Spuren von religiöser und theologischer Mystik, sowohl jener positivern, welche ihn zu Leipzig durch seinen Freund Langer so wohlthätig angesprochen hatte, als der überschwänglichen, die ihn sodann in Frankfurt aus der „schönen Seele" anwehte. So verräth eine Notiz, daß er damals die innigen Ergießungen des Thomas a Kempis las, eine andere, daß er dem Mystiker Tauler Aufmerksamkeit widmete. Weiter finden sich zwei Schriften christlich begeisterter Männer angemerkt: „Jean de Bernieres Louvigni, das verborgene Leben mit Christo in Gott," und „Petri Poiret drei Bücher von der gründlichen, oberflächlichen und falschen Gelehrsamkeit." Eine literarhistorische Notiz berührt den ältern Theosophen Agrippa von Nettesheim, aus dem er wohl seine Kenntniß der Magie zu erweitern suchte. Denselben Zweck hatte er ohne Zweifel bei dem fortgesetzten Studium des Kabbalisten Theophrastus Paracelsus, aus dessen Tractaten Mancherlei in dem Tagebuche aufgezeichnet ist. — Aus Cicero (De Divin. I.) hat er sich die Stelle angemerkt: „Und da Alles durchdrungen und erfüllt ist von ewigem Sinne und göttlicher Vernunft, werden nothwendig

*) Gervinus V, 269.

die Geister der Menschen von der Verwandtschaft göttlicher Geister bewegt." An einer andern Stelle nimmt er sich des tiefsinnigen Giordano Bruno gegen Bayle an: *) „Ich

---

*) Goethe hat diese Anmerkung französisch geschrieben. Wir lassen sie als Beweisstück von dem Grade seiner Fähigkeit in der Handhabung dieser Sprache hier im Original folgen:

„Je ne suis pas du sentiment de Mr. Bayle à l'égard de Jor. Brunus, et je ne trouve ni d'impiété ni d'absurdité dans les passages qu'il cite, quoique d'ailleurs je ne prétende pas d'excuser cet homme paradoxe.

L'uno, l'infinito, lo ente e quello che è in tutto, e per tutto, anzi è l'istesso Ubique. E che cossi la infinita dimenzione, per non esser magnitudine, coincide coll' individuo. Come la infinita moltitudine, per non esser numero, coincide coll' unità. (Giord. Brun. Epist. Ded. del Tratt. de la causa, Principio e Uno.)

Ce passage mériterait une explication et une recherche plus philosophiques que le disc. de Mr. Bayle. Il est plus facile de prononcer un passage obscur et contraire à nos notions que de le déchiffrer, et que de suivre les idées d'un grand homme. Il est de même du passage où il plaisante sur une idée de Brunus, que je n'applaudis pas entièrement, si peu que les précédentes, mais que je crois du moins profondes et peut-être fécondes pour un observateur judicieux.

Notez, je vous prie, dit B., une absurdité: il dit que ce n'est point l'être qui fait qu'il y a beaucoup de choses, mais que cette multitude consiste dans ce qui parait sur la superficie de la substance. (Dial. V. p. 127)."

stimme mit Bayle über Jordanus Brunus nicht überein und finde weder Gottlosigkeit noch Abgeschmacktheit in den Stellen, die er anführt, obwohl ich übrigens diesen paradoxen Mann nicht entschuldigen will." „Das Eine, sagt Bruno (im Zueignungsbriefe der Abhandlung von der Ursache, dem Princip und dem Einen), das Unendliche, das Seyende und das, was in Allem ist und durch Alles hin, ist eines und dasselbe überall. Und so fällt die unendliche Dimension, indem sie nicht Größe ist, zusammen mit dem Individuum; wie die unendliche Vielheit, indem sie nicht Zahl ist, zusammenfällt mit der Einheit." „Diese Stelle verdient eine Erklärung und Untersuchung, die philosophischer wäre, als Bayle's Gerede. Es ist leichter, eine Stelle für dunkel und unseren Bgriffen zuwiderlaufend ausgeben, als sie enträthseln und den Ideen eines großen Mannes folgen. Dieß gilt auch von der andern Stelle, wo er über eine Idee des Brunus sich lustig macht, der ich nicht durchaus beipflichte, wie auch den vorhergehenden nicht, die ich aber wenigstens tiefsinnig und für einen Urtheilsfähigen fruchtbar glaube. Ich bitte, sagte Bayle, die Abgeschmacktheit zu bemerken: Er sagt, das Seyn mache keineswegs, daß es viele Dinge gibt, sondern diese Vielheit bestehe nur in dem Scheine an der Oberfläche der Substanz."

Wie sich hier die Hinneigung zu einem philosophischen Pantheismus, wenn gleich mit unbestimmt gelassener Grenze der Zustimmung, kund gibt, so spricht sich Goethe in einer andern Stelle der Ephemeriden für die kosmische Emanationstheorie aus. Es geschieht dieß in einer lateinischen Anmerkung zu einem wohl eben gelesenen Capitel der antiqua-

rischen Bibliographie von Fabricius (Ad Fabric. Bibliogr. antiq. p. 231 et seq.): *) „Getrennt über Gott und Natur abhandeln," schreibt er, „ist schwierig und mißlich, eben als wenn

---

*) Das Lateinische lautet: „Separatim de Deo, et natura rerum disserere difficile et periculosum est, eodem modo quam si de corpore et anima sejunctim cogitamus. Animam nonnisi mediante corpore, Deum nonnisi perspecta natura cognoscimus. Hinc absurdum mihi videtur, eos absurditatis accusare, qui ratiocinatione maxime philosophica Deum cum mundo conjunxere. Quae enim sunt, omnia ad essentiam Dei pertinere necesse est, cum Deus sit unicum existens, et omnia comprehendat. Nec Sacer Codex nostrae sententiae refragatur, cujus tamen dicta ab unoquoque in sententiam suam torqueri patienter ferimus. Omnis antiquitas ejusdem fuit sententiae, cui consensui quam multum tribuo. Testimonio enim mihi est virorum tantorum sententia, rectae rationi quam convenientissimum fuisse systema emanativum, licet nulli subscribere velim sectae, valdeque doleam, Spinozismum, teterrimis erroribus ex eodem fonte manantibus, doctrinae huic purissimae iniquissimum fratrem natum esse." — Befremdend ist hier die Verurtheilung des Spinozismus, dem er kaum drei Jahre später sich so entschieden zuwenden sollte. Allein mit Recht bemerkt A. Schöll (dem wir, was hier ein für allemal bemerkt sey, in den Bemerkungen zu den Tagebuchnotizen oft wörtlich folgen): „Die Verwerfung des Spinozismus vor der Bekanntschaft mit ihm selbst ist natürlich nur auf Eindrücke fremder Urtheile gegründet. Und was Goethe nach der Bekanntschaft — außer dem mächtigen Eindrucke von der Charakterhöhe des Weisen — gewann, war weder ein

wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch die durchschaute Natur; daher scheint es mir verkehrt, Denker der Verkehrtheit zu zeihen, die ganz philosophisch Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn was ist, muß nothwendig alles zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzige Wirkliche ist und Alles umfaßt. Die h. Schrift ist unserm Urtheile auch nicht entgegen; obwohl wir ihre Aussprüche einem Jeden nach seinem Urtheile zu drehen gestatten. Und das ganze Alterthum erkannte ebenso; eine Uebereinstimmung, auf die ich großes Gewicht lege. Denn mir zeugt das Urtheil so großer Männer für die Vernunftmäßigkeit jenes Systems, wornach die Welt von Gott ausfließt, wenn ich auch zu keiner Schule schwören will und sehr bedaure, daß im Spinozismus, da auch die ärgsten Irrthümer dieselbe Quelle haben, dieser so reinen Lehre ein so böser Bruder erwachsen ist."

Mit diesen Stellen, worin sich Goethe's noch immer fortdauernde Empfänglichkeit für das christlich Mystische, das Theurgische und philosophisch Pantheistische äußert, durchschlingen sich andere Notizen, die auf ein Streben nach klarer Verständigung über das Verhältniß des Menschen zur Natur, zur sittlichen Welt, zur Gottheit hindeuten; so daß in seinem damaligen Interesse an Philosophie und Theologie eine ganz ähnliche Spaltung zu bemerken ist, wie in jenen an Medicin

---

philosophisches System, noch eine neue Denkart, sondern gerade die Bestärkung in eben dem Glauben, den er hier schon äußert, daß Gott und Natur durch einander anzuschauen seyen.

und Naturwissenschaften. Das Umfassendste, was in dieser Beziehung die Ephemeriden enthalten, ist eine Vergleichung des Phädon von M. Mendelssohn mit dem Platonischen, den er in der Uebersetzung von Köhler (Lübeck 1769) las. *) Dieser Auszug zeugt von einer so sorgfältigen Lectüre beider Schriften, daß schon aus ihm hervorgeht, wie sehr die Behauptung Goethe's von sich und seinen damaligen Gesellen einer Beschränkung bedarf: „Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang." Aus Montesquieu, Rousseau, Voltaire finden sich Stellen angemerkt, die sich auf Vernunftreligion und ihr Verhältniß zur positiven beziehen. Die meisten Notizen lassen jedoch ein fleißiges Aufmerken auf die natürlichen und geselligen Bedingungen menschlicher Entwickelung und Charakterbildung, Fähigkeit und Sittlichkeit erkennen; sie deuten auf ein höchst vielseitiges anthropologisches Interesse, wie es einem geborenen Dichter durchaus natürlich ist.

Auch in seinen ästhetischen Ansichten finden wir Goethe zu Straßburg in demselben Schwanken, derselben Krisis, wie in den übrigen wissenschaftlichen Dingen begriffen. Einerseits wirkte noch Oeser's Form-Ideal von stiller Größe, einfältiger Schönheit bei ihm fort. So begegnet uns S. 20 der Ephemeriden zu dem Citat: „Rede bei Eröffnung der Londoner Akademie von Reynolds (Leipzig 1769)" die Anmerkung: „Enthält fürtreffliche Erinnerungen eines Künstlers über die Bildung junger Maler; er dringt besonders auf die Correction

*) S. A. Schöll a. a. O. S. 89 ff.

und auf das Gefühl der idealischen stillen Größe. Er hat Recht. Genies werden dadurch unendlich erhaben, und kleine Geister wenigstens etwas, die sonst, wenn sie mit einem Feuer, das sie nicht haben, ihre Manier beleben wollen, dem Hanswurste gleich sind, der die leichten Sprünge einer Seiltänzerin mit üblem Succeß nachäfft." Andererseits aber begann sich hier frühe die Neigung für charakteristische Kunst, für Wahrheit und Kraft der Empfindung, für Reichthum und Fülle der Phantasie zu regen, die nach dem Bekanntwerden mit Herder sich rasch zum Extrem steigerte, kurz nachher im Erwin einen kräftigen Ausdruck fand, und im Götz von Berlichingen sich in Franzens Worten so prägnant ausspricht: „So fühle ich denn, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz!" Von seiner wachsenden Abneigung gegen ein abstractes Brüten über dem Begriffe der Schönheit zeugt eine schöne Stelle in einem Briefe an Hetzler den Jüngern vom 14. Juli 1770: „Wenn ich Ihnen rathen darf, so werden Sie mehr Vortheil finden, zu suchen, wo Schönheit seyn möchte, als ängstlich zu fragen, was sie ist. Einmal für allemal bleibt sie unerklärlich, sie erscheint uns wie im Traume, wenn wir die Werke der großen Dichter und Maler, kurz aller empfindenden Künstler betrachten; es ist ein schwimmendes glänzendes Schattenbild, dessen Umriß keine Definition hascht. Mendelssohn und Andere, deren Schüler unser Herr Rector ist, haben versucht, die Schönheit, wie einen Schmetterling zu fangen und mit Stecknadeln für den neugierigen Beobachter festzustecken; doch es ist nicht anders damit als mit dem Schmetterlingsfange, das arme Thier zittert

im Netze, streift sich die schönsten Farben ab, und wenn man es ja unversehrt erwischt, so steckt es doch endlich steif und leblos da; der Leichnam ist nicht das ganze Thier, es gehört noch etwas dazu, noch ein Hauptstück, und bei der Gelegenheit, wie bei jeder andern, ein sehr hauptsächliches Hauptstück: das Leben, der Geist, der Alles schön macht. Genießen Sie Ihrer Jugend und freuen sich, Schmetterlinge um Blumen fliegen zu sehen, es gehe Ihnen das Herz und das Auge dabei über; und lassen Sie mir die freudenfeindliche Erfahrungssucht, die Sommervögel tödtet und Blumen anatomirt, alten oder kalten Leuten."

Mit dem Umschwunge der ästhetischen Ansichten Goethe's hing seine jetzt erwachende Vorliebe für die gothische Baukunst auf's Engste zusammen. Er war unter Tadlern derselben aufgewachsen, und ohne Zweifel hatte Oeser's Lehre seine Abneigung gegen sie genährt. Auch waren ihm früher nur geistlose Werke dieses Styls, ohne gute Gesammtverhältnisse, mit überladenen, verworrenen Zierrathen zu Gesichte gekommen, an denen er unmöglich seine Vorurtheile hätte berichtigen können. Vor dem Münster von Straßburg ward er von ihnen befreit. Er hatte bald das schöne Verhältniß der Hauptabtheilungen des herrlichen Gebäudes, und die eben so sinnige als reiche Verzierung erkannt; nun ward ihm auch noch die Verknüpfung dieser mannichfaltigen Zierrathen unter einander klar, „die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatte bis zum Zacken." Er ward nicht müde zu

betrachten, zu messen, zu zeichnen, das Vorhandene zu studiren, das Unvollendete in Gedanken oder auf dem Blatte zu ergänzen; und je mehr er sich bemühte, je höher wuchs sein Erstaunen, seine Anhänglichkeit. Der Gedanke, daß ein solches Meisterwerk der Architektur an alter deutscher Stätte, in ächt deutscher Zeit von einem deutschen Meister in's Daseyn gerufen worden, erregte seinen patriotischen Stolz, und er beschloß die Benennung gothische Bauart in deutsche Bauart umzuändern und die herrliche Kunst seiner Nation zu vindiciren.

Ueber so ernsten Studien und Betrachtungen versäumte der lebensfrohe Jüngling, wie wir schon wissen, keinesweges die flüchtigen Blumen der Freude zu pflücken, welche der Tag, die Stunde boten. Indem er an Sonn- und Werktagen in den Vergnügungsorten der Umgebung herumschlenderte, wo sich mancher fröhliche Haufen zur Musik im Kreise drehte, regte sich nach langer Zwischenzeit wieder die Tanzlust in seinen Gliedern, die seit der Begebenheit mit Gretchen gänzlich geschlummert hatte. Um aber sowohl bei den Privatbällen auf den Landhäusern, als bei den in Aussicht stehenden Redouten des künftigen Winters mit Ehren auf dem Plane zu erscheinen, nahm er Unterricht bei einem Tanzmeister, der ihm als geschickt gerühmt wurde. Hier kam ihm der Tanzunterricht, den er früh als Knabe von seinem Vater erhalten hatte, gut zu statten; und er machte um so raschere Fortschritte, als der Tanzmeister zwei hübsche und junge Töchter hatte, die als Moitié auch einen ungeschickten Scholaren hätten fortbringen können. Goethe faßte zu der jüngern Schwester, Emilie, eine lebhafte Neigung, gegen deren Erwiederung sie ankämpfte,

weil sie bereits an einen Entfernten Herz und Hand versagt hatte. Die ältere, Lucinde, ward von der heftigsten Liebe für Goethe und von glühender Eifersucht gegen die von ihm begünstigte Schwester ergriffen. Es gab leidenschaftliche Scenen, welche damit schlossen, daß Lucinde bei Goethe's letztem Besuche mit beiden Händen in seine Locken fuhr, sein Gesicht an das ihre drückte, und unter wiederholten Küssen ausrief: „Nun fürchte meine Verwünschung! Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt!"

Dreizehntes Capitel.

Besuch in Sesenheim. Friederike Brion. Erster Brief an Friederike. Besuch in den Weihnachtferien 1770. Gedichte an Friederike. Besuch in den Pfingstferien 1771. Briefe an Salzmann. Reise nach Saarbrück. Fernerer Verkehr mit Sesenheim. Friederike in Straßburg. Sesenheimer Liederbüchlein. Uebersetzung des Ossian für Friederike. Die neue Melusine.

So beneidenswerth das bisherige Leben unseres Freundes in Straßburg in mancher Hinsicht auch seyn mochte, Eines fehlte ihm doch noch zum tiefen, innigen Genusse seines Daseyns. „Ich habe niemals," schrieb er am 14. October 1770, an eine frühere Geliebte, deren Namen in dem aufgefundenen

Briefconcept nur durch F.*) („An Mamsell F.") angedeutet ist, „ich habe niemals so lebhaft erfahren, was das sey: vergnügt, ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als jetzt, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte, muntere Gesellschaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zum Denken, und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an seine Freunde. Genug, mein jetziges Leben ist vollkommen, wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber eben so wenig für's Herz, als es für Augen und Ohren viel ist."

Dann heißt es weiter: „Sie sollten wohl nicht rathen, wie mir jetzt so unverhofft der Einfall kommt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache so gar artig ist, muß ich's Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an Alles, was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe. Und daraus können Sie sehen, in wiefern man seine Freunde vergessen kann, wenn's Einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende,

---

*) Wahrscheinlich Franzisca (s. A. Schöll a. a. O. S. 49 u. 55). So läßt das auf demselben Blatte befindliche Concept eines Briefes vom folgenden Sommer vermuthen, der an ein „Fränzchen" gerichtet ist.

zu bedauernde Glück, das uns unsrer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt, und still ist, und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig."

Diese vertraute Herzensergießung ist die erste Hindeutung auf jenes Verhältniß unseres Freundes zu Friederike von Sesenheim, wodurch erst das Maß seines Glückes voll wurde. Die Umwandlung, die es auf einmal in seinem Gemüthsleben hervorbrachte, spiegelt sich schon deutlich in jedem Worte des eben angeführten tief empfundenen Briefes ab. Inniger beglückt mag er wohl nie in seinem Leben gewesen seyn, als in der allerersten Zeit seiner Bekanntschaft mit Friederike Brion. Schade nur, daß der reine Himmelsglanz dieser Seligkeit so bald von heraufziehenden Wolken getrübt werden mußte.

Unsere Biographie wird sich wohl hüten, mit Wahrheit und Dichtung in der Darstellung dieser reizendsten aller Liebesidyllen zu wetteifern. Zu dem Gefühle der Vergeblichkeit eines solchen Bemühens gesellt sich indeß beruhigend der Gedanke, daß unsere Aufgabe auch eine ganz andere ist. Hier gilt es vielmehr, die Wahrheit aus der verklärenden Hülle der Dichtung herauszusondern, die ursprüngliche Gestalt, die sich, den entoptischen Erscheinungen ähnlich, im Spiegel der Poesie zu einem so entzückenden Bilde entzündet hat, zur Darstellung zu bringen. Viele werden dieses Geschäft undankbar, unnütz, ja tadelnswerth nennen. Aber der Biograph, der jenes

Liebesverhältniß als ein Moment in der innern Entwickelung Goethe's zu betrachten hat, kann nicht umhin, es von den Zuthaten der dichtenden Einbildungskraft zu befreien, und wer daraus Nachtheil für das vom Dichtergeiste reflectirte Bild befürchtet, der übersieht, daß alle ächte Poesie, und somit auch jenes unvergleichliche idyllische Liebesgemälde bei jeder neuen Lectüre sich den Glauben des Lesers auf's Neue erzwingt.

Aus dem oben angeführten Briefe ergibt sich, daß es in der ersten Hälfte des Octobers 1770*) gewesen seyn muß, als Goethe, auf seines Freundes Weyland Zureden, mit diesem einen gastfreien Landprediger besuchte, der zu Sesenheim, unfern des sechs Stunden von Straßburg gelegenen Drusenheim, im Besitze einer guten Pfarre lebte. Der Prediger Johann Jakob Brion und seine als Muster einer tüchtigen, einsichtsvollen Hausfrau geschilderte Gattin, Maria Magdalena, geb. Schöll leben noch jetzt in der dortigen Gegend in gesegnetem Andenken fort. Er war Vater von vier Töchtern und einem Sohne. Die älteste Tochter war frühe gestorben, die zweite, Maria Salome, heißt bei Goethe Olivia; der vierten, Sophie genannt, die damals ein Mädchen von etwa sieben Jahren seyn mochte, erwähnt er gar nicht. Dem Sohne hat er, wie der zweiten Tochter, einen

*) Nicht im Frühsommer 1770, wie ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten vermuthete, eine Annahme, auf die mich manche Andeutungen in Goethe's eigener Erzählung und besonders das Gedicht „Erwache Friederike" (s. im Commentar I. S. 98 ff.), führten.

Namen aus Goldsmith's Landpriester von Wakefield geliehen, er nennt ihn Moses. Gerade die frischen Erinnerungen aus dieser Dichtung, mit welcher ihn so eben Herder bekannt gemacht, waren es, was über die ganze Familie des Landpredigers Brion einen poetischen Reiz in den Augen Goethe's verbreitete. Der mächtigste Magnet aber, der ihn mit unwiderstehlichem Zauber zu ihr hinzog, war die dritte Tochter Friederike, ein anmuthreiches Mädchen von etwa sechszehn Jahren.

Ein rosenfarb'nes Frühlingswetter,
Lag auf dem lieblichen Gesicht,

so heißt es von ihr in einem seiner Gedichte aus jener Zeit, und nach mehr als vierzig Jahren gab er folgende jugendwarme Schilderung ihres ersten Erscheinens: „Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes, weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arme, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blicke auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen."

Zwei Tage verweilte Goethe, nach Wahrheit und Dichtung,

bei dem ersten Besuche im Kreise dieser zweiten Primrosischen Familie, eine kurze Zeit, aber reich und intensiv belebt „durch Wechselbeleuchtung von Roman und Wirklichkeit, Kleidungsmetamorphosen, Ueberraschungen und Märchen," woran der Leser nur mit einem Worte erinnert zu werden braucht. Der Eindruck, den diese Tage auf sein Gemüth gemacht, gibt sich schon in dem oben mitgetheilten Briefe an eine frühere Geliebte, und eben so deutlich in einem Briefe an Friederike vom 15. October in und zwischen den Zeilen zu erkennen. Es ist der erste und, leider! der einzige uns erhaltene Brief jener so lebhaft mit Friederike gepflogenen Correspondenz,*) weßhalb wir ihn hier unverkürzt mittheilen:

Str.(aßburg) am 15. October (1770).

Liebe neue Freundin!

Ich zweifele nicht, Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Auge, im ersten Blicke, die Hoffnung zu dieser neuen Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt' ich schwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so liebe, nicht wieder ein bischen günstig seyn?

Liebe, liebe Freundin,

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage;

---

*) Die „Briefe von Friederike Brion aus den Jahren 1770 und 1771" in Freimund Pfeiffer's Buche „Goethe's Friederike" sind offenbar unächt. Der Herausgeber hat sie augenscheinlich nach den in „Wahrheit und Dichtung" gegebenen Daten componirt.

ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein Anderes; so viel merk' ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gerne bei Ihnen seyn möchte, und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd für mich, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen in Ihrer Ruhe nur seyn kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen.

Die Umstände unserer Rückreise können Sie sich ungefähr vorstellen, wenn Sie mir beim Abschiede ansehen konnten, wie leid es mir that, und wenn Sie beobachteten, wie sehr Weyland nach Hause eilte, so gern er auch unter anderen Umständen bei Ihnen geblieben wäre.*) Seine Gedanken gingen vorwärts, meine zurück, und so ist es natürlich, daß der Discurs weder weitläufig noch interessant werden konnte.**)

Zu Ende der Wanzenau machten wir Speculation, den Weg abzukürzen, und verirrten uns glücklich zwischen den

---

*) Weyland hatte, nachdem Goethe in der Laube zu Sesenheim die Erzählung seines Märchens „die neue Melusine" beendigt, das Zeichen zum Aufbruche gegeben, „weil er, als ein fleißiger und in seinen Studien folgerechter akademischer Bürger, diese Nacht in Drusenheim zuzubringen, und morgen zeitig in Straßburg zu seyn wünschte."

**) „Unser Nachtquartier erreichten wir beide schweigend, ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte, der mich zurückzog, er, weil er etwas Anderes im Sinne hatte u. s. w." Wahrheit und Dichtung, Buch XI, im Anfange.

Moräften; die Nacht brach herein,*) und es fehlte nichts, als daß der Regen, der einige Zeit ziemlich freigebig erschien, sich um etwas übereilt hätte, so würden wir alle Ursache gefunden haben, von der Liebe und Treue unserer Princessinnen vollkommen überzeugt zu seyn.

Unterdessen war mir die Rolle, die ich aus Furcht, sie zu verlieren, beständig in der Hand trug,**) ein rechter

*) Dieß stimmt nun freilich nicht recht zu der Erzählung in Wahrheit und Dichtung, wornach sie „zeitig in Straßburg" zurück gewesen wären. Nach dem obigen Briefe zu urtheilen, machten die beiden Freunde diesen ersten Ausflug nicht, wie Goethe in Wahrheit und Dichtung erzählt, zu Pferde, sondern zu Fuße. Darauf deuten wenigstens das Wegabkürzen, das Verirren in den Moräften, die „Beschwerlichkeiten der Reise", die Rolle, die Goethe auf dem Wege beständig in der Hand trug; und so war es natürlich, daß sie bei der vorgerückten Herbstzeit nicht früh am Tage in Straßburg ankommen konnten. Ueberhaupt hat Goethe ohne Zweifel in Nebenumständen Mancherlei anders dargestellt, da er das Meiste aus dämmernder Erinnerung niederschrieb. So spricht auch der früher angeführte Brief vom 14. October von einem Aufenthalte von „einigen Tagen" zu Sesenheim, während nach Wahrheit und Dichtung der erste Besuch nicht zwei ganze Tage gedauert haben könnte.

**) Vielleicht der mit dem Sesenheimer Schulmeister angefertigte erste Entwurf eines neu zu erbauenden Pfarrhauses, wornach er in der Stadt mit mehr Bequemlichkeit einen genauen Riß ausarbeiten wollte. Freilich hätte dann Goethe in Wahrheit und Dichtung dem zweiten Besuche in Sesenheim zugetheilt, was beim ersten geschah.

Talisman, der mir die Beschwerlichkeiten der Reise alle hinwegzauberte. Und noch? — O, ich mag's nicht sagen, entweder Sie können's rathen, oder Sie glauben's nicht.

Endlich langten wir an, und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Wege unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Project, Sie bald wieder zu sehen.

Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wieder zu sehen. Und wir Anderen mit den verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: Liebes Herzchen, sey ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten, die du liebst; sey ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte.

Genug, wir sind nicht hier, und sehen Sie, daß Sie Unrecht hatten! Sie wollten nicht glauben, daß mir der Stadtlärm auf Ihre süße Landfreuden mißfallen würde. Gewiß, Mamsell, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzo. *) Zwar hoffe ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer niedlichen und muthwilligen Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte ich das vergessen können

*) „Als ich in der Stadt wieder an meine Geschäfte kam, fühlte ich die Beschwerlichkeiten derselben mehr als sonst.“ W. u. D. Buch XI, im Anfange.

oder wollen? Nein, ich will lieber das wenig Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.

Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren theuern Aeltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gern wieder gäbe."

Um uns die Bewegung vorzustellen, in welche damals sein Inneres versetzt war, bemerken wir vorgreifend, daß eben in jene Zeit auch seine erste Bekanntschaft mit Herder fiel. Dieser entschieden geniale junge Mann, der, wie Vieles und Großes er später geleistet, damals noch bei Weitem mehr und Größeres versprach, der von den kühnsten Gedanken und Entwürfen, dem regsten Schaffensdrange glühte, ließ unsern Freund in sein reich bewegtes Geistesleben blicken. Einen so ebenbürtigen Geist, als Herder, hatte Goethe bis dahin noch nicht kennen gelernt, einen gleich kräftigen Anstoß noch von Keinem empfangen. Er mußte sich seinen Eindrücken um so williger hingeben, je mehr ihm Herder an Weite der Umsicht über das literarische Wesen überlegen war. Zu dieser mächtigen Anregung gesellte sich nun noch eine rasch entglühende Leidenschaft, so daß des Beglückenden fast zu viel auf ihn eindrang. Das Schlimmste war, daß sein körperlicher Zustand nicht immer gegen die Gewalt und Fülle dieser geistigen Eindrücke sich im Gleichgewichte erhielt. Er fühlte häufig nach Tische sich die Kehle wie zugeschnürt, ein Uebel, das er erst später los wurde, als er einem rothen Weine entsagte, den er in der Pension zu trinken pflegte.

Als er eines Tages, von diesem Leiden bedrängt und mißstimmt, dem Clinicum beiwohnte, schloß der Lehrer, der

seinen Zustand bemerkt haben mochte, den Vortrag mit der Aufforderung, die bevorstehenden kurzen Ferien zu erheiternden Excursionen in die schöne Umgegend zu benutzen. Goethe ließ sich das nicht umsonst gesagt seyn und bestellte sogleich ein Pferd, um noch desselben Tages nach Sesenheim zu reiten. Diesen Ausflug schildert ohne Zweifel das schöne Gedicht „Willkommen und Abschied“:

Mir schlug das Herz: geschwind zu Pferde!
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht! *)
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht; **)
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem Wolkenhügel
Schien kläglich aus dem Duft hervor, ***)
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr; †)

---

*) Wir geben hier die beiden ersten Strophen in ihrer ältesten Form (vergl. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten **I**, S. 111 ff.).

) „Leider verzogen sich die Anstalten (zur Abreise), und ich kam nicht so früh weg, als ich gehofft hatte. So stark ich ritt, so überfiel mich doch die Nacht.“ Wahrheit und Dichtung, Buch **XI, unfern des Anfanges.

***) „Der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen.“ Ebendaselbst.

†) „Die Nacht war windig und schauerlich.“ Ebendaselbst.

Die Nacht schuf tausend Ungeheuer —
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth. *)

Bei den kurzen Ferien, zu deren Benutzung der Professor ermahnt hatte, denkt man, nach dem früher Erzählten, am nächsten an die Weihnachtstage 1770, als die Zeit dieses Besuches zu Sesenheim, der in Wahrheit und Dichtung als der zweite dargestellt wird. Allein bei dieser Annahme befremdet es, daß es dort so gar sommerlich zuging. An der Seite seines lieben Mädchens, erzählt Goethe, habe er, während Mutter und Schwester Alles zum Empfange zahlreicher Gäste vorbereiteten, der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande genossen, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt. Nach der Predigt sammelte Friederike die von mehreren Seiten angekommenen, lustig durch einander schwirrenden Gäste zu einem Spaziergange nach einem schönen Platze in einem nahen Wäldchen, „Friederikens Ruhe" genannt, wo eine reichliche Collation sie erwartete und die Zeit bis zum Mittagessen mit geselligen Spielen verbracht wurde. Alles dieß deutet auf eine schönere Jahreszeit; und so läßt sich nicht zweifeln, daß Goethe später in Wahrheit und Dichtung den Weihnachtbesuch, der auch zu einem zweiten Besuche etwas fern von dem ersten im Anfange des Octobers liegt, mit einem oder mehreren dazwischen liegenden Ausflügen nach

*) „Ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen." Ebendaselbst.

Sesenheim zusammengeschmolzen hat. Ueberhaupt hat der Dichter in seinem idyllischen Gemälde sich um den Wechsel der Jahreszeiten wenig bekümmert; jene ganze Zeit lag ihm in der Erinnerung wie ein Kranz von lauter sonnigen Frühlingstagen da, und so läßt er uns Friederike meistens auf einem Hintergrunde von blauem Aether, grünenden Bäumen und beblümten Wiesen erscheinen.

Die eben erwähnten Gesellschaftsspiele legten dem Liebenden eine schwere Prüfung auf. Seit jene Lucinde seine Lippen verwünscht hatte, nahm er sich in Acht, irgend ein Mädchen zu küssen, aus Furcht, sie „auf eine unerhörte geistige Weise zu beschädigen.“ So kam es denn auch hier darauf an, da solche Spiele großentheils auf Pfandlösungen durch Küsse hinauslaufen, alles Talent und allen Humor aufzubieten, um durch einen Vers aus dem Stegreife oder sonst einen glücklichen und geistreichen Kunstgriff einem Kusse auszuweichen. Die Gewandtheit, womit er sich hierbei benahm, und die erhöhte Aufmerksamkeit gegen Friederike, wodurch seine Leidenschaft sich für diese Entsagung zu entschädigen suchte, mußten ihm rascher ihre Gegenliebe erwerben. Damals schrieb wahrscheinlich Goethe die tiefgefühlten Zeilen, die sich im Sesenheimer Liederbuche fanden, *) worüber unten weiter die Rede seyn wird:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.

---

*) Vergl. Goethe's Werke (Ausg. in 40 Bdn.), VI, 63.

Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch *) morgen seyn wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig seyn.

Unterdeß ging es immer tiefer in den Winter hinein; aber den feurig Liebenden hielt weder Frost noch Schnee von einem raschen Ritte nach Sesenheim ab; und wenn er der Geliebten fern war, so wob ein unausgesetzter Briefwechsel zwischen ihnen ein geistiges Band. Mitunter wanderten auch poetische Herzensergüsse nach Sesenheim hinüber, von denen sich folgende Verse erhalten haben: **)

Ich komme bald, ihr gold'nen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen,
Und tausendfältig uns ergötzen,
Und lieben, wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen kleine Kinder seyn.

Aus dem nächsten Frühlinge (1771) hat sich uns ein Morgenständchen erhalten, zwar leicht hingeworfen und der polirenden Nachfeile entbehrend, aber voll seelenvoller Natürlichkeit und Einfachheit. Wir schalten es hier ein, da es in der Gedichtsammlung fehlt:

---

*) In der Gedichtsammlung: Nun laß mich morgen seyn wie heute.
**) Ebendaselbst VI, 64.

Erwache, Friederike!
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht!
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister *)
Erwachen soll.

Ist dir dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch schlummerst du?
Ach, Philomelens Kummer
Schweigt heute still,
Weil dich der böse Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenschimmer
Mit blödem Licht
Erröthend durch dein Zimmer,
Und weckt dich nicht.
Am Busen deiner Schwester,
Der für dich schlagt,
Entschläfst du immer fester,
Je mehr es tagt.

Ich seh' dich schlummern, Schöne;
Vom Auge rinnt
Mir eine süße Thräne
Und macht mich blind.

*) Collectiv für: Schwestern (Friederike und Salome).

Wer kann es fühllos sehen,
Wer wird nicht heiß,
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis.

Vielleicht erscheint dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das halb voll Schlaf und träumend
Die Musen schilt.
Erröthen und erblassen
Sieh sein Gesicht;
Der Schlaf hat ihn verlassen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigall im Schlafe
Hast du versäumt,
Drum höre nun zur Strafe,
Was ich gereimt.
Schwer lag auf meinem Busen
Des Reimes Joch,
Du schönste meiner Musen,
Du — schliefst ja noch.

Aber jetzt hatte auch diese Liebe schon ihre Mittagshöhe erreicht. In den schäumenden Becher seines Glückes begann die Ahnung, „daß er nach Schatten greife," daß dieses Verhältniß ein schöner, aber flüchtiger Jugendtraum sey, manchen Tropfen Wermuth fallen zu lassen. Während der Pfingstferien 1771 hielt er sich längere Zeit in Sesenheim auf; und aus diesen Tagen sind uns glücklicher Weise einige Briefe an Salzmann aufbewahrt worden, die uns einen tiefern Blick in

seinen damaligen Gemüthszustand eröffnen, als es irgend eine erzählende Darstellung vermöchte.*) „Ich komme," schreibt er aus Sesenheim an Salzmann, „oder nicht, oder — das alles werd' ich besser wissen, wenn's vorbei ist, als jetzt. Es regnet draußen und drinnen, und die garstigen Winde von Abend rascheln in den Rebenblättern vor'm Fenster, und meine **animula vagula** ist, wie das Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchthurme: dreh dich! dreh dich! das geht den ganzen Tag, obschon das bück dich! streck dich! eine Zeit her aus der Mode kommen ist. Punctum. Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite. Es ist schwer, gute Perioden und Puncte zu seiner Zeit zu machen; die Mädchen machen weder Komma, noch Punctum, und es ist kein Wunder, wenn ich Mädchen=Natur annehme. Doch lern' ich schön Griechisch, denn, daß Sie's wissen, ich habe in der Zeit, daß ich hier bin, meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese. Und dann bin ich vier Wochen älter; Sie wissen, daß das viel bei mir gesagt ist, nicht weil ich viel, sondern weil ich Vieles thue. — Behüt' mir Gott meine lieben Aeltern. Behüt' mir Gott meine liebe Schwester.

*) Durch Auslassungen verstümmelt, finden sich diese Briefe schon mitgetheilt in H. Döring's Schrift: „Goethe in Frankfurt a. M., in den Jahren 1757 bis 1775." Die dort beigefügten Data der einzelnen Briefe sind erfunden; in den Originalen fehlen die Data. Pfeiffer in seinem Buche: „Goethe's Friederike," der überhaupt ohne Kritik verfahren und Dichtung und Wahrheit mit der Absicht, zu mysticiren, gemischt hat, ist in der Datirung der Briefe aus Sesenheim der Döring'schen Schrift gefolgt.

Behüt' mir Gott meinen lieben Herrn Actuarius. Und alle frommen Herzen. Amen."

Es fühlt sich schon in diesem Briefe, und noch mehr in den sogleich mitzutheilenden, bei jedem Worte durch, daß eine geheime Unruhe in ihm zitterte, die ihm keinen friedlichen Genuß seines Glückes gestattete. Etwas mochte dazu auch sein körperlicher Zustand beitragen. Es quälte ihn ein anhaltender Brustkatarrh, welcher Husten und Athembeengung verursachte. „Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme," heißt es im nächsten Briefe an Salzmann; „ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum! Der Zustand meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist, als ich sie lange nicht gesehen habe. Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Cirkel von Freuden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizonte von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mißmuthig zu werden." Fragen wir, was er mit dieser Zugabe meint, so läßt sich wohl an nichts Anderes denken, als an das tiefe Gefühl, daß es ein Treubruch an ihm selbst wäre, wenn er solchen Verhältnissen treu bliebe, wenn er die Seele, die bestimmt war,

einen unendlich großen Kreis von Freuden und Leiden zu durchmessen, so frühe und für immer in diese idyllisch begränzte Sphäre einschränkte. Jene Zugabe war, wie sie ein Kritiker treffend bezeichnet hat, „das fortstrebende Feuer, welches ihn drängte, seine Leidenschaft an immer höheren Erscheinungen zu prüfen und die Flügel seines Genius zu immer ferneren Gestirnen empor zu heben." Aber wen verletzt es nicht, den Jüngling bei dem hellsten Bewußtseyn von der Unbeständigkeit seiner Neigungen dennoch immer neue und neue Verhältnisse dieser Art anknüpfen zu sehen? Er wußte im Voraus, daß er schwerlich in einer Liebe ein volles Genügen der Seele finden werde, und doch setzte er immer von Neuem die Ruhe eines weiblichen Herzens auf's Spiel. „Als Knabe pflanzt' ich ein Kirschbäumchen im Spielen," so fährt der obige Brief an Salzmann fort, „und ich hatte die Freude, es blühen zu sehen; ein Maifrost verderbte die Freude mit der Blüthe, und ich mußte ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den größten Theil gefressen, eh' ich eine Kirsche versucht hatte; ein ander Jahr waren's die Raupen, dann ein genäschiger Nachbar, dann der Mehlthau; und doch, wenn ich Meister über einen Garten werde, so pflanz' ich dennoch wieder Kirschbäumchen."

Die zarten Fühlfäden, welche feineren Frauengemüthern für die Seelenzustände ihrer Geliebten eigen sind, fehlten auch Friederiken nicht. Daraus erklärt sich leicht ihr damaliges „Traurigkrankseyn," wovon Goethe im folgenden Briefe an Salzmann schreibt: „Unserm Herrn Gott zu Ehren geh' ich dießmal nicht aus der Stelle, und weil ich Sie so lang nicht

sehen werde, denk' ich, es ist gut, wenn du schreibst, wie dir's geht. Nun geht's freilich so ziemlich gut; der Husten hat sich durch Cur und Bewegung so ziemlich gelös't, und ich hoffe, er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell: die Kleine fährt fort, traurig krank zu seyn, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen. Nicht gerechnet Conscia mens, und leider nicht recti, die mit mir herumgeht." Hierauf bestellt er an Salzmann zwei Pfund „Zuckerbäckerwesen," durch dessen Uebersendung er zu süßeren Mäulern Anlaß geben werde; als man seit einiger Zeit zu sehen gewohnt sey. „Getanzt hab' ich und die Aelteste," heißt es dann weiter, „Pfingstmontags, von 2 Uhr nach Tisch bis 12 Uhr in der Nacht, an Einem fort, außer einigen Intermezzo's von Essen und Trinken. Der Herr Amtsschulz von Reschwog hatte seinen Saal hergegeben; wir hatten brave Schnurranten erwischt, da ging's wie Wetter! Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser. Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen. Das ganze mich in das Tanzen versunken! — Und doch, wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser, als das alles. — Wer darf sagen: ich bin der Unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, mein lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind."

Es läßt sich denken, daß es seinem Mentor Salzmann zu Herzen gehen mußte, den jungen Freund in einem so unentschiedenen Gemüthszustande zu sehen. Salzmann's Antwortschreiben sind uns zwar nicht erhalten; aber aus Goethe's

Briefen erhellt, daß sein Pädagog, als ein wahrer zweiter Sokrates, nicht mit Ermahnungen auf ihn eindrang. Wohl aber mag er im Stillen auf ein wirksameres Mittel gesonnen haben, dem von Liebesbanden Umschlungenen die zu einem Entschlusse nöthige Gemüthsfreiheit wiederzugeben. Unterdeß erhielt er von Goethe noch ein Paar Billete, worin sich die Fortdauer derselben Unschlüssigkeit kund gab. Das erste mit dem Datum „Mittwoch Nachts“ lautet: „Ein paar Worte ist doch immer mehr, als nichts. Hier sitz' ich zwischen Thür' und Angel. Mein Husten fährt fort; ich bin zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Athem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freie Luft hilft wenigstens, was zu helfen ist, nicht gerechnet — — Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unserer Glückseligkeit so unentbehrlich ist, und die mancher Professor der Ethik nicht faßt, und keiner gut vorträgt. Adieu, Adieu. Ich wollte nur ein Wort schreiben, Ihnen für's Zuckerdings zu danken, und Ihnen sagen, daß ich Sie liebe.“ — Das andere Billet ist auf ein Quartblatt von blauem Conceptpapier geschrieben, vermuthlich ein Stück des Umschlags jener Zuckersachen: „Die Augen fallen mir zu; es ist erst Neun. Die liebe Ordnung! Gestern Nachts geschwärmt, heute früh von Projecten aus dem Bette gepeitscht! O, es sieht in meinem Kopfe aus, wie in meiner Stube; ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden, als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut, Ihnen zu sagen, daß ich

Sie liebe, und dieses doppelt: Sie wissen, wozu es bestimmt war. Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!"

Das Pferd war vermuthlich zu der in Wahrheit und Dichtung ausführlich beschriebenen Reise nach Saarbrück *) gesattelt, die sich demnach unmittelbar an den Pfingstaufenthalt in Sesenheim angeschlossen hätte. Nachweislich fällt sie in die letzte Hälfte des Juni 1770. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß Salzmann bei dieser Reise insgeheim seine Hand im Spiele hatte. Um dem jungen Freunde, der sich, „verwöhnten Herzens," wie er war, seiner Leidenschaft überließ und dem Schicksale die Wendung der Dinge anheimgab, einen Anstoß zu freier Besinnung und kräftiger Selbstermannung zu geben, schien eine zerstreuende Reise, die zugleich einen Blick in die Weite der Welt und des Lebens eröffnete, ein sehr zweckmäßiges Mittel zu seyn. Zwei werthe Tischgenossen, W e y l a n d und E n g e l b a c h, boten sich ihm zu Reisegenossen an. Goethe sagt selbst, daß dieser Ausflug „in manchem Sinne für ihn folgereich" gewesen sey. Natur, Gartenkunst, Architektur, industrielles und geselliges Leben, Alterthümer gewährten ihm eine Fülle von Anschauungen, die in näherer und fernerer Zukunft fruchtbringend nachwirkten. Der Weg ging

*) Alles läßt vermuthen, daß diese Reisebeschreibung nach einem genau geführten Reisediarium ausgearbeitet worden, und daher nur einen geringen Zusatz von Dichtung enthalte.

über Zabern, wo das bischöfliche Schloß mit seinem Garten die Bewunderung der Reisenden erregte. Am andern Morgen staunten sie die im Glanze der aufgehenden Sonne vor ihnen liegende berühmte Zaberner Steige an, eine über die fürchterlichsten Felsen aufgemauerte, schlangenweise bequem hinaufführende Chaussee. Sie übernachteten in Buchsweiler, wo ihnen Weyland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Hier hatte Goethe Gelegenheit, einen Blick in die Zustände einer kleinen Stadt zu thun, welche durch die größere Nähe und Fühlbarkeit der Familienverhältnisse und die intensivere Geselligkeit seinem jugendlichen Sinne sehr zusagten. Eine nahgelegene Anhöhe, der Baschberg, ganz aus Muscheln zusammengehäuft, machte ihn zuerst auf solche Documente der Vorwelt aufmerksam, und gewährte zugleich einen herrlichen Blick auf das Elsaß, von dem er feierlich Abschied nahm, um sich am andern Morgen nach Lothringen zu wenden. Als nun die Freunde nordwestwärts, an dem alten Bergschlosse Lützelstein vorbei, in die Region der Saar und Mosel hinabritten, begann der Himmel sich zu trüben. Ueber Saargemünd gelangten sie nach Saarbrück, das ihnen wie ein lichter Punct in dem felsigen Waldlande erschien. Präsident von Günderode empfing sie hier und bewirthete sie drei Tage lang auf's Gastfreundlichste.

Vom nächsten Tage nach der Ankunft in Saarbrück hat sich ein Briefconcept Goethe's erhalten, welches schon den Beginn einer solchen Wirkung dieser Reise erkennen läßt, wie Salzmann sie, nach unserer Annahme, beabsichtigte. Bilder früherer Geliebten waren wieder lebhaft in seinem Innern aufgetaucht, ältere Verhältnisse, die seinem Gemüthe größere

Freiheit gelassen, waren mit dem jetzigen, das ihm so enge Fesseln anlegte, verglichen worden, und der Vergleich war nicht zum Vortheile des letztern ausgefallen. Das Concept ist „Saarbrück, am 27. Juni" datirt und „an Mamsell F." gerichtet, vermuthlich dieselbe Freundin, der sich Goethe in der ersten Regung seiner Liebe zu Friederiken erinnert hatte. „Wenn das alles aufgeschrieben wäre, liebe Freundin," so lautet der Brief, „was ich an Sie gedacht, da ich diesen schönen Weg hierher machte, und alle herrlichen Abwechselungen eines herrlichen Sommertages in der süßesten Ruhe genoß: Sie würden Mancherlei zu lesen haben und manchmal empfinden, und oft lachen. Heute regnet's, und in meiner Einsamkeit finde ich nichts Reizenderes, als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an Alle, die Sie lieben, die mich lieben, und auch sogar an Käthchen,*) von der ich doch weiß, daß sie gegen meine Briefe seyn wird, was sie gegen mich war, und daß sie — Genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehen hat, der kennt sie. — Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei, und wir kamen eben auf's Lothringische Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbei fließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah,**) und der Fluß in der Dämmerung so

*) A. Schöll, dem wir die Mittheilung dieses Briefconcepts verdanken, erinnert hierbei an jenes Käthchen in dem (1775 gedruckten) Gedichte „Rettung," welches dem todeslustigen Jungen mit einem „Stimmchen zum Entzücken" rief: „Nimm dich in Acht! der Fluß ist tief."

**) Vergl. Wahrheit und Dichtung, Buch X (Bd. XXI, S. 252).

graulich und still floß, und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunkelen Felsen durch's Gebüsch die leuchtenden Vögelchen *) still und geheimnißvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen so still, wie in der Gegend, und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen, wie ein Traum, man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtnisse aufzusuchen. — Welch' Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an zu Beschwerlichkeit, zu Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das Meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Thränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen: o, da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen. — Muthig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, sein Mädchen zu verlieren; aber das ist nicht

---

der Ausg. in 40 Bdn.): „Das Thal der Saar ist zu beiden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen könnten, wenn nicht an ihrem Fuße sich eine unendliche Folge von Wiesen und Matten, die Huhnau genannt, erstreckte."

*) Vergl. ebendaselbst S. 257: „Wie vor einigen Nächten, an den Ufern der Saar, leuchtende Wolken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten."

mehr Liebe, das ist Neid. Wenn ich Liebe sage, so verstehe ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Flecke sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Glückseligkeit gerückt hat. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so genirt ist; und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu geniren. — Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig genirte; man will gebunden seyn, wenn man liebt. — Ich hatte einen Freund, dessen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tisch des Liebsten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen.*) Es geschah eines Abends, daß er aufstehen wollte, ehe es ihr gelegen war; sie drückte ihren Fuß auf den seinigen, um ihn durch diese Schmeichelei festzuhalten; unglücklicher Weise kam sie mit dem Absatze auf seine Zehen; er stand viele Schmerzen aus, und doch kannte er den Werth einer Gunstbezeugung zu sehr, um seinen Fuß zurückzuziehen."

Wir können uns nicht versagen, eine geistreiche Bemerkung hier aufzunehmen, wozu A. Schöll durch diesen Brief veranlaßt worden. Das Schreiben aus Saarbrück, sagt er, verräth bereits, daß den Liebenden „sein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederiken nunmehr zu ängstigen anfing." Von dieser Empfindung, die er der Geliebten nicht gestehen konnte, sucht

---

*) Siehe S. 268.

er sich durch Ergüsse an die ferner gerückte ehemalige Herzensfreundin zu erleichtern. Ihr vertraut er, daß Liebe nicht muthig mache, sondern beklommen, weich, schwach; daß sie traurig werde, „weil man so genirt ist.“ Nach solchen Geständnissen war es nicht allzu verfänglich, wenn er, in den scherzhaften Ton übergehend, beifügte: „Sagen Sie meinem Fränzchen, daß ich noch immer ihr bin. Ich habe sie viel lieb, und ich ärgerte mich oft, daß sie mich so wenig genirte,“ womit er sich hier, da es eben erst hieß: „Verliebte können nicht leben, ohne sich zu geniren,“ auf die artigste Weise für ungebunden erklärt. Es ist wohl Niemand anders, als Fränzchen selbst, dem er diesen Auftrag an Fränzchen gibt, wie ja der Brief jenem frühern an Mamsell F. sich anschließt (er steht mit ihm auf demselben Bogen). Auch des Schreibenden guter Freund, den sein Mädchen einst dadurch angenehm genirte, daß sie ihm auf den Fuß trat, und das Mädchen selbst waren vermuthlich genau so gut dem Fränzchen, als der Empfängerin des Auftrags an Fränzchen bekannt. Er fand aber in dieser Erinnerung an die zärtliche Fußklemme ein scherzhaftes Symbol seiner jetzigen ernsthaftern Lage; und der ganze Text, der in den Augen der Freundin (wenn sie ihn wirklich zu lesen bekam) nur die halb sentimentale, halb neckende Wiederholung früherer Tändeleien seyn konnte, war für ihn selbst Beichte einer wahren gegenwärtigen Leidenschaft für jene Dritte, die, der Freundin unsichtbar, hier heimlich unter allen denen hereingeführt war, „die Sie lieben, die mich lieben,“ vor die als deckende Vexir-Maske noch das böse Käthchen vorgeschoben wurde. Dieß Ineinanderverkleiden

von Einst und Jetzt, Bekenntniß und Heimlichkeit, dieß Verknüpfen aus einander liegender Reize, um einen am andern zu mildern, und mit der geschmeidigen Phantasie der Jugend das ringende Herz in der Schwebe zu erhalten, ist nicht leichtsinniger als treu, nicht schlauer als unschuldig. Im arglos aufgeschlossenen Gemüthe selbst fließt Wahrheit in Täuschung und aus der Täuschung wieder Wahrheit. Wenn am Ende die guten Mädchen zu kurz kamen, war es, weil dieselbe Gemüthsenthaltung fortging, die sich an ihnen bewegt hatte, und er hatte ihnen nicht zu viel, sondern zu wenig gestanden.

Indeß war der Saarbrücker Aufenthalt keineswegs ganz so zärtlichen Rückerinnerungen und sentimentalen Betrachtungen gewidmet; Goethe benutzte ihn, sobald der Himmel sich aufzuklären begann, zu Excursionen in die Umgegend, die ihn vielseitig unterrichteten. Namentlich ward er hier in das Interesse der Berggegenden eingeweiht und jene Lust zu ökonomischen und technischen Betrachtungen, die ihn so viel in seinem Leben beschäftigten, zuerst in ihm erregt. Er besuchte die Duttweiler Steinkohlengruben und lernte Eisen- und Alaunwerke, ja sogar einen brennenden Berg, und im Vorbeigehen die Friedrichsthaler Glashütte kennen. Als er nach einem unter so bedeutenden Anschauungen und Erfahrungen verlebten Tage, von der Nacht überrascht, mit dem begleitenden Freunde in Neukirch einkehrte, trieb es ihn noch spät wieder in's Freie hinaus. Ganz allein suchte er das höher gelegene, leer stehende Jagdschloß auf, das weit über Berg und Wälder blickt, und setzte sich auf die Stufen vor den großen Glasthüren hin. „Hier, mitten im Gebirge,“ so erzählt er selbst,

„über einer waldbewachsenen, finstern Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterer erschien, das brennende Sternengewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraschte mich daher aus der Ferne der Ton von ein paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Wesens, das vor den bunten Gestalten dieser Reisetage in den Hintergrund gewichen war; es enthüllte sich immer mehr und mehr, und trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühesten abzureisen."

Der Rückweg wurde, mit größerer Eile als der Hinweg, über Zweibrücken, Bitsch und Niederbrunn eingeschlagen. In der Gegend des letzten Ortes wehte ihn der Geist des Alterthumes an, „dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften ihm aus Bauerhöfen, zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe, gar wundersam entgegenleuchteten." An der nahe gelegenen Wasenburg, den Ruinen eines deutschen, auf römische Reste gebauten Schlosses, „verehrte" er eine gut erhaltene Inschrift, die dem Merkur ein dankbares Gelübde abstattet. Dann ging es weiter durch Reichshofen und Hagenau auf Richtwegen, welche ihm die Neigung schon andeutete, nach dem geliebten Sesenheim zurück.

Wenn er hier nun auch nicht wieder so lange, als in der Pfingstzeit, verweilte, sondern der Studien und übrigen

Verhältnisse wegen sich öfters in die Stadt begeben mußte, so war er doch ohne Zweifel mehr in Sesenheim, als in Straßburg, woraus sich denn auf die Regelmäßigkeit seiner Collegienbesuche ein Schluß machen läßt. In diese Zeit müssen die Ausflüge „diesseits und jenseits des Rheins, nach Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau" und den Rheininseln gefallen seyn, die er mit Friederiken, in kleinerer oder größerer Gesellschaft, unternahm, und wobei er die Personen, die er in Sesenheim als Gäste vereinigt gesehen, als freundliche, gastfreie Wirthe zerstreut wieder fand. Aber auch, wenn er in Straßburg war, lebte und beschäftigte er sich häufig nur für Friederike. So malte er ihr ein paar Bänder, wie sie eben erst Mode geworden waren, und sandte sie ihr mit einem allerliebsten Gedichtchen zu, welches später in die Sammlung der Lieder aufgenommen worden:

> Kleine Blumen, kleine Blätter
> Streuen dir mit leichter Hand
> Gute junge Frühlingsgötter
> Tändelnd auf ein luftig Band.*) u. s. w.

Dieses Liedchen zeichnet sich unter den für Friederike gedichteten durch seinen zauberischen Wohlklang und den leichten und lieblichen Fluß der Sprache aus. Der Schluß desselben:

> Fühle was dieß Herz empfindet,
> Reiche frei mir deine Hand,
> Und das Band, das uns verbindet,
> Sey kein schwaches Rosenband!

*) Die älteste Form des Gedichtes s. in meinem Commentar zu Goethe's Ged. I, S. 106 f.

scheint darauf hinzudeuten, daß er damals auf Augenblicke wenigstens noch sehr ernstlich entschlossen war, sein Verhältniß auch in der Entfernung nicht aufzugeben, wie er denn auch selbst in Wahrheit und Dichtung gesteht, daß er sich zuweilen „über die Zukunft ganz eigentlich geblendet“ habe. Noch bestimmter spricht sich dieß in dem Gedichte: An „die Erwählte“ aus:

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebewohl, und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei u. s. w.

Hier ist es ihm so sehr Ernst um Fortsetzung des Verhältnisses, daß er ausruft:

Aber wenn er einst den Hafen,
Nach dem Sturme, wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt!

Daß er sich schon eine Lebenslage, einen Ort ausgedacht hatte, wo sie später als Verbundene mit einander leben sollten, zeigen die Verse:

Schon ist mir das Thal gefunden,
Wo wir einst zusammen geh'n,
Und den Strom in Abendstunden
Sanft hinunter gleiten sehn;
Diese Pappeln auf den Wiesen,
Diese Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen diesen
Wird doch auch ein Hüttchen seyn.

Dieses Gedicht versetzt uns indeß schon in die Zeit unmittelbar vor dem Aufbruche aus Straßburg, in welcher sich, nach seinem eigenen Berichte, „Alles gar gewaltsam über einander drängte, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man sich von einem Orte loslösen soll.“ Darauf beziehen sich die Verse:

Wär ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieser Weite
Wirk' ich rasch und nur für dich.

Wir müssen aber den Leser noch einmal in eine etwas frühere Zeit, etwa in die zweite Hälfte des Juli, oder die erste des August 1771 zurückführen. Um diese Zeit war Friederike mit ihrer Mutter und der ältern Schwester in der Stadt bei verwandten Familien zu Besuche, welche in gutem Ansehen und behaglichen Vermögensumständen lebten. Die drei Frauen hatten, ungeachtet dringender Einladungen, diesen Besuch wegen ihrer Abneigung vor dem städtischen Aufenthalte, lange hinausgeschoben, bis der Umstand, daß Goethe einmal innerhalb vierzehn Tagen (vielleicht der Promotion wegen), gar nicht auf's Land kommen konnte, den Ausschlag gab. Auch über diesen Aufenthalt ist uns ein Document erhalten, ein Gedicht, welches Goethe, wie es scheint, gleich nach der Rückkehr der Frauen nach Sesenheim an Friederike richtete:

Ach, bist du fort? aus welchen güld'nen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual!
Kein Bitten hielt dich auf, du wolltest doch nicht säumen,
Du flogst davon zum zweiten Mal.

Zum zweiten Mal sah ich dich Abschied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen steh'n,
Für deine Freundinnen — des Jünglings stummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht gesehn.

O warum wandtest du die holden Blicke
Beim Abschied immer von ihm ab?
O warum ließest du ihm nichts, ihm nichts zurücke,
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie ist die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne scheint ihm schwarz, der Boden leer,
Die Bäume blüh'n ihm schwarz, die Blätter sind verblichen,
Und Alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach,
Und findet dich nicht mehr und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück; doch die erweckt ihm Grauen,
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein Andrer mag nach jenen Puppen schauen,
Ihm sind die Närrinnen verleid't.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und schreib ihm einmal nur — ob du ihn liebst!
Ach, oder laß ihn nie dich wiedersehen,
Wenn du ihm diesen Trost nicht gibst.

Wie? nie dich wiederseh'n? — Entsetzlicher Gedanke,
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl' — ich fühl' ihn ganz — es ist zu viel — ich wanke —
Ich sterbe, Grausame, für dich.

Kann irgend ein Gedicht des Sesenheimer Liederbüchleins Zweifel an seiner Aechtheit hervorrufen, so ist es dieses. Es klingt wie der forcirte Liebesausbruch eines der alltäglichsten Versemacher. Dazu kommt, daß es gar nicht recht zu Goethe's Mittheilungen in Wahrheit und Dichtung über Friederikens Stadtbesuch stimmen will. Goethe sagt, er habe die Frauen gern von der Stadt scheiden sehen, es sey ihm bei ihrer endlichen Abfahrt wie ein Stein vom Herzen gefallen, weil er bemerkt habe, wie unbehaglich sich besonders Olivie (Salome) in den städtischen Verhältnissen fühlte. Auch mochte er lieber Friederikens Bild „auf einem Hintergrunde von schwankenden Baumzweigen, beweglichen Bächen, nickenden Blumenwiesen und einem meilenweit freien Horizonte, als in städtischen, zwar weiten Zimmern, aber doch in der Enge, in Bezug auf Tapeten, Spiegel, Sanduhren und Porzellanpuppen erblicken." Ferner erscheint dort das Verhältniß der beiden Liebenden als ein so durchaus sicheres und vertrauensvolles, daß man nicht begreift, warum Friederike beim Abschied ihr Auge von ihm wendet, warum er an ihrer Liebe zweifelt, von Verzweiflung und Gram spricht u. s. w. Wenn aber dennoch das Gedicht, wie sich nicht wohl bezweifeln läßt, authentisch ist, so lassen sich nicht uninteressante Folgerungen daraus ziehen. Einmal bestätigt es, was wir auch sonst zu bemerken mehrfach Gelegenheit hatten, daß auf Goethe's reizende Darstellung seines Verhältnisses zu Friederiken ganz besonders die Bezeichnung „Wahrheit und Dichtung" passe, daß er hier über Manches einen verschönernden Flor gebreitet. Er mochte über die „Laune des Verliebten," womit er vor ein paar Jahren jenes

Leipziger Aennchen so sehr gepeinigt hatte, auch jetzt noch nicht ganz Herr geworden seyn; so würde sich wenigstens Friederikens Benehmen gegen ihn, wie es hier im Gedichte erscheint, und seine Stimmung, erklären. Oder hatte Friederike, weil sie seine Unschlüssigkeit, seinen innern Kampf bemerkte, sich entschieden, die Initiative zur Auflösung des Verhältnisses zu ergreifen? Dann zeigt sich ferner, wie wenig Goethe's Poesie, wenn er im Taumel der Leidenschaft dichtete, jenes ihr sonst eigene Zaubersiegel des schönsten Maßes, des zartesten Geschmackes, trägt, und wie sehr wir uns zu freuen haben, daß er in der Regel erst, nachdem er sich aus der unruhigen Hast der Leidenschaft, aus der dunkeln Gährung der Empfindungen herausgearbeitet hatte, die Leier ergriff und alsdann nur noch, wie Vilmar sagt, das Gefühl der Leidenschaft und der Herzensunruhe, in die reinste Harmonie verschmolzen, durch die Töne des Gedichtes leise hindurchbeben ließ.

Wir haben wiederholt das Sesenheimer Liederbüchlein genannt, und vor und nach eine Reihe Gedichte aus demselben ausgehoben. Es scheint hier nun die geeignete Stelle, darüber dem Leser etwas Näheres mitzutheilen. Im J. 1838 machte Aug. Stöber im Musenalmanach von Chamisso und Schwab vier Gedichte Goethe's an Friederike bekannt, *) wovon sich drei nicht in der Sammlung der Goethe'schen Gedichte befinden: „Erwache, Friederike," **) dann das zuletzt

---

*) Nochmals abgedruckt in Stöber's Schrift: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim." (Basel, 1842.) S. 111 ff.

**) Siehe oben S. 345.

angeführte Lied: „Ach, bist du fort" und das folgende, welches dem Herbste 1771 angehören muß:

Ein grauer, trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld;
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Fried'rike,
Dürft' ich nach dir zurück!
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenschein und Glück.

Der Baum, in dessen Rinde
Mein Nam' bei deinem steht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Lust verweht.
Der Wiesen grüner Schimmer
Wird trüb wie mein Gesicht,
Sie seh'n die Sonne nimmer,
Und ich Fried'riken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbste Trauben ein,
Umher ist Alles Leben,
Es sprudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube
Ach! denk' ich, wär' Sie hier!
Ich brächt' ihr diese Traube,
Und Sie — was gäb' Sie mir?

Diesen Gedichten folgt als Nr. 4 eines, das in der Goethe'schen Gedichtsammlung in drei Gedichte zerlegt ist, mit

den Ueberschriften: Friederike („Jetzt fühlt der Engel"), Ueber Tisch („Nun sitzt der Ritter an dem Orte") und Nach Sesenheim („Ich komme bald, ihr goldnen Kinder"). Wie Stöber uns berichtet, fanden sich diese Gedichte im Besitze von Sophie Brion, die im J. 1838 noch als Greisin zu Niederbronn lebte. Die Originalien waren ihr abhanden gekommen; aber sie versicherte, die Abschriften seyen getreu. Abgerissen standen noch dabei: „Es schlägt mein Herz, geschwind zu Pferde!" (bis: „Sah schläfrig aus dem Duft hervor") und: „Kleine Blumen, kleine Blätter." Im folgenden Jahre veröffentlichte H. Döring in dem Werkchen: „Goethe in Frankfurt am Main" nochmals die obigen Gedichte, ohne seine Quelle zu bezeichnen; wahrscheinlich entlehnte er sie aus dem Musenalmanach. Dann machte Fr. Laun im J. 1840 im Morgenblatte,*) mit Beziehung auf Näke's bekannte Schrift: „Wallfahrt nach Sesenheim" interessante Mittheilungen über Goethe's Gedichte an Friederike. Näke hatte nach seinem Besuche in Sesenheim noch weitere Erkundigungen durch einen seiner ehemaligen Zuhörer, Herrn Kr., eingezogen. Diesen zufolge besaß Sophie Brion noch ein ganzes Bändchen Gedichte, theils von Friederikens Hand, theils von Goethe's bald höchst zierlicher, bald nachlässiger Hand geschrieben. Außerdem hatte Sophie wohl dreißig Briefe Goethe's an die Geliebte gehabt, sie aber verbrannt, weil „diese Briefe sie ärgerten." Mehrere, sagte sie, seyen noch im Besitze eines Neffen, deßgleichen ein Manuscript der Mitschuldigen. Anderes

---

*) Nr. 213 ff.

und eine Uebersetzung des ganzen Ossian von Goethe's Hand, waren ihr durch einen Pfarrer Spohr, dem sie es zum Abschreiben geliehen, unter nichtigen Vorwänden zurückbehalten worden. Aus jenem Bändchen nun wurden im Morgenblatte abermals die bereits von Stöber veröffentlichten Gedichte mitgetheilt, nebst einem neuen, mit der Ueberschrift: „Als ich in Saarbrücken war."

Endlich hat Freimund Pfeiffer im J. 1841 in einer besondern Schrift: „Goethe's Friederike," als Anhang das Sesenheimer Liederbuch, und zwar viel vollständiger, als wir es bis dahin kannten, herausgegeben. *) Einige Lieder rühren nicht von Goethe her, sondern sind Volkslieder („O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt", „Vom Wald bin ich kommen, wo's stockfinster ist", „Es wirbt ein schöner Knabe", „Frag' alle Bekannte"). Dann enthält die Pfeiffer'sche Sammlung außer den früher von Stöber und Laun bekannt gemachten Gedichten noch das schöne „Mailied" („Wie herrlich leuchtet mir die Natur"), ferner das Gedicht, welches im Götz von Berlichingen, nach seiner ältesten Gestalt, Liebetraut im ersten Auftritte des zweiten Actes zur Cither singt („Berg auf und Berg ab und Thal aus und Thal ein"), Willkommen und Abschied („Mir schlug das Herz, geschwind zu Pferde!"), das Lied, von einem selbstgemalten Bande begleitet („Kleine Blumen, kleine Blätter"), und vier bisher unbekannte Gedichte („Du küssest deinen kleinen Hund,"

---

*) Abgedruckt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten I, S. 97 ff.

„Was nützt die Rose, wenn man sie nicht bricht," „Ach Chloe, von der schönen Linde" und „Das letzte Roth am Himmel wich"). Pfeiffer will diese Liedersammlung im Jahre 1838 in Sophien's Besitz gefunden haben. Hierbei fällt es nun auf, daß Stöber zu derselben Zeit nur eine unvollständige Copie, und Pfeiffer das ganze Originalbändchen vorfand. Besaß vielleicht Sophie eine Abschrift und das Original zugleich, und wollte, durch die Erfahrungen mit dem Pfarrer Spohr ängstlich gemacht, letzteres dem Herrn Stöber nicht anvertrauen? Wir wollen aber auch eine andere Möglichkeit oder vielmehr Wahrscheinlichkeit nicht verschweigen, daß nämlich Pfeiffer sein Sesenheimer Liederbuch selbst zusammengesetzt habe. Die Schrift, worin er es mittheilt, enthält mancherlei Mystificationen, z. B. Briefe von Friederike, die augenfällig unächt sind, ein angeblich von Goethe herrührendes französisches Gedicht, das wahrscheinlich gleichfalls untergeschoben ist, *) fingirte Data Goethe'scher Briefe **) u. s. w., so daß ein Zweifel an der Aechtheit seines Sesenheimer Liederbuches sehr nahe liegt. ***)

Keinen Verdacht gegen seine Authenticität erregt ein kleines Gedicht: „Auf einen Baum, im Wäldchen bei Sesenheim," †) welches der oben erwähnte Herr Kr. von Sophie

*) Vergl. S. 311.

**) Vergl. S. 347 Anmerk.

***) Ueber das Nähere dieser literarhistorischen Frage muß ich auf die Nachträge meines Commentars zu Goethe's Gedichten verweisen.

†) Es ist in die neuesten Ausgaben von Goethe's sämmtl. Werken übergegangen; s. Ausg. in 40 Bdn., Bd. 6, S. 63.

Brion erhielt. Diese wollte von der in Wahrheit und Dichtung vorkommenden „Friederikensruhe," d. h. von diesem Namen nichts wissen. „Nachtigallwäldel" habe man den Ort genannt, weil die Nachtigallen, wie die Bauern gesagt, so viel darin plärrten, daß man des Nachts kaum schlafen könne. Sie sprach besonders von vier schönen Buchen, die dort gestanden, mit oben in einander verschränkten Aesten, so daß sie ein Schutzdach gegen den Regen bildeten. Eines Tages habe man eine vom Schreiner besorgte Tafel mit den Namen vieler Freunde dort aufgehängt, und ganz zu unterst habe Goethe seinen Namen geschrieben mit folgenden Versen:

Dem Himmel wachs' entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Wir kommen noch mit ein paar Worte auf die oben beiläufig erwähnte Uebersetzung des Ossian von Goethe zurück. Daß er, nach Sophien's Angabe, den Ossian ganz übertragen, unterliegt einigem Zweifel. Von dieser Arbeit, die ihn eine geraume Zeit in Anspruch genommen hätte, findet sich weder in Wahrheit und Dichtung, noch in dem, was sich aus jener Periode an Briefen und Papieren erhalten hat, eine Andeutung. Wohl aber steht es fest, daß die später in Werther's Leiden aufgenommene Uebertragung der Gesänge von Selma in ihrer

ältesten Form der Sesenheimer Periode angehört und für Friederike angefertigt worden ist. Aug. Stöber hat sie in seiner Schrift „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim" aus Friederiken's Nachlasse und nach Goethe's Handschrift, mit Beibehaltung der Orthographie des Originals, abdrucken lassen. Sie weicht bedeutend von der spätern Gestalt ab, wie schon die Vergleichung des ersten Abschnittes zeigen kann, der ursprünglich so lautete: *)

„Stern der niedersinkenden Nacht! Schön ist dein Licht im Westen! Du hebest dein lockiges Haupt aus deiner Wolke: ruhig wandelst du über deinen Hügel. Was stehst du nach der Ebene? Es ruhen die stürmischen Winde Das Murmeln der Ströme kommt aus der Ferne. Brüllende Wellen klettern den entlegenen Felsen hinan. Die Fliegen des Abends schweben auf ihren zarten Schwingen, das Summen ihres Zuges ist über dem Fels. Wonach blickst du, schönes Licht? Aber du lächelst und gehst. Fahre wohl, du schweigender Strahl, daß das Licht in Ossian's Seele heraufsteige."

Ein von Stöber seiner Schrift angehängtes Facsimile zeigt uns, mit wie zierlicher Hand Goethe diese Uebersetzung für seine Geliebte aufgeschrieben, und läßt vermuthen, daß er keinen geringen Werth auf sie gelegt habe.

Wie die Sesenheimer Liedersammlung und die Uebersetzung der Gesänge von Selma, so schließt sich auch das Märchen: „Die neue Melusine" an Goethe's Liebesverhältniß zu Friederiken an. Er trug es in der Sesenheimer Laube vor, und schrieb es

---

*) Vergl. Goethe's sämmtl. W. (Ausg. in 40 Bdn.) Bd. 14, S. 133.

erst in späterm Lebensalter nieder, um es in die Wanderjahre aufzunehmen.*) Da er, was hier dem Barbier in den Mund gelegt ist, in Sesenheim ohne Zweifel in erster Person von sich selbst erzählte, so fällt es auf, daß er einen Abenteurer zum Helden seines Märchens machte, der den Mädchen so schlechte Begriffe von den Männern geben mußte. Goethe meint, dieß Märchen verhalte sich zum neuen Paris, wie ungefähr der Jüngling zum Knaben. In mancher Beziehung mag man diesen Ausspruch gelten lassen; aber der Held der neuen Melusine erscheint doch nicht wie der fortentwickelte Held des Knabenmärchens; der Letztere versprach etwas Größeres für die Jünglingsjahre. Göschel hat auch dieses Märchen zu deuten versucht,**) und namentlich einen innigen Zusammenhang desselben mit der Grundidee des Wilhelm Meister nachweisen wollen. Allein wir wissen, daß Goethe dergleichen Deutungen ganz ablehnte. „Ich hätte gar nicht anzugeben gewußt," sagt er ausdrücklich von der neuen Melusine, „wie ich auf den Einfall gekommen. In Gedanken mochte ich mich gern mit solchen Späßen, ohne weitere Beziehung, beschäftigen, und so, glaubte ich, sollte es auch Andern seyn, wenn ich sie erzählte." So meisterhaft die Darstellung dieses Märchens in den Wanderjahren ist, so meint doch Goethe, daß es damals, mündlich vorgetragen, von ungleich größerer Wirkung gewesen sey. Der Mensch, sagt er, ist eigentlich nur berufen, in der Gegenwart durch seine Persönlichkeit zu wirken; Schreiben ist

---

*) S. Goethe's sämmtl. W. (Ausg. in 40. Bdn.) Bd. 19, S. 56 ff.
**) Vergl. S. 82.

ein Mißbrauch der Sprache, stille für sich Lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Ohne Zweifel wird der liebende Jüngling im Feuer des Erzählens, durch die gespannte Theilnahme der Hörerinnen entzückt, manchen glücklichen Zug improvisirt haben, den Goethe sechs und dreißig Jahre später *) nicht wieder aufzufrischen vermochte, wofür andererseits dem mündlichen Vortrage gewiß die streng kunstmäßige Fassung der schriftlichen Darstellung abging. Goethe scheint mit diesem Märchen ganz besonders zufrieden gewesen zu seyn. „Daß eine gewisse humoristische Anmuth," schrieb er 1827, „aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entspringen könne, davon hat der Verfasser der neuen Melusine ein Zeugniß zu geben getrachtet. Er hütete sich aber den Versuch zu wiederholen, weil das Unternehmen schwieriger ist, als man denkt."

Vierzehntes Capitel.

Bekanntschaft mit Herder. Herder's Einwirkung auf Goethe. Interesse für die Volkspoesie, für Homer, Ossian, den Landprediger von Wakefield, Shakespeare. Abwendung von französischer Literatur und Sprache. Anfänge des Götz von Berlichingen, Faust, Julius Cäsar. Dissertation. Promotion. Schöpflin, Koch, Oberlin. Interesse für Alterthümer. Excursionen. Abschiedsbesuch bei Friederiken. Heimreise über Mannheim. Besuch des Antikensaales.

Indem wir im vorigen Capitel Goethe's Verhältniß zu Friederike von Sesenheim und die daraus hervorgegangenen

*) Er schrieb 1807 die neue Melusine auf.

poetischen Productionen im Zusammenhange zu skizziren versuchten, berührten wir, um eine zerstückelte Darstellung zu vermeiden, ein gleichzeitig entstandenes, noch bedeutenderes Verhältniß nur im Vorbeigehen. Es ist die Verbindung mit Herder, worüber jetzt das Nähere nachzuholen ist. Goethe's persönliches Bekanntwerden mit Herder fiel wahrscheinlich noch in den September 1770. Aus des Letztern Briefwechsel geht hervor, daß er Anfangs dieses Monats nach Straßburg kam, wo er über ein halbes Jahr, bis in den April 1771, verweilte. Ob Goethe schon in den ersten Tagen von Herder's Anwesenheit mit ihm zusammentraf, läßt seine Erzählung nicht bestimmt erkennen; er sagt nur, daß seine Tischgesellschaft, sobald sie von der Gegenwart des berühmten Mannes hörte, großes Verlangen getragen, sich demselben zu nähern, und daß ihm dieses Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig im Gasthofe zum Geist zu Theil geworden. Jedenfalls fand diese erste Begegnung vor der Operation statt, die Herder im October 1770 durch Lobstein in Straßburg wegen einer Augenfistel vornehmen ließ; denn Goethe wohnte jener Operation bei und besuchte Herder'n fleißig die ganze Zeit der Cur hindurch bis zu seinem Abschiede. Demnach drückt sich Goethe in Wahrheit und Dichtung nicht genau aus, wenn er von „wenigen Wochen" seines Zusammenlebens mit Herder spricht.

Man darf unbedenklich behaupten, daß, die ersten ganz unmeßbaren Eindrücke abgerechnet, die Goethe in der Kinderzeit von seinen Aeltern empfing, kein einziger von allen Menschen, mit denen er bisher zusammengetroffen, so tief und nachhaltig auf ihn eingewirkt habe, als Herder. Dieser war

aber auch unstreitig die bedeutendste Persönlichkeit, die ihm bis dahin vorgekommen war. Die Natur hatte ihn nicht, wie Goethe'n, zum Schaffen genialer, unvergänglicher Kunstwerke bestimmt, er trat in der Geschichte der Poesie nur als ein Bahn brechender, das Verständniß erschließender, das Bewußtseyn weckender Geist auf, aber als solcher auch so großartig, wie kaum ein zweiter. Die ihm verliehene, durch Hamann geförderte, durch Homer's und Shakespeare's Werke genährte Fähigkeit, die er der Mitwelt eingeflößt und auf die Nachwelt vererbt hat, war, wie Vilmar vortrefflich erörtert hat, „die, sich an das eigenthümliche, innerste, edelste Leben aller Nationen anzuschließen, das eigene Innere diesen fremden Elementen liebend zu eröffnen, sie zu erfassen, und in das eigene Herz, in das eigene Blut und Leben aufzunehmen; seine Fähigkeit war der Universalismus in der großartigsten, damals noch von keinem Menschen auf Erden erreichten, ja von keinem nur gedachten und begriffenen Weise." Durch ihn wurde, so fügt Vilmar an einer andern Stelle hinzu, „das, was Klopstock und Lessing begonnen, und Wieland nach seiner Art vorbereitet hatte, ausgeführt und so weit vollendet, daß es nunmehr nur eines Genies bedurfte, welches an lebensvollen Dichtergestalten diese Vermählung des deutschen Geistes mit dem Geiste der fremden Völker zur Offenbarung und Wirklichkeit brachte," — und dieser Genius war Goethe.

Daß Goethe zu einem so großen Berufe auserſehen war, davon scheint Herder damals keine Ahnung gehabt zu haben. In seinen Briefen aus Straßburg, so weit uns diese jetzt vorliegen, geschieht Goethe's keine Erwähnung; selbst in den

Berichten von den langwierigen Leiden der Augencur, wobei Goethe ihm doch über so manche trübe Stunde getreulich hinweghalf, gedenkt er seiner mit keinem Worte. In späteren Briefen Herder's an Merck gibt sich mitunter eine starke Verstimmung gegen Goethe kund; so nennt er ihn in einem Briefe vom 17. Nov. 1772, mit undeutlicher Beziehung, „einen elenden Wahrsager, Naturkenner und Zeichendeuter," mit dem er es kaum der Mühe Werth halte, so viele Worte zu wechseln, als der geplagte Hiob mit seinen Freunden, unter denen Goethe just zuletzt komme, wie Elihu. Etwas früher schrieb er aus Bückeburg an seine Braut: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenschaft besuchte, und den ich gern sah; auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können." Zu dieser Verkennung von Goethe's hoher Bestimmung trug ohne Zweifel das Verhalten desselben bei. Als der Jüngere, Anregungsbedürftige war er dem reichen, angestaunten Freunde gegenüber empfänglich und passiv. Zwar behauptet er, gegen Herder besonders zutraulich gewesen zu seyn; aber an einer andern Stelle bekennt er, ihm gerade das Interesse an Gegenständen, die ihn auf's Tiefste bewegten, wie an seinem Götz und Faust, sorgfältig verheimlicht zu haben. Kein Wunder, daß er ärmer erschien, als er wirklich war.

Um so imponirender mußte aber der Eindruck seyn, den Herder auf Goethe machte. Eine ungeheure Belesenheit rechtfertigte den Namen „lebendige Bibliothek," den man ihm schon

damals gab; und zwar hatte er in seinem grenzenlosen Wissensdurste sich diese Fülle der Kenntnisse sicher und folgerecht angeeignet, während Goethe, der sich auch in allerlei Gebieten umgesehen, nur das festgehalten hatte, was ihm angeflogen war. Herder überschaute den damaligen Stand der Literatur, von welcher Goethe in seiner Frankfurter Einsamkeit nur spärliche und zerstückelte Kenntniß genommen. Als Schriftsteller hatte Herder bereits durch seine Fragmente zur deutschen Literatur (1767) und die kritischen Wälder (1768) die Aufmerksamkeit der Nation auf sich gezogen. Man staunte den jungen Mann an, der mit Geist und Gelehrsamkeit, in dem kühnen Tone der antiquarischen und Literaturbriefe, über die Notabilitäten der Schriftstellerwelt Gericht hielt. Was in Goethe nur als Ahnung schlummerte, das war in ihm zur hellen, wirkenden Einsicht geworden. Er erkannte, mit Hamann, die Poesie als die Muttersprache der Völker, als ein inniges Bedürfniß, und zwar als eines der ersten und höchsten Bedürfnisse des menschlichen Geistes an, und drang auf die Rückkehr von der gemachten, conventionellen, tändelnden Dichtkunst der letzten Jahrhunderte zur wahren und nothwendigen der ältesten Zeit. In ihm stellte sich jener Sturm gegen alle abstruse Schulgelehrsamkeit, jener Drang nach der Entwickelung des *ganzen* Menschen, jene Emancipation der Empfindung und Leidenschaft, welche die mit ihm erst recht anhebende Genie-Periode charakterisiren, gleichsam verkörpert dar. Wie jung er war, so hatte er doch schon die bedeutendsten Erfahrungen durchlebt. Er hatte schon ein wichtiges Lehr- und Predigtamt zu Riga bekleidet, und war, „geliebt von Stadt

und Gemeine, dennoch vom Gipfel des Beifalls, taub zu allen Vorschlägen, unter Thränen Aller, die ihn kannten, weggegangen, weil ihm sein Genius unwiderstehlich zurief: Nutze deine Jahre und blicke in die Welt." *) Im J. 1769 war er nach Nantes und Paris gereis't, um in einer neuen Welt ein neues Leben zu beginnen. Auf der Seefahrt dorthin brachen vollends, wie Gervinus sagt, „die Dämme, die den Strom seiner inneren Thätigkeiten bisher noch zurückgehalten hatten." Ein während derselben geführtes Tagebuch gibt das sprechendste Zeugniß von der prometheischen Himmelsstürmerei, dem wahrhaft Faustischen Geiste, der sich damals in Herder regte. Zu dieser ungeheuren Bewegung hatte sich noch, als er in Straßburg ankam, so eben der Aufruhr gesellt, den die erste ernste Liebe in sein Gemüth warf. Es läßt sich denken, wie mächtig der Einblick in einen solchen Geist auf Goethe wirken mußte.

Insbesondere für Goethe's Charakter war dieser Umgang mit Herder eine zwar unbehagliche, aber wohlthätige Bildungsschule. Wir wissen aus dem Frühern, wie sanft unser Zögling des Glücks bisher auch von den Menschen, die ihn umgaben, behandelt worden war. Die Liebenswürdigkeit seines Gemüthes, wenn er in guter Stimmung war, seine Talente, sein gewinnendes, ja eroberndes Aeußere bestachen Jedermann, so daß selbst ältere Personen sich in seine Launen fügten. Ueberdieß herrschte seit der Zeit der anakreontischen Dichter und der Bremer Beiträge unter den Literaten ein wechselseitiges

*) Brief von 1770.

Loben und Schönthun, und so war auch Goethe bisher nur in Kreise gekommen, wo dieses „Geltenlassen, Heben und Tragen" Sitte war. Jetzt wurde nun durch die Bekanntschaft mit Herder, der das Schimpfen und Schelten, welches er von Hamann hatte erdulden müssen, an seinen jungen Freunden wieder reichlich übte, Alles was in Goethe von „Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Stolz und Hochmuth" lag, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt. In Herder's Gemüth, der seine Kindheit und Jugend unter dem Drucke der Armuth und eines pedantischen Schulzwanges verbrachte, hatte sich schon frühe eine Reizbarkeit, eine Bitterkeit eingeprägt, die er nie ganz zu bemeistern vermochte. In Straßburg gab vollends das Augenübel mit dem daraus entspringenden Leiden seinem Widerspruchsgeiste, seinem bissigen Humor das Uebergewicht. So fühlte sich Goethe täglich und stündlich abgestoßen und wieder angezogen; denn es kamen dazwischen Augenblicke, wo Herder sich „allerliebst einnehmend" zeigte; und jederzeit waren seine Gespräche bedeutend und spendeten freigebig die reichen Schätze seines Geistes aus. Es war, wie Goethe selbst gesteht, der erste Zwiespalt dieser Art, den er in seinem Leben empfunden hatte. Gewiß, eine Schule der Selbstbeherrschung ist jenes Zusammenseyn mit Herder, dem „gutmüthigen Polterer," für ihn geworden; aber das Gefühl, daß dieser ihn oft verkannte, ihm oft Unrecht that, mochte auch einen stillen, passiven Trotz in ihm unterhalten, und sein Selbstgefühl mehr nähren als schwächen; und ungeachtet jener Prüfungszeit finden wir später in Goethe noch immer einen

etwas verzogenen Liebling der Menschen, wie des Schicksals, wieder.

Herder's Einflüsse waren zunächst mehr negativer Art. Er verleidete Goethe'n durch Spott und Satyre die kleinlichen, von seinem Vater überkommenen Liebhabereien, z. B. das Interesse an einer Siegelsammlung, die er größtentheils durch den correspondenzreichen Hausfreund zusammengebracht hatte. Besonders mußte Goethe wegen seiner Freude an Ovid's Metamorphosen den strengsten Tadel erfahren; es ward diesen Dichtungen Originalität und unmittelbare Wahrheit abgesprochen und eine manierirte Darstellung zur Last gelegt, wie sie von einem Uebercultivirten nur erwartet werden könne. Eben so wurde der Kunstenthusiasmus, den Goethe für die, in der Dresdener Gallerie befindlichen, Werke des Domenico Feti bezeigte, in einem improvisirten Spottgedichte verhöhnt. Unter seinen poetischen Idealen räumte Herder mit schonungsloser Kritik auf; er zerriß den Vorhang, der Goethe'n die Armuth der deutschen Literatur verdeckte; nur wenige bedeutende Sterne ließ er an dem vaterländischen Himmel stehen, die übrigen behandelte er sämmtlich wie vorüberfahrende Sternschnuppen. Ja, was Goethe von sich selbst hoffte und wähnte, verkümmerte er ihm so sehr, daß dieser an seinen Fähigkeiten zu verzweifeln begann.

Andererseits schüttelte er ihn aber wieder kräftiger auf, als er ihn gebeugt hatte, und riß ihn auf den herrlich breiten Weg mit fort, den er selbst zu durchwandeln geneigt war. Er wies Goethe'n auf Swift und Hamann hin; er ließ ihm die Bibel, das Lieblingsbuch seiner Kindheit und Jugend, in

einem neuen Lichte erscheinen, er zeigte ihm an der hebräischen Dichtkunst und an den Volksliedern, daß die Poesie eine Welt- und Völkergabe sey, nicht ein Privat-Erbtheil einiger feinen, gebildeten Männer. Besonders das Letzte, die Wiedereinsetzung der so lange verkannten und verachteten Volksdichtung in ihre Rechte, war für Goethe's Poesie, namentlich für seine Lyrik, von den größten Folgen. Wie lebendig er hier in Herder's Geist und Absichten einging, das zeigen so manche lyrische und balladenartige Gedichte der folgenden Jahre, die mit dem Volksliede in der innigsten Verwandtschaft stehen, ja zum Theil sich daraus entwickelt haben. Noch ungedruckte Briefe Goethe's, nach Bückeburg an Herder geschrieben, enthalten Beweise, daß Herder's Aufforderung, „die Ueberlieferungen der Volkspoesie im Elsaß aufzusuchen," bei ihm auf den empfänglichsten Boden fiel. In einem Briefe, womit er eine Sammlung von Volksliedern begleitet, heißt es: „Ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Reisereien aus den Kehlen der alten Mütterchens aufgehascht habe. Ein Glück, denn ihre Enkel singen alle: ‚Ich liebte nur Ismenen.' Sie waren Ihnen bestimmt, so daß ich meinen besten Gesellen keine Abschrift auf's dringendste Bitten erlaubt habe. Ich will mich nicht aufhalten, etwas von ihrer Fürtrefflichkeit, noch von dem Unterschiede ihres Werthes zu sagen. Aber ich habe sie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen; alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen; meine Schwester soll Ihnen die Melodieen, die wir haben (sind NB. die alten Melodieen, wie sie Gott erschaffen

hat), sie soll sie Ihnen abschreiben u. s. w." Daß dieses von Herder geweckte Interesse für die Volkspoesie auch bei Goethe nicht auf die heimathlichen Lieder beschränkt blieb, davon bieten die oben genannten Ephemeriden mehrfache Belege. Wir finden dort die „**Ancient Scottish Poems,**" herausgegeben von G. Bannatyne, zur Lectüre angemerkt, deßgleichen eine ganze Reihe Bücher zur Skaldischen Literatur (Werke von Hickes, Worm, Bartholin, Saxo Grammaticus, die Edda u. A.), und sogar „Stenders Lettische Grammatik," die Goethe sicher nur aus dem Grunde, zu studiren, sich vornahm, weil ihm durch Herder die Lettische Volkspoesie höchlich gerühmt worden war. Es scheint, daß überhaupt Goethe's Betheiligung an des Freundes Volksliedersammlung stärker war, als man bisher angenommen. In einem ungedruckten Briefe von ihm an Herder, vom J. 1772, den A. Schöll von des Letztern Familie zur Einsicht bekommen, heißt es: „Von Celtischen und Galischen Sprachen soll nächstens Etwas folgen; es fehlen mir noch gewisse Bücher, die ich bald kriegen muß."

Es war natürlich, daß Herder, der damals schon in den kritischen Wäldern seiner Nation den Homer an's Herz gelegt, und ihr das innere Verständniß seiner Werke geöffnet hatte, Goethe'n in seinen Enthusiasmus für dieselben hineinzureißen suchte. So fanden wir ihn denn auch oben schon in Sesenheim mit der Lectüre Homer's im Original beschäftigt; und ein Brief Herder's an Merck, aus dem J. 1772, gibt gleichfalls Zeugniß von diesen Studien: „Goethe fing Homer," sagt er, „in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht

mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht (wenn er sehen konnte) und in seinen ansehnlichen Bart lächelt." Von langer Dauer scheint diese Beschäftigung mit Homer nicht gewesen zu seyn; und daran mochten zum Theil die Schwierigkeiten Schuld seyn, die Goethe im Verstehen des Griechischen fand; denn seine Kenntnisse dieser Sprache erstreckten sich früher, wie er selbst gesteht, nicht über das neue Testament hinaus.*) Ein tieferer Grund lag aber darin, daß Homer noch nicht in seine damalige Entwickelungsstufe paßte. Sein Geschmack für's Gothische, seine Hinneigung zu Ossian, seine Gewöhnung an Shakespeare und dessen individuelle Wahrheit ließen ihm, wie Gervinus sagt, „den alten Dichter noch immer in einem Lichte von hyperpoetischem Pathos erscheinen." Erst in Italien sollte ihm dieser zu einem lebendigen Worte werden.

Mit wärmerm und dauernderm Interesse ergriff er den Ossian und übersetzte, wie uns schon bekannt ist, daraus Einiges für seine Friederike. Wie seine Begeisterung für diese Dichtung, so verschlang sich auch die für Goldsmith's Landprediger von Wakefield auf's Innigste mit dem Sesenheimer Liebesverhältnisse. Als er ihn im Hause des Landpredigers Brion vorlas, war eine stille Heiterkeit auf den Gesichtern der Zuhörer zu lesen; man erblickte sich in einem Spiegel, der keinesweges verhäßlichte, und empfand sich unter

*) Die Ephemeriden zeigen keine Spuren vom Studium des Griechischen außer einzelnen griechischen Ausdrücken in ausgehobenen Stellen lateinischer Autoren und einem Citat, wornach er sich für das Lexikon des Hesychius interessirt zu haben scheint.

Geistes- und Gefühlsverwandten. Herder war es wieder, dem Goethe die Bekanntschaft mit dieser Dichtung zu danken hatte. Jener schwärmte für das Werk und pries es Jedermann als „eines der schönsten Bücher an, die in einer Sprache existiren." „Ich mache es beinahe," schrieb er aus Straßburg, „mit meinem Landprediger von Wakefield, wie jener ehrliche Mann, der alle Leute fragte: Haben Sie den Propheten Baruch gelesen? Er ist von Seiten der Laune, der Charaktere, des Lehrreichen und Rührenden ein wahres Buch der Menschheit."

Eben so trug Herder das Seinige dazu bei, daß Shakespeare der Abgott Goethe's und seiner Gesellen ward, deren Kreis sich gegen das Ende der Straßburger Periode noch durch einen eben so seltsamen, als talentvollen jungen Mann, Namens Lenz, *) erweiterte. Wie es bibelfeste Männer gibt, erzählt Goethe selbst, so befestigte sich diese Societät nach und nach in Shakespeare, bildete die Tugenden und Mängel seiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in ihren Gesprächen nach, ergötzte sich höchlich an seinen Quibbles und Clowns, und wetteiferte mit ihm durch Uebersetzung derselben, ja durch originalen Muthwillen. Goethe ging hierin Allen voran; bei den Flügelschlägen des verwandten Genius regten sich die Fittige des seinigen. Er bekannte freudig, daß ein Höheres über ihm schwebe, und sein unbegrenzter Enthusiasmus theilte sich den

---

*) Näheres über ihn im zweiten Theile, wo er zu Goethe in ein bedeutenderes Verhältniß tritt. Dort wird auch noch von einem andern Mitgliede des Straßburger Kreises, von Wagner, die Rede seyn.

Uebrigen mit. Zu einer wahren Shakespearomanie gesteigert erscheint dieser Enthusiasmus in Lenzen's Anmerkungen über's Theater, auf welche Goethe selbst als auf einen lebendigen Abdruck der Unterhaltungen jenes Kreises hinweis't. „Hier wird der große Brite als der kühnste Genius bestaunt, der Erde und Himmel aufwühlt, um Ausdrücke zu den ihm zuströmenden Gedanken zu finden, dessen Figuren vom Könige bis zum Pöbel überall, auch unter dem Reifrocke, Menschen sehen, die warmes Blut im schlagenden Herzen trügen und kitzelnder Galle in schalkhaften Scherzen Luft machten, keine Vapeur's kennten, nicht in müßigen Formularen hinstürben, nichts von dem tödtenden Wohlstande wüßten! Nach Shakespeare's Beispiel, so wird in jener formlosen, hier lächerlich übertriebenen Sprachweise Herder's gelehrt, soll das Individuelle im Schauspiele dominiren, der charakteristische und Caricaturmaler gilt zehnmal höher als der idealische. Alles, was Aristoteles sagt, ist nichts; die Handlungen sind in der Tragödie um der Person willen da; hier gilt der Grundsatz: **fabula est una, si circa unum sit.**" *) Was würde Oeser zu seinem Zöglinge gesagt haben, wenn er ihn jetzt mit solchen ultranaturalistischen Ansichten wiedergefunden hätte!

Indem so in Goethe's Gesellschaftskreise nichts gelten sollte, als Wahrheit, Natur, aufrichtige Empfindung, Geradheit, Derbheit, mußte man sich von der französichen Literatur und überhaupt von französischer Art und Sitte, wenn diese gleich durch den Ort so nahe gelegt wurden, mit jedem Tage mehr abwenden. Die Literatur der Encyklopädisten erschien

*) Gervinus IV, S. 516.

den jugendfrohen Gesellen abgelebt, greisenhaft, übercomplicirt; es war ihnen, wenn sie einen Band ihres ungeheuern Werkes aufschlugen, nicht anders zu Muthe, als ob sie zwischen unzähligen schnarrenden und rasselnden Spuhlen und Weberstühlen einer großen Fabrik einhergingen. Bücher, wie Holbach's **Système de la nature** kamen ihnen „so grau, so chimärisch, so todtenhaft vor, daß sie vor ihnen, wie vor Gespenstern schauderten;" sie wurden dadurch aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik, gram und warfen sich um so leidenschaftlicher auf's lebendige Wissen, Erfahren, Thun und Dichten hin. Voltaire war ihnen ein altes eigenwilliges Kind; sein unermüdliches Fortarbeiten betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters. Goethe'n hatte er besonders durch sein Bekämpfen der heiligen Schriften manche unangenehme Empfindung erregt. Indeß mußte man sich doch gestehen, daß auch unter den Franzosen sich hier und da ein neuer, frischer Geist regte. Rousseau und Diderot stellten sich der Verschrobenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse entgegen und drängten in Leben und Kunst zum Natürlichen zurück. Der Schauspieler Aufresne, der in jener Zeit nach Straßburg kam, machte in seinem tragischen Spiele Opposition gegen den alten, feierlichen, vornehmen Styl und erschien mit der wahrsten, natürlichsten Würde auf der Bühne.

Wie sich Goethe an der Grenze Frankreichs von der französischen Literatur lossagte, so ward er auch in Straßburg der französischen Sprache untreu, deren gründliche Erlernung doch der Hauptzweck war, welcher ihn diese Stadt vor anderen Hochschulen hatte wählen lassen. Die Ephemeriden zeugen zwar noch von mannichfacher französischer Lectüre,

es finden sich daraus Stellen aus Sully's Memoiren, aus de Thou, Malebranche, Montesquieu, Voltaire, Rousseau u. A., ferner ein Couplet aus dem Mercure de France, auch Bemerkungen in französischer Sprache, die nicht aus Büchern ausgehoben, sondern von Goethe selbst zu eigener Uebung im Französischen gemacht zu seyn scheinen. Aber einzelne Notizen deuten auch schon auf die sich bildende Ueberzeugung hin, daß alle Bemühungen eines Fremden, sich vollkommen französisch auszudrücken, erfolglos bleiben müßten. „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet," heißt es S. 15 des Tagebuchs, „ist wie Einer, der in einem fremden Hause wohnt." Goethe mochte wohl fühlen, daß die stereotypen Ausdrucksformen, die glatten, abgezirkelten Wendungen der französischen Sprache keine Gefäße werden konnten für die sprudelnde Fülle von Gedanken, Empfindungen, Ahnungen eines jungen Geschlechts, das eine neue Periode der Literatur herbeizuführen berufen war; und wahrscheinlich in diesem Sinne nahm er in den Ephemeriden folgende Sentenz aus Malebranche auf: „**Quand on parle comme les autres et selon les idées vulgaires, on ne dit pas toujours ce que l'on pense.**" Der Eigensinn, womit die Franzosen, an der herkömmlichen Redeweise haftend, jede leise Abweichung davon in der Sprache des Fremdlings zwar nicht zu belachen, aber zu verbessern pflegen, mußte ihm doppelt lästig fallen, da er sein Französisch aus alten und neuen Schriftstellern, aus dem Umgange mit Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, aus den Vorträgen von Schauspielern und französischen reformirten Geistlichen gesammelt hatte, und so ein recht buntscheckiges Idiom redete, welches auf jedem Schritt und Tritt einen gebildeten Franzosen zum Tadel aufforderte. So kam

25 *

er denn zuletzt zu dem Entschlusse, die französische Sprache gänzlich abzulehnen, und sich mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen. Von diesem Entschlusse zeugen denn auch die vier letzten Blätter der Ephemeriden, welche die auf's Deutsche gerichtete Aufmerksamkeit bis in's einzelne Lexikalische veranschaulichen. Es erhellt daraus, daß er damals Dietrich's von Stade Erklärung deutscher Wörter las, und die Aufzeichnung einer Reihe von elsassischen Ausdrücken beweis't sein Interesse für die Landesmundart.

Auf eine gänzliche Abwendung von der französischen Poesie deuten auch die drei dramatischen Arbeiten, deren Grundlinien oder vielmehr embryonische Ansätze in die Straßburger Periode fallen: Götz von Berlichingen, Faust und Julius Cäsar. Namentlich hing die Conception des Götz auf's Engste zusammen mit seiner durch die nähere Anschauung des französischen Wesens gesteigerten Achtung und Neigung für deutsche Sinnesart, dann aber auch mit der wachsenden Vorliebe für die mittleren Zeiten unserer Geschichte, die besonders in seinem Studium des ehrwürdigen Münstergebäudes reiche Nahrung fand, mit seiner „Herüberwendung vom historischen, pergamentenen, in Herkommen und Gelehrsamkeit verdunkelten und behinderten Rechte zum natürlichen, ursprünglichen, in That und Mitgefühl beglaubigten," *) und was die Form im weitesten Sinne betrifft, mit seiner Begeisterung für Shakespeare's Poesie. Daß in Straßburg schon Etwas von Götz aufgeschrieben wurde, ist nicht wahrscheinlich. Wir dürfen es indessen unbedenklich mit diesem dramatischen Plane in Verbindung

*) A. Schöll a. a. O. S. 136.

bringen, wenn wir Goethe in den Ephemeriden beschäftigt finden, in der deutschen Geschichte den Ursprung der Selbsthilfe zwischen den Reichsgliedern, die Gründung freier Städte und ihr Verhältniß zu den Rittern u. dgl. aufzusuchen.*)

Für den Faust hatte sich gleichfalls nach Goethe's eigenem Berichte schon in Straßburg ein tiefes Interesse bei ihm eingewurzelt. „Die bedeutende Puppenspielfabel," sagt er, „klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben, uud war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, so wie manche andere, mit mir herum, und ergötzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben." Mit diesem Interesse stand ohne Zweifel auch die Lectüre magischer und mystischer Schriften im Zusammenhange, worauf, wie uns bereits bekannt ist, die Ephemeriden hindeuten. Denn „wenngleich," wie A. Schöll richtig bemerkt, „auf solche Stoffe seine medicinische Liebhaberei, sein theologisches Bedürfniß und die Art Philosophie, womit er diesen Richtungen eine gewisse Einheit gab, ihn hinführten, so waren es auch gerade diese Neigungen, die ihn zum Dichten eines Faust befähigten, ja dieses Dichten war für dieselben der vollkommenere Abschluß, den seine Philosophie nicht erreichte; und sobald es zur Absicht geworden war, mußte es jene Stoffe sich zu Gebrauch oder Vorübung in größerer

---

*) Schöll S. 136 f. — Eine nähere Betrachtung des Götz wird im zweiten Theile dieser Schrift folgen.

Ausdehnung, als der eigene Gemüthsbedarf heischte, heranziehen. Es war nöthig, die Vorstellungswelt des Zaubers, des Aberglaubens, der Dämonologie und der hier sich ihr verknüpfenden, dort entgegenstellenden christlichen Mystik sich geläufig zu machen. Die Gegensätze von Vorurtheil und Kritik, Glauben und Zweifel, wie wir sie für alle Gedankenkreise des Studirenden neben und durch einander gestellt sahen, gehörten beide gleich sehr in einen Faust."

Von dem Plane, Cäsar zum Helden eines Drama's zu machen, kannten wir, bevor Schöll die Ephemeriden veröffentlichte, nur Spuren aus späteren Jahren. In einem Briefe Goethe's an den Consul Schönborn in Algier vom 1. Juni 1774 heißt es: „Noch einige Plane zu großen Dramas habe ich erfunden, d. h. das interessante Detail dazu in der Natur gefunden, und in meinem Herzen. Mein Cäsar, der euch nicht freuen wird, scheint sich auch zu bilden." Er trug, wie es scheint, den Gedanken noch mehrere Jahre mit sich herum. Wenigstens enthält das Theater-Journal für Deutschland vom Jahre 1777 eine Probe von einem Drama Cäsar, von Meißner, welches der Verfasser unvollendet gelassen, weil er hörte, daß Goethe denselben Gegenstand bearbeite. Aus den Ephemeriden sehen wir jetzt, daß Goethe schon in Straßburg mit dem Plane umging, und wir finden sogar von diesem unausgeführt gebliebenen Stücke bestimmtere Spuren, als von den wirklich gewordenen Götz und Faust. „Auf den letzten Seiten des Tagebuches begegnen uns einige Zeilen, welche dem Drama Cäsar zugedacht waren. Sie athmen so ziemlich den Sturm- und Drangstyl. Vom Plane verrathen sie, daß er nicht minder weitschichtig und episch-dramatisch angelegt war, als der

nächst ausgeführte des Götz. Man sollte den Helden schon in seiner bedrängten Jugend sehen, da er, von Familie zum Anhange des Marius gehörig, von dessen Besieger Sulla am Leben bedroht, allmälig mit Vorsicht und Kühnheit sich unter diesem Tyrannen heraufarbeitete. Pompejus sollte gleichfalls, wie es scheint, mit Sulla, dem er zu seinem Parteisiege verholfen hatte, und nun unter ihm sich hob, im Vordergrunde stehen, bis sich, nach dem Tode des Dictators, Cäsar mit ihm verband, um erst neben, dann über ihn zu steigen.*) Als Belege des hier Gesagten können folgende auf dem letzten Blatte der Ephemeriden mit flüchtiger Hand hingeworfene Bruchstücke dienen:

„P.(ompejus?) — Sie hassen dich von Herzen.

Sylla. Wenn sie nur erkennen, was ich bin; das Uebrige steht bei ihnen, Liebe und Haß."

„Es ist was Verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem über'n Kopf wachsen wird. Sylla."

„Er ist ein Sakermentskerl. Er kann so zur rechten Zeit respectuos und stillschweigend dastehen und horchen, und zur rechten Zeit die Augen niederschlagen und bedeutend mit dem Kopfe nicken."

„Cäsar. Du weißt, ich bin Alles gleich müde, und das Lob am ersten und die Nachgiebigkeit. Ja, Servius, ein braver

---

*) A. Schöll a. a. O. S. 138 f.

Mann zu werden und zu bleiben, wünsch' ich mir bis an's Ende große, ehrenwerthe Feinde.

Servius nießt.

Cäsar. Glück zu, Augur! Ich danke dir."

„So lange ich lebe, sollen die Nichtswürdigen zittern, und sie sollen das Herz nicht haben, auf meinem Grabe sich zu freuen."

Nichts kann uns eine größere Vorstellung geben von der Weite und Fülle der Welt, die sich damals in Goethe's Brust bewegte, als wenn wir bedenken, daß drei Sujets, wie Faust, Götz und Cäsar neben einander in seinem Geiste sich entwickelten. Wenn das erste einen universellen Charakter hatte, und die Keime zu einer Gesammttragödie des Menschen enthielt, so beschäftigten sich die beiden anderen mit zwei Hauptseiten des Gesellschafts- und Culturlebens, mit Freiheit und Herrschaft. Schöll meint, es erkläre sich leicht, warum Cäsar nicht, wie die beiden gleichzeitigen Dramenentwürfe, zur Ausbildung gelangt sey, dieser Gegenstand sey lange nicht mit so tiefen Fasern als jene beiden in Goethe's eigene Geistesentwickelung verflochten gewesen. Aber einem Geiste, wie dem seinigen, ist die Idee der Herrschaft eingeboren, und er mußte mit einem Cäsar sich noch verwandter fühlen, als mit jenem „rohen, wohlmeinenden Selbsthelfer in wilder, anarchischer Zeit." Man denke nur an sein Interesse für Mahomet, als erobernden, Staaten und Dynastieen stiftenden Religionsgründer, und an seine Vorliebe für Napoleon. Jedenfalls haben wir es zu

bedauern, daß Goethe jenen Stoff unausgeführt gelassen; es hätten sich in dieser Dichtung wahrscheinlich Seiten seines Wesens hervorgekehrt, die nun keinen vollen Ausdruck gefunden haben, und von denen Mancher vielleicht nicht sehr erbaut worden wäre, wie er ja auch an Schönborn schreibt, daß sein Cäsar ihn nicht freuen werde.

Unter so mannichfachen Interessen, Anregungen und Beschäftigungen vernachlässigte Goethe doch nicht ganz seine Vorbereitung zur Promotion, wenn er sie gleich als eine Nebensache behandelte. Für das Examen hatte er, wie wir wissen,*) schon frühe gesorgt, aber auch für die Dissertation legte er sich bei Zeiten Collectaneen an, und begann spätestens im Herbste 1770 daran zu arbeiten; denn in einem Briefe an Engelbach vom 10. September 1770**) heißt es: „Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen, und ich poßle par compagnie an meiner Disputation.“ Indeß ließ er diese Arbeiten fallen, da er klug genug war, bald zu sehen, „daß, um eine besondere Materie abzuhandeln, auch ein besonderer und anhaltender Fleiß erforderlich sey, ja daß man nicht einmal ein solches Besondere mit Glück vollführen werde, wenn man nicht im Ganzen, wo nicht Meister, doch wenigstens Altgeselle sey.“ Seine Freunde gaben ihm nun den Rath, über Theses statt über einen Tractat zu disputiren, was in Straßburg nichts Ungewöhnliches sey; allein sein Vater, dem er darüber schrieb, erklärte sich damit nicht einverstanden. So war denn Goethe genöthigt, sich auf etwas Allgemeines zu

*) S. oben S. 297.
**) Schöll S. 47.

werfen, und wählte das Thema: „daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sey, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem sich weder die Geistlichkeit noch die Laien lossagen dürften," eine Behauptung, die er theils raisonnirend, theils historisch zu beweisen suchte. In der Selbstbiographie heißt es, er habe diese Arbeit, weil er mit der Kirchengeschichte schon von früher her ziemlich vertraut war, fast ganz aus sich selbst schöpfen können. Indeß deuten die Ephemeriden auf mehrfache Lectüre hin, welche mit seiner Dissertation im Zusammenhange zu stehen scheint; so finden sich Citate aus den Vorlesungen über Schiller's kanonisches Recht von Leyser, den er auch in der Selbstbiographie „zum Vorbilde" gewählt zu haben bekennt, aus Mosheim's Kirchengeschichte, aus Schulting's Vergleichung mosaischer und römischer Gesetze, aus der Baseler Reformationsordnung u. a. Absichtlich ging er bei der Behandlung des Gegenstandes im Sinne eines kühnen Protestanten zu Werke, weil er, bei seiner Abneigung gegen den Druck seiner Sachen, nichts lebhafter wünschte, als daß die Schrift nicht die Censur der Facultät passiren möchte. Zum großen Verdrusse seines Vaters, der sich mit der Arbeit sehr zufrieden bezeugt hatte, ging jener Wunsch in Erfüllung. Der Decan erklärte nach vielen Lobeserhebungen, daß es nicht räthlich sey, die Schrift als akademische Dissertation bekannt zu machen, und forderte Goethe'n auf, über Theses zu disputiren.

Die **Promotion** erfolgte am 6. August 1771. Nach den Mittheilungen aus Böttiger's Nachlasse*) war Lerse

---

*) Literar. Zustände und Zeitgenossen, S. 60. Indeß wimmelt die

Respondent, und trieb Goethe'n so in die Enge, daß dieser deutsch anfing: „Ich glaube, Bruder, du willst an mir zum Hektor werden!" Als Lerse merkte, daß dem Decan der Spaß zu arg wurde, schloß er mit einem fein gedrechselten Complimente, und die Sache hatte damit ihr Bewenden. Einem Briefe zufolge, den Goethe nach der Universitätszeit aus Frankfurt an Salzmann richtete,*) muß er bei der Promotion nur den Grad eines Licentiaten (licencié en droit) erlangt haben. „Lieber Mann," so beginnt das Schreiben, „der Pedell hat schon Antwort: Nein, der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit, und auch das Ceremoniel weggerechnet, ist mir's vergangen, Doctor zu seyn. Ich hab' so satt am Licentiaten, so satt an aller Praxis, daß ich höchstens nur des Scheines wegen meine Schuldigkeit thue, und in Deutschland haben beide Gradus gleichen Werth. Ich danke Ihnen für Ihre Vorsorge; wollten Sie das mit einem Höflichkeitssäftchen dem Herrn Professor andeuten u. s. w." Ob ihm nicht dennoch später das Doctordiplom zugefertigt worden ist, hat nicht ermittelt werden können; so viel ist gewiß, daß ihm vom Schlusse der Universitätszeit bis zur Ernennung zum Geheimen Legationsrathe gewöhnlich der Doctortitel gegeben wurde; sogar der Vater und die Mutter pflegten, ihn mit Behagen den Doctor zu nennen.

Am Tage nach Goethe's Promotion starb der ehrwürdige Schöpflin, der vortreffliche Geschichtsforscher, welcher

---

Schrift gerade an dieser Stelle besonders von nachweislichen Irrthümern.

*) S. das Morgenblatt, 1838 Nr. 25 bis 38. Der Brief ist ohne Datum, den Ort der Absendung macht das Postzeichen kennbar.

dem Elsaß, dem südlichen Deutschland seine Vorzeit aufgeschlossen, in der allgemeinen Geschichte zuerst die Germanen von den Celten gesondert, den Entscheidungspunct der Erfindung der Buchdruckerkunst festgestellt, in Mannheim die Akademie der Wissenschaften gestiftet hat, und bis in's höchste Alter das Vertrauen von Staatsmännern und Fürsten genoß. Auch ohne nähere Berührung mit Goethe hatte er durch seine glänzenden Eigenschaften spornend und stärkend auf den Jüngling eingewirkt. In näherm Verhältnisse zu ihm standen Schöpflin's Schüler und Studienverwandte Koch und Oberlin. Mit Salzmann befreundet, hatten Beide auf eine liebreiche Weise von Goethe Kenntniß genommen. Indem sie auf sein sicheres Ergreifen äußerer Gegenstände, sein glückliches Gedächtniß, seine Fähigkeit, den Sinn der Sprachen zu fassen, seine Gabe leichter und lebhafter Darstellung großen Werth legten, gedachten sie, ihn für das Studium der Geschichte, des Staatsrechtes und der Redekunst zu gewinnen, und stellten ihm dabei eine akademische Professur in Straßburg, und weiterhin einen Platz bei der deutschen Canzlei in Versailles in Aussicht, ein Plan, der sich an jener wachsenden Abneigung Goethe's gegen französische Sprache und Literatur, gegen französische Art und Sitte zerschlug.

Beide Männer machten sich dadurch um Goethe verdient, daß sie seiner leidenschaftlichen Liebhaberei für alterthümliche Reste zu Hilfe kamen. Sie gestatteten ihm den Besuch des Museums, welches vielfache Belege zu Schöpflin's großem Werke **Alsatia illustrata** enthielt. Diese Schrift, die er erst nach der Saarbrücker Reise kennen lernte, kam ihm jetzt gegen den Schluß seines Aufenthaltes zu Straßburg bei größeren und

kleineren Excursionen gut zu Statten. Oberlin wies ihn insbesondere auf die Denkmale der Mittelzeit hin, und machte ihn mit den daher noch übrigen Ruinen und Resten, Siegeln und Documenten bekannt; ja er bemühte sich, ihm Neigung zu den Minnesängern und Heldendichtern einzuflößen, wobei ihm jedoch von Goethe's Seite keine rechte Empfänglichkeit begegnete.

Die eben erwähnten Ausflüge, die besonders nach dem obern Elsaß gerichtet waren, hätten ihm noch größere Belehrung eingebracht, wenn er sie nicht mit seinen aufgeregten Shakespeare=Genossen angestellt hätte. Die leider verloren gegangene Hauptausbeute derselben war eine Fülle kleiner Verse, welche den lustigen Gesellen bei jeder Veranlassung entsprudelten. So ließen sie in der fruchtbaren Gegend zwischen Colmar und Schlettstadt possierliche Hymnen an Ceres ertönen. Eine mit unzähligen Gläubigen auf den Ottilienberg begangene Wallfahrt ist uns deßhalb interessant, weil Goethe sich bei dieser Gelegenheit aus den Erzählungen der frommen Pilger das Bild und den Namen der schönen Ottilie einprägte, womit er nach langen Jahren die Hauptfigur in seinen Wahlverwandtschaften ausstattete.

Solchen zerstreuenden Lustfahrten gab sich der Jüngling um so leidenschaftlicher hin, als ihn die Ueberzeugung, daß mit dem nahe bevorstehenden Abschiede von Straßburg sich das Verhältniß zu Friederiken auflösen müsse, mit jedem Tage mehr zu ängstigen begann. Seine Besuche in Sesenheim wurden um diese Zeit seltener; aber der Briefwechsel mit der Geliebten ging desto lebhafter fort, und erhielt seine Leidenschaft immer gleich rege. Ungeachtet aller Beschäftigungen, die sich gegen das Ende des Aufenthaltes zu

Straßburg gewaltsam über einander drängten, konnte er sich nicht versagen, Friederike noch einmal zu sehen. Das Andenken an diesen peinlichen Abschiedsbesuch hat Goethe so sehr gemieden, daß er sich in späteren Jahren der Einzelnheiten nicht mehr zu erinnern wußte. Es blieb ihm nur Friederikens Bild gegenwärtig, wie sie, mit Thränen in den Augen, ihm noch auf's Pferd hinauf die Hand zum Lebewohle reichte. Als er kummervoll den Fußpfad auf Drusenheim zu ritt, sah er mit den Augen des Geistes sich selbst denselben Weg zu Pferde entgegenkommen, und zwar in einem hechtgrauen Kleide mit etwas Gold, wie er es nie getragen. Die Gestalt verschwand, sobald er sich aus dem Traume aufschüttelte. Acht Jahre später fand er sich gerade in einem Kleide, wie es ihm der Traum gezeigt, das er nicht aus Wahl, sondern aus Zufall trug, auf dem nämlichen Pfade, um Friederiken noch einmal zu besuchen.*)

In den letzten Tagen seines Straßburger Aufenthaltes nahm ihn noch einmal das herrliche Münstergebäude lebhaft in Anspruch. Er machte in ansehnlicher Gesellschaft auf einem Landhause die Bekanntschaft des über die Baulichkeiten gesetzten Schaffners, und erhielt von diesem die Originalrisse zur Einsicht. Hier fand er nun bestätigt, was ihm schon längst aus der Ansicht des Gebäudes selbst eingeleuchtet hatte,

---

*) Ueber die weiteren Schicksale des liebenswürdigen Mädchens, an dem jene Verwünschung der Tanzmeisterstochter Lucinde nur zu sehr in Erfüllung gehen sollte, werden wir im folgenden Theile unter dem Jahre 1779, wo Goethe sie zum letzten Male sah, das Ermittelte gedrängt zusammenstellen.

daß nicht bloß der zweite Thurm fehlte, sondern auch der eine nicht ganz ausgeführt sey. Mit großem Bedauern, von dem Daseyn jener unschätzbaren Rollen nicht früher unterrichtet gewesen zu seyn, zeichnete er noch eilig die unausgeführt gebliebenen Thurmspitzen durch ölgetränktes Papier.

Die Rückreise nach Frankfurt ging über Mannheim. Von dem Director der dortigen Zeichenakademie und erstem Bildhauer, Peter von Verschaffeldt, freundlich empfangen, eilte er sogleich in den vielgerühmten Antikensaal. Er trat in einen großen, viereckigen, bei außerordentlicher Höhe fast kubischen, wohlerleuchteten Raum, worin die herrlichsten Statuen des Alterthums nicht bloß an den Wänden gereiht, sondern auch innerhalb der ganzen Fläche durch einander, auf ihren Postamenten beweglich, aufgestellt waren. Nachdem er sich erst eine Zeitlang dem Gesammteindrucke dieses Bildsäulenwaldes, dieser „großen, idealen Volksgesellschaft," hingegeben hatte, wandte er sich einzelnen, ihn besonders anziehenden Gestalten zu, und verweilte lange beim Apoll von Belvedere, bei dem sterbenden Fechter und den Gruppen von Kastor und Pollux. Vor allen aber fesselte ihn Laokoon. Er vergegenwärtigte sich, was über ihn verhandelt und gestritten worden war, und entschied sich die berühmte Frage, warum er nicht schreie, dahin, daß er, den augenblicklichen Biß der Schlange fliehend, den Unterleib einziehe und daher nicht schreien könne, ein Gedanke, den er, wie so manchen andern, viele Jahre lang im Stillen wachsen und reifen ließ, bis er ihn später in den Propyläen ausführlich darlegte.*) Auch von antiker Architektur sollte ihm hier

*) S. Goethe's Werke (Ausg. in 40 Bdn.) Bd. 30, 303.

ein Vorschmack zu Theil werden: er fand den Abguß eines Capitäls der Rotonde, und fühlte beim Anblicke der eben so ungeheuern als eleganten Akanthblätter, daß sein Glaube an die nordische Baukunst doch nicht ganz unerschütterlich sey. Indeß fielen diese Anschauungen wie ein Samen in sein Inneres, der erst in späterer Zeit zu einer reichen Fülle von Blüthen und Früchten sich entfalten sollte. Noch war die Epoche nicht gekommen, wo er mit der reinen, stillen Kunst der Alten sich innig befreunden konnte; er mußte zuvor noch eine stürmisch bewegte Periode durchleben, und wurde, wie er selbst sagt, erst auf einem großen Umwege in diesen Kreis zurückgeführt.

So kam denn unser Freund, von Kunst und Leben gleich aufgeregt, wieder im Vaterhause an. Groß war die Umwandelung, die inzwischen mit ihm vorgegangen war. Die Trübheit, der hypochondrische Druck, der auf seinem Geiste gelastet hatte, war hinweggeräumt; an die Stelle des zagenden und schwankenden Wesens war ein hohes Selbstbewußtseyn, ein frisches Kraftgefühl, ein freudiger Lebensmuth getreten, die eigentlichen Lehrjahre waren vorüber, die Schwingen seines Genius hatten sich entfaltet, aus dem lenksamen, hingebungsvollen, unsichern Lehrlinge war ein kecker, wohlgemuther Kunstgeselle geworden, der fortan sich kühner die eigenen Pfade suchte, und bald durch leuchtende Geisteswerke die Augen der Welt auf sich ziehen sollte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

211.

Werner

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Viehoff, Heinrich,

Goethe's Leben

Bd.: 1

Stuttgart 1847

Biogr. 2410-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068603-5